

Jahrgang III.

No. 1.

Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Patrioten. — Münchener Theater. — **Bemerkungen:** Ernst
v. Possart. — Schwarzkünste. — Polizeibericht. — 2 Briefe. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt 3200Pseu-
anderes Material,
ca. 2130 Selten mit
staben, vornehm
zendes Geschenk,



Zeitgenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
autgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund., ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 1

München,
April 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Das Elend der Diplomatie.

Der zukünftige Historiker, der den Zusammenbruch der europäischen Großmächte und daraus folgend die allmähliche Auflösung der Staatszentralen in autonome Wirtschaftsgefüge des Sozialismus zum Gegenstand seiner ergründenden Studien macht, wird den großen Balkankrieg 1912/13 als Ausgangspunkt der Epoche buchen müssen, in der der Biß im politischen Unterbau der Gesellschaftsordnung allem Kleister zum Trotz sichtbar ward und das Werk der Zerstörung unaufhaltsam einsetzte. Er wird schildern müssen, wie der Wiener Kongreß 1815 unter der Leitung des biegsamen Intriganten Metternich das von Napoleons nachdrücklicher Handschrift übermalte Kartenbild Europas für ein Jahrhundert im wesentlichen fixierte, wie Bismarcks großzügige Politik durch die Verbindung des nichtösterreichischen Deutschlands zu einem Reich die Hegemonie Mitteleuropas in seiner Hand befestigte, und wie sich in den zwanzig Jahren nach seinem Sturz die von ihm gehaltenen Fäden lockerten, bis die berühmte Staats-

kunst der europäischen Diplomatie dank der vollkommenen Unfähigkeit aller daran teilnehmenden Persönlichkeiten jammervoll in die Brüche ging. Er wird im besonderen darauf hinweisen müssen, wie der Mißklang in das europäische Konzert hinein die ganzen hundert Jahre hindurch immer wieder aus der Südostecke erklang, wie der geniale Dirigent Bismarck 1878 im Berliner Kongreß die türkischen, kretischen, mazedonischen und albanischen Mißlaute in seine Symphonie hineinkomponierte, wie ihm dann der Taktstock aus der Hand gewunden wurde, und wie von da ab die balkanische Katzenmusik lauter als irgend wann vorher die sanfte Harmonie des Mächtteständchens zerstörte.

Der zukünftige Historiker wird nicht umhin können, festzustellen, daß die Schließung des Balkanbundes 1912 und der Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und den vier angrenzenden Königreichen der erste nicht mehr mißzuverstehende Beweis dafür war, daß trotz der Zusammenschlüsse der Großstaaten in Dreibund und Tripleentente die tatsächliche Macht der sogenannten Mächte gebrochen war. Denn hatte schon der Marokkokonflikt und die unfruchtbare lächerliche Diplomaten-Konferenz in Algeciras bewiesen, daß die europäischen Staaten aus allen internationalen Schwierigkeiten nie einen andern Ausweg zu finden wußten, als die Schwächung der eigenen Existenz durch immer noch gesteigerte Kriegsrüstungen, so war im Jahre 1911, als der Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Serbien unvermeidlich schien, evident geworden, daß jedes Rütteln am Balkanpfosten die Erschütterung des europäischen Friedens und damit die schwerste Gefährdung des Bestandes der Staaten selbst bewirken müßte.

Als der Krieg vor allen sehenden Augen zu Ungunsten der Türkei entschieden war, setzten sich in London die Botschafter zusammen, um — nicht um

dem fürchterlichen Blutstrom einen Damm zu bauen, sondern um Friedensbedingungen aufzustellen, bei denen jeder für sein Land einen besonderen Rebbach heimtragen könnte. Was dabei zustande kam, war eine unerträgliche Pression auf das besiegte Land, dessen Regierung widerwillig nachgab, aber durch die Revolution im eigenen Hause gezwungen ward, weitere und noch viel größere Menschenopfer zu bringen und von ihren Feinden zu fordern. Damals hätten es die Diplomaten in der Hand gehabt, durch billiges Entgegenkommen gegen alle kämpfenden Parteien und durch sanften Druck auf die Habgier der Sieger viele Tausende von Menschenleben von dem unrühmlichen Tode des maschinenmäßigen Hingemordetwerdens zu retten, wenn nur neben den materiell-egoistischen Gesichtspunkten auch ein wenig menschliches Gefühl zur Beratung zugelassen worden wäre. Aber der Augiasstall der russischen Selbstherrlichkeit, der schon im eigenen Lande unzählige tapfere Männer und Frauen in seinem Dreck ersäuft hatte, mußte seine giftige und mörderische Jauche auch noch verheerend über die Grenzen spritzen, sodaß die Einigung auf einer menschlich möglichen Basis vereitelt wurde.

Es kamen die Nachrichten von den grauenhaften Metzeleien der Serben und Montenegriner in Albanien, das die Großmächte mit eigener Staatsgewalt auszustatten beschlossen, und dem die slavischen Völker deshalb die gänzliche Ausrottung gelobt hatten. Dem nationalen Furor paarte sich religiöser Wahnsinn, dem organisierten Morde des Krieges der nicht-organisierte wüstester Freibeuterei. Blutige Nötigung zum Glaubenswechsel, verbunden mit Totschlag, Notzucht und Räuberei gab die teuflische Begleitmusik zu dem selbstmörderischen Heldenmut, mit dem die alles Wissens um sich selbst entkleideten und bei aller viehischen Roheit bedauernswerten Sol-

daten die eigentlichen Kriegsschlachten lieferten. — Dies alles ließ die europäische Diplomatie kalt, *A la guerre comme à la guerre.*

Aber Adrianopel fiel. Nachdem ihnen die Stadt schon von den Mächten zugesichert war, erstürmten die Bulgaren sie unter furchtbaren Verlusten und zogen zwischen den vom Verteidiger in Brand gesteckten Straßen ein. Tausende mußten auf beiden Seiten sterben: damit ihre Führer als Helden in die Annalen ihrer vaterländischen Geschichte kommen. Die Einnahme dieser Stadt machte die Bevollmächtigten Europas nervös, obwohl sie an der politischen Konstellation nichts änderte. Aber zugleich drohte die Eroberung Skutaris durch die Montenegriner, — und die Diplomaten haben, um einen Krieg zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten, bestimmt, daß Skutari albanisch werden solle. Die tatsächliche Einnahme der Festung mußte also das Konzept verderben.

Montenegro — das darf nicht verkannt werden — führt, da es sich einmal in den Krieg eingelassen hat, einen Kampf um die Existenz. Es hat einen völlig beispiellosen Heroismus im bisherigen Verlauf der Ereignisse betätigt. Das ganze Land hat nur 240 000 Einwohner, also so viel wie eine größere deutsche Mittelstadt, und hat davon, was in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dasteht, nicht weniger als 12 Prozent ins Feld gestellt (Deutschland kann im äußersten Falle nur 4 Prozent der Bevölkerung mobil machen). Die kleine montenegrinische Armee hat — ein Fall ganz unglaublicher Selbstaufopferung — bisher schon ein volles Drittel ihrer Soldaten verloren. Das ganze Volk wird also, wenn der Krieg vorüber ist, nahezu dezimiert sein. Es hat den Krieg um Skutaris willen begonnen und geführt, hat alle die unmenschlichen Opfer für Skutari gebracht. Da ertönt kurz vor dem letzten Sieg, vor der Erreichung

des ersehnten Zieles, das Machtwort der Londoner Konferenz: Halt! Bis hierher und nicht weiter! — Und jetzt erleben wir es, daß das kleinste Königreich der Erde, das noch dazu bis zum letzten Lebensnerv geschwächt und erschöpft ist, auftritt gegen das Gebot der vereinten, mit unerhörten Machtmitteln ausgestatteten europäischen Staatsgewalten. Wir erleben das groteske Schauspiel, daß sich sämtliche europäischen Großmächte zu einer völkerrechtswidrigen Gewaltsaktion gegen das winzige Balkanländchen verbünden, und daß der montenegrinische Zaunkönig seinen entschlossenen Willen mit Erfolg der internationalen Kriegsschiffparade vor seinem Hafendörfchen entgegenstellt. Denn Nikita der Forsche weiß ganz genau, daß er die Suppe nicht so heiß wird löffeln müssen, wie sie ihm aufgetragen wird, weil jede energische Tat, die die Mächte ihrer energischen Pose folgen ließen, den Funken ins eigene Pulverfaß jagen kann, und weil ein um Montenegros willen entbrannter groß europäischer Krieg wohl zu allerletzt erst von Montenegro bezahlt werden müßte. Skutari wird also im begründeten Vertrauen auf die Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie allen Drohungen zum Hohn weiter beschossen. Fällt es angesichts der imposant vor der Küste kreuzenden Mischmasch-Flotte, dann ist das Gehirnschmalz der Londoner Botschafter nutzlos verschmiert, und die Kanonen Europas sind zum Platzen reif. Der Historiker der Zukunft wird, sofern er über Humor verfügt, das gegenwärtige Stadium der Angelegenheit einem Aristophanes mundgerecht erzählen müssen.

Daß Nikita sich durch sentimentale Anwandlungen nicht von seiner Desperadopolitik abbringen läßt, wird man ihm schwerlich verargen können. Was geht ihn das Schicksal der europäischen Soldaten an! Er hält sich an das Beispiel der Mächte, denen das wahnwitzige Menschenmorden auch erst an die Ner-

ven ging, als ihnen derlei Empfindsamkeiten in den politischen Kram paßten. Vorher ist es ihnen gar nicht eingefallen, sich den Geruch der verwesenden Weiber und Kinder in die Nase steigen zu lassen. Oesterreich hat ja im Falle Prohaska gezeigt, wie es gemacht wird. Als die Volkswut geheizt werden sollte, da waren die schändlichsten Greuel an dem Manne und seiner Familie verübt worden, und als man die Geschütze dann abschrirte, da hatte der Prizrender Konsul plötzlich seine Kinder und seine Mannbarkeit unversehrt wieder. Und jetzt: als die Blätter Einzelheiten über die fürchterlichen Schandbarkeiten veröffentlichten, die Bulgaren, Serben und Montenegriner an wehrlosen Geschöpfen verübten, hatte keine Regierung davon etwas erfahren, — als aber das Eingreifen der europäischen Staatsweisheit in die Ereignisse motiviert werden sollte, da tat auf einmal der Diplomatie das Herz weh von all dem Greuel.

Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ist natürlich noch gar nicht abzusehen. Nur soviel erkennt man, daß jede unvorhergesehene Kleinigkeit — und was hätten die Diplomaten wohl vorhergesehen? — zu gräßlichen Katastrophen führen kann. Das haben sogar die zur Balanzierung des internationalen Gleichgewichts eingesetzten Herrschaften begriffen und verlangen nun, daß die Völker sich kriegsbereit machen, um ihre angebrannte Brühe auszusuppen. In Deutschland, in Oesterreich, in Frankreich, in England — jedes Jahr neue Militär- und Flottenforderungen, und jetzt sind wir glücklich so weit, daß an die Wirtschaftskraft der Völker Ansprüche gestellt werden, die das Gespenst des allgemeinen Krachs selbst dem loyalsten Staatsbürger im Traum erscheinen lassen. In Frankreich Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit — will heißen: die Verminderung der jährlichen Produktion um hunderttausend Arbeitskräfte. In Deutschland Unfrucht-

barmachung eines halben Prozents des Nationalvermögens, — ich habe im vorigen Heft nachgewiesen, daß diese einmalige Steuer genau die gleichen Wirkungen hat, wie jede indirekte Steuer, und diese Beweisführung ist ohne weiteres auch auf jede sonstige Besteuerung von Erbschaften, Liegenschaften, beweglichem Besitz oder Geldwerten anzuwenden. Das alles kann — genau wie jede unverhülltere Belastung des arbeitenden Volkes — dem konsequenten Sozialisten gerade recht sein. Er sieht darin einfach eine Beschleunigung des Verfalles der kapitalistischen Einrichtungen und die Ebnung des Bodens für den Aufbau grundsätzlich neu organisierter Wirtschaftsverhältnisse. Der künftige Geschichtsschreiber wird eine dankbare Aufgabe darin finden, zu berechnen, wieviel Jahrzehnte die Staatspolitiker unserer Zeit den sozialistischen Revolutionären an propagandistischer Vorarbeit erspart haben.

Heute sind wir soweit, daß gute Leute mit solider Lebensführung, die sich all ihr Lebtage um keine Politik gekümmert haben, mit geängsteter Miene fragen: was wird werden? Das sorglose Vertrauen auf die unbeirrbar Kluge der Oberen, das sonst nur alle fünf Jahre durch das Stimmfanggetöse der Parteien unterbrochen wurde, scheint ein für allemal dahin. Der komische Appell der Staatsbetreuer an die Opferfreudigkeit der Deutschen vor hundert Jahren, die für die Einrenkung der Diplomatenentgleisungen wieder aufwachen soll, verhält vor der gesunden Unfröhlichkeit des Publikums, anderer Leute Dummheiten bezahlen* zu sollen. Die Kritik hat eingesetzt, wo sonst stumme Ergebung war. Die Diplomatie Europas ist zum Gespött der Schuljugend geworden.

Man gibt die Schuld an allem Unglück dem merkwürdigen Verfahren bei der Auslese der Diplomaten und vergißt dabei, daß die Vertreter der verfahrenen

Situation doch selbst nur der Ausdruck dieser Verfahrenheit sind. Denn ob die Staatsmänner wie in England aus den Kreisen des Großkapitals genommen werden, die die rein kapitalistischen Interessen der nationalen Volksausbeutung wahrnehmen, oder wie anderswo aus jener Leibe weit, die niemals Werte geschaffen hat, und die mit fremden Werten in der Weise herumaast, wie es jetzt im Stallmannprozeß so anmutig zutage tritt, das bleibt sich für die friedliche Entwicklung der Länder absolut gleich. Das Elend der gegenwärtigen Diplomatie hat nur das Verdienst, diesen Tatbestand vor aller Augen deutlich zu machen. Die Schilderung, wie der internationalen Diplomatie unserer Tage die Not der Zeit über den Kopf wuchs, wie sie bei ihren heimlichen Beratungen allen Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Völker verlor, und wie sie, die berufen war, den Gang der Staatsgeschäfte zu leiten, den Verfall der Staatsmöglichkeit in schicksalhaftem Verhängnis herbeiführte, — diese Schilderung wird ein besonders lehrreiches Kapitel im Geschichtswerk des zukünftigen Historikers bilden.

Münchener Theater.

Seit vier Monaten habe ich keinen zwingenden Anlaß mehr gefunden, die Kulturbemühungen der Münchener Theater hier Revue passieren zu lassen. Jetzt geht die Saison langsam zu Ende, und auf die Frage, was sie außer Wedekinds „Franziska“ Förderliches gebracht hat, wird die einzige orientierende Antwort ein vernehmliches Gähnen sein müssen. Zugegeben: Man hat im Hoftheater „Macbeth“ von Steinrück inszenieren lassen. Die Regie bot denn auch viel Kluges und Schönes, aber der Darstellung kann man, mit wenigen Ausnahmen, das einzige Gute nachsagen, daß in dem riesigen Opernbau wenigstens ein Teil der Peinlichkeiten verloren ging. (Uebrigens sah ich nicht Steinrück als Macbeth, sondern nur die spätere Besetzung.) Auch das soll anerkannt werden, daß man zu Hebbels hundertstem Geburtstag „Agnes Bernauer“

hervorholte. Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, die Aufführung zu sehen, da das Drama gleich wieder abgesetzt wurde. Aber ich unterstelle, sie sei glänzend gewesen, — ist Herr v. Franckenstein mit diesem Ergebnis seiner bisherigen Intendantentätigkeit zufrieden? Oder ist er auf die Auslese der modernen Stücke stolz, mit denen er uns im Residenz-Theater regaliert hat? Was hat sich denn davon bis jetzt auf dem Repertoire gehalten? Verdammt wenig — oder auch gar nichts. Es scheint, als wolle der neue Herr erst einmal die ganze Probezeit bis zu seiner festen Berufung hingehen lassen, ohne etwas von der Richtung seines eigenen Geschmacks zu veraten, damit er nur um Gottes Willen nicht irgendwo anstößt. Dabei übersieht er wohl, daß die absolute Physiognomielosigkeit seiner bisherigen Tätigkeit nachgerade von allen, die vom Hoftheater Kunst verlangen, sehr übel vermerkt wird. Wir danken dafür, uns zwei Jahre lang mit Limonade tränken zu lassen, ohne noch dazu die Garantie zu haben, daß nachher besseres Gebräu auf den Tisch kommt. Demaskieren Sie sich endlich, Herr Baron!

Das Schauspielhaus. Der Speisezettel dieser Kunstküche war ja wieder bunt genug, und es ist sicherlich erfreulich, daß wir doch ein Theater haben, das hinlänglich für Abwechslung sorgt. Herr Direktor Stollberg liebt es, den Münchnern die Stücke zu servieren, die anderswo die Häuser füllen oder als literarisch gelten. Wir können uns das gern gefallen lassen. Denn es ist nicht einzusehen, warum wir einen neuen Sudermann nicht sehen sollten, obwohl wir seine Mißbratenheit ungesehen vorhersagen können. Der Name steht in der Literaturgeschichte, und wir wollen uns mitunter überzeugen, daß ihr der benervtere Mensch mit Recht verpönt. Bringt uns doch das gleiche theatergeschäftliche Verfahren auch mal mit einem neuen Schnitzler in Berührung. Viel weniger Glück als mit solchen Anlehnungen an die Saison-Konjunktur hat das Schauspielhaus meistens mit Unternehmungen, die der eigenen Initiative entspringen. In der letzten Zeit gab es allerdings einige Premieren, die dem sechzigjährigen Direktor mit Vergnügen auf der positiven Seite angemerkt werden sollen. Eine Neueinstudierung der „Rose Bernd“ gab der neuen Kraft des Theaters, Frl. Annie Rosar, Gelegenheit, sich sehr vorteilhaft einzuführen. In „Marys großes Herz“, einer Komödie des geschmackvollen und klugen Korfiz Holm, die sich trotz ihres ausgezeichneten Dialogs auf dem Repertoire hält, erfreute Frau Otilie Gerhäuser durch die entzückende Verkörperung der liebenswürdigen, alternden Lebedame. — Im Uebrigen aber ist wenig Erbauliches sichtbar geworden. Mit gelindem Schau-

dern gedenke ich einer Aufführung von Strindbergs herrlichem „Rausch“ und mit Aerger des Versuchs, Ruederers „Morgenröte“ von neuem als eine historische Satire auszugeben. Die Aufführung stand — unter der Leitung des Autors und mit der prächtigen Lina Woiwode als Lola Montez — hoch über dem Niveau der üblichen Leistungen dieses Theaters. Aber daß ein solches Stück von einem literarisch wertenden Publikum goutiert wird, ist arg kompromittierend. Wenn ein Dramatiker seine eigenen Geschöpfe, um eine historische Begebenheit lächerlich zu machen, verächtlich werden läßt, so ist daß keine Satire, sondern Mangel an dichterischem Empfinden. Wenn man bedenkt, was man aus dem famos angelegten jungen, aufbrausenden Studenten in seinem Konflikt zwischen Ideal und Erotik hätte machen können, und wie lieblos Ruederer den Prachtjungen einfach zum dummen Bengel macht. — man möchte weinen. . . Aber ich wollte ja heute keine Stücke rezensieren, sondern nur die Theater. Das Schauspielhaus also hat die üppigste Speisekarte. Wäre nur die Zubereitung besser! Schauspielereische Talente sind da: Herr Günther erweist sich als recht brauchbare Acquisition, auch zu Herrn Kalser kann man die Direktion beglückwünschen. Die Damen Glümer, Gerhanser, Woiwode, Nicoletti, Rosar sind vorzügliche Kräfte. Woran fehlt's also? — An Regie, immer nur an Regie. Wird da einmal Wandel geschafft, dann kann das Schauspielhaus sein altes Renommee leicht wieder herstellen.

Bleiben noch die Kammerspiele. Ich bin ja nun einmal auch diesem Theater gegenüber immer ein Nörgler gewesen. Aber um die Tatsache, daß Dr. Robert die „Franziska“, an die sich so leicht kein Direktor gewagt hätte, zum Kassenstück machen konnte, das schon mehr als 25 Aufführungen hinter sich hat, kommt man nicht herum. Das ist eine Tat, vor der man den Hut ziehen muß. Kommt „Crainquebille“ hinzu, mit der erschütternden Leistung Carl Götzens, — dann sollen uns die ungarischen Reißer, die das Theater zu solchen Leistungen ernähren müssen, gerade recht sein. Nur soll man nicht glauben, daß Molnars „Märchen vom Wolf“, das eine schwächere Variation von Molnars „Leibgardist“ ist, aufhört, ein Reißer zu sein, weil die Regie einen großen technischen Apparat aufgeboden und illustre Gäste aus Berlin und Wien zur Darstellung gewonnen hat. Bleiben wir gegen die Kammerspiele skeptisch, und freuen wir uns, wenn wir recht häufig bekehrt werden.

Alles in allem ist sehr wenig Veranlassung vorhanden, mit dem gegenwärtigen Theaterbetrieb in München zufrieden zu sein. Die Herren Theaterdirektoren machen sich gegen-

seitig das Leben nicht schwer genug. Die kommerziellen Gesichtspunkte stehen zu weit im Vordergrunde, als daß das Bestreben zur Geltung käme, einander künstlerisch den Rang abzulaufen. — Natürlich soll durchaus nicht verkannt werden, daß ein Theatermann vollkommen in seinem Rechte ist, wenn er sein Institut in erster Reihe als Erwerbsgeschäft betrachtet. Kein Mensch kann verlangen, daß er sich wirtschaftlich ruiniere, um hohe Kunst für ein Publikum zu exekutieren, das für hohe Kunst kein Geld übrig hat. Nur darf er nie außer Acht lassen, daß nach außen hin das Kriterium für seine Leistungsfähigkeit nicht sein Kassenrapport, sondern seine künstlerische Arbeit ist. Zeigt sich das große Publikum gegen künstlerische Darbietungen unzugänglich und gleichgültig, so ist es gerade Sache des Theaterleiters, es durch gute Vorstellungen zu Geschmack und Interesse heranzubilden. Nur so kann er es verhindern, daß sich ein großer Teil des Publikums langsam vom Theater ganz abwendet und lieber in den Kientop geht, dem auch der feiner organisierte Mensch vor minderwertigem Theaterspiel schon lange den Vorzug gibt.

Bemerkungen.

Abschied vom Kausen. Armin Kausen ging von uns. Sein Tod reißt eine Lücke in den Schmutz in Wort und Bild, die selbst durch Rören nur ganz unvollkommen ausgefüllt werden kann. Um sein Grab vereinen sich dichtende und bildende Künstler, soweit je ihre Psyche sich von Eros befruchten ließ. So wie der Verstorbene hat niemand ihr Schaffen verfolgt, — verfolgt bis zum Staatsanwalt, bis zum Justizfiskus, bis zum Gefängnis. Die schmutzfindigsten Augen haben sich geschlossen. Die kotspürigste Nase hat ihre Fährte verloren. Nie wieder wird von den verblaßten Lippen ein Denuntiamento ertönen. Armin Kausens Mund ist verstummt und mit ihm die Telefonglocke der Sittenpolizei.

Wer wird künftighin die sittlich-keuschen
Warnungsschreie durch die Straßen röhren?
Wer wird in des Parkes Nachtgeräuschen
Die verbot'ne Lust des Lasters hören?
Wer wird in den Geisteswerken schnüffeln,
In der Kunst, im Wissensschatz nach Zoten?
Wer wird fürder die Regierung rüffeln:
Denn das Küssen ist noch nicht verboten. — ?
Wer wird unser Schutzmann sein auf Erden
Und verhindern tugendhaft und sittlich,
Daß die Menschen nackt geboren werden? —
Oh, der Tod ist hart und unerbittlich.

Freunde, laßt uns nicht verzweifeln. Die Allgemeine pornographische Rundschau ist uns erhalten geblieben. Der Geist des Verblichenen wird unter uns fortleben. Der Thamerus steht noch auf seinem Posten. So brauchen wir nicht darum zu bangen, daß das Bewußtsein der Unanständigkeit des Liebens im Volke untergehen könnte. Ernste Männer werden auch in Zukunft die sündhafte Geistesrichtung dem Volke fernzuhalten wissen, die zwischen sexuellen und fäkalischen Handlungen unterscheiden möchte. Denn wenn auch der Mensch Kausen aus unserer Mitte abberufen ward, — der Begriff Kausen wird dauern, solange es Sinnenfreude geben wird und ihre Ergänzung: Sinnenneid.

Der Kausen ist tot. — Das Kausen wird leben.

Sternickels Verteidiger. Auch in der entmenschtesten Brust, sollte man meinen, hat der Gott seine Stätte. Niemand sinkt so tief, daß er den Namen eines Bruders unter den Menschen verirken könnte. Ein wenig Nächstenliebe findet noch im letzten Verbrecher Spuren von Güte und menschlichem Anstand. Hätte nicht der unlebendige Schematismus der Strafjustiz aus allem Rechtssuchen ein trübsinniges Paragraphenstechen gemacht, dann hätte auch das Aufstellen eines Verteidigers an die Seite jedes Rechtsbrechers guten Sinn und schöne Wirkung — für den Sünder sowohl wie für die Richter.

August Sternickel erfreute sich eines Verteidigers, der vor den Geschworenen nicht den verirrtten Nebenmenschen bedauerte, der auf seine Fürsprache hoffte, sondern sich selbst, da ihm die Pflicht ward, einem Kerl beizustehen, für den er nichts als Abscheu empfand. Nichts, aber auch gar nichts wußte der Justizrat seinem Klienten nachzusagen, was das vom Staatsanwalt entworfene Porträt des Mörders den Geschworenen ein wenig freundlicher scheinen lassen konnte. Nicht einmal die Möglichkeit gab er zu, der wüste Geselle, der hemmungslos jeden umbrachte, an dem er einen lumpigen kleinen Geldraub unternehmen wollte, könnte gestörten Geistes sein. Die einzige Gefälligkeit, die er dem Massenmörder erwies, war die, daß er die Bedenken der Geschworenen, die von Sternickel verführten armen jungen Esel fürs Schaffot zu bestimmen, zerstreuen half.

Der Verteidiger erklärte, es sei nicht seine Aufgabe, den Angeklagten reinzuwaschen. Er habe nur seine Ueberzeugung wahrheitsgemäß auszusprechen. Wie sich die moderne Rechtslehre zu dieser Auffassung verhält, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß sich mein Menschlichkeitsgefühl mit aller Empörung dagegen sträubt. Was hat ein „Verteidiger“ noch für einen Wert, wenn sein subjektives Empfinden genügt, um aus ihm einen Gehilfen des Anklägers zu machen, dessen Worte bei den Geschworenen dreifache Wirkung tun, weil sie sich sagen müssen: Was für ein Rabenaas, dem selbst sein Fürsprecher das Messer wetzt! — Mein Gefühl hält es für die Pflicht eines Verteidigers, ohne Rücksicht auf seine persönliche Einstellung alles zusammenzutragen, was irgendwie geeignet ist, die Tat in milderem Licht erscheinen zu lassen. Ob der

Delinquent verrückt ist oder nicht, hat sein Verteidiger nicht zu entscheiden. Aber er hat es zur Frage zu stellen und hat die Möglichkeit nachdrücklich zu betonen. Er hat die menschlichen und bürgerlichen Züge des Angeklagten aufzuzählen, da die unmenschlichen und gesellschaftsfeindlichen ihm ja schon von seinem Ankläger vorgehalten sind. Aber dem Berater Sternickels fiel es nicht ein, darauf hinzuweisen, daß sein Schutzbefehlener der liebevollste Taubenfreund war, und daß er während der ganzen Verhandlung immer wieder mit wahrhaft philiströser Selbstzufriedenheit hervorhob, was für ein tüchtiger Arbeiter er allezeit gewesen ist und was für gute Zeugnisse ihm seine Brotherren ausstellten. Der Justizrat kam nicht darauf, zu bemerken, daß auf Sternickel Nietzsches Wort passe: „Was mordete doch dieser Verbrecher? Er mordete nicht, um zu rauben, sondern er raubte, um zu morden“, — daß also vielleicht nicht Habgier das Motiv seiner Verbrechen war, sondern ein pathologischer Trieb. Sternickel wurde zum Tode verurteilt, ohne ein einziges Wort gehört zu haben, aus dem menschliches Verstehen geklungen hätte.

Von den Demokraten aller Schattierungen wird immer wieder die Erweiterung der Laiengerichte verlangt, weil dem Bürger, der im Getriebe des Lebens stehe, ein sichereres Rechtsgefühl innewohne, als dem vom Buchstaben geleiteten Berufsrichter. Ich habe meine starken Bedenken gegen Geschworene ebensowohl wie gegen Juristen. Denn ein Schuldkenntnis durch Volksabstimmung ist eine gefährliche Sache. — Aber warum läßt man zur Verteidigung keine Laien zu? Ich denke mir oft, wenn ich die Advokaten-Plädoyers in Prozeßberichten nachlese: Wieviel Stärkeres, Wahreres hätte sich zugunsten des Angeklagten sagen lassen! Wieviel schuldiger als er steht die Gesellschaft da, die seine Taten zuließ und erst möglich machte!

Der Rechtsanwalt in Frankfurt a. O. mußte die Verteidigung Sternickels ex officio übernehmen. Vielleicht hätte sich unter allen Juristen kein Anwalt finden lassen, der dem Mörder wirklich ein Verteidiger geworden wäre. Daß aber ein Laie bereit gewesen wäre, gerade dem furchbarsten Verbrecher an allem Menschlichen ex amore beizustehen, dafür verbürge ich mich mit meiner eigenen Person.

Lockspitzelei? Junge Damen seien ernsthaft gewarnt, abends ohne Begleitung Münchener Straßen zu passieren. Nicht, weil es anschlusssuchende Herren gibt. Deren Begleit-anträge könnten sie je nach Geschmack oder Verlangen annehmen oder ablehnen. Nein — die Münchener Straßen werden nicht von Erotikern gefährdet, sondern sie werden von den Organen der öffentlichen Sicherheit unsicher gemacht. Bestallte Aufpasser der Sittlichkeit, Beamte der Kriminalpolizei, bedrohen den Bürgerfrieden allein promenierender Frauen. Ich erhalte von einer jungen Anarchistin folgendes Schreiben:

„Lieber Kamerad Mühsam! Ich ging neulich vom Kaffee Stefanie weg, etwa um einhalbzehn Uhr. Es war auffallend mildes Wetter, und ich bekam Lust, spazieren zu gehen. Das ist doch sicher nicht strafbar. Merke nämlich schon bei der Ecke der Türkenstraße, wie ein

Mann mich so frech musterte, daß auch ich ihn ansehen mußte. Er mit seinem Aussehen erinnerte mich gleich an die Menschen, die damals bei einer Haussuchung in meiner Abwesenheit mein Zimmer durcheinander machten und den Kehrlicheimer mitten ins Zimmer leerten. Und weil es so schönes Wetter war, dachte ich nicht weiter an den Menschen. Bald darauf hörte ich, daß mir jemand folgte. Es war ein junger Mann. Er kam auch näher und weil er freundlicher dreinschaute, wie der andere und weil schönes Wetter war, ließ ich mich ansprechen. „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen?“ „Ja gewiß dürfen Sie das“, sagte ich. Nicht wahr, Mühsam, das ist doch nicht verboten? Wir redeten hin und her, in welches Kaffee wir gehen wollten und waren gerade in der Schellingstraße, da gleich beim Simplizissimus. Der junge Mann blieb stehen und sagte auf einmal: „Wollen wir nicht den Kaffee auf meinem Zimmer trinken?“ Ich überlegte gerade, guckte mir auch den Mann näher an, wie er eigentlich aussah, da kam derselbe grimmige Mensch, der mich früher so auffällig gemustert hatte, zu uns, zeigte seine Karte und sagte: „Sie wollten doch mit dem Fräulein in ihr Zimmer gehen.“ (Ich wußte nicht, ob der Herr da, wo er stehen geblieben war, wohnte.). Der junge Mann erzählte, daß er mich in das Kaffee eingeladen habe, „aber die Dame wäre nicht zu mir gegangen.“ Während er sich ein Stück mit dem Kriminalbeamten entfernte, lief ich dummerweise, was ich konnte, davon, vor Simplizissimus vorbei, Kurfürsten- oder Blütenstraße, ich weiß nicht so genau, hinein, und lief dem Kriminalbeamten in die Hände, wie der dahin kam, weiß ich nicht. Ich lief ihm wieder davon, ich konnte nicht mehr laufen, er kam mir nach und sagte: „Sie gehen mit mir“. „Ich gehe nicht,“ sagte ich. Da kamen einige junge Herren, die mich vom Kaffee her kannten und denen erzählte ich, daß mich der Kriminalbeamte mitnehmen wollte, obwohl ich absolut nichts getan hätte, und nicht einsehen konnte, warum ich folgen müsse. Die Herren sagten aus, sie kennen mich gingen aber zu meinem Erstaunen weiter, ohne sich um mich zu kümmern. Ich ging ein paar Schritte und der Beamte, der junge Mann, der mich eingeladen hatte, erschien auch, was mir sehr auffiel. „Haben Sie Papiere?“, fragte der Beamte nochmals. „Nein, ich habe gar nichts.“ „Dann geben Sie Ihre Adresse an“. Ich sagte ihm meinen Namen. Jetzt ließ er mich endlich gehen.

Lb. Mühsam! Da Karl jetzt fort ist und ich niemanden habe, der mir hilft, würde ich Sie bitten, im Falle noch was nachkommen würde, beizustehen Ihrer“
Einen hohen sittlichen Erfolg hat also das Institut des Herrn v. d. Heydte sicher zu verzeichnen. Es hat verhindert, daß an einem milden Frühjahrsabend zwei junge Leute einander Liebes taten. Deshalb, werte Münchnerin, zahlst du deine Kommunal- und Staatssteuern, damit dafür Personen engagiert werden, die dir auf der Straße nachsteigen, aufpassen, bis dich jemand anspricht und dir dann deine Papiere abverlangen, — am dir womöglich zu deren Ergänzung noch ein Büchel anhän-

gen zu können. Auf die Idee nämlich, daß ein junges Mädchen sich auch ohne Erwerbslüsternheit einem Herrn anschließen könnte, kommt ein Organ der Münchener Polizei nicht. Die seltsame Einrichtung der Natur, daß erotische Bedürfnisse auch bei unverheirateten Frauenspersonen vorkommen, ist in der Weinstraße bislang ein unbeobachtetes Phänomen geblieben. Die Tatsache, daß ein Mädchen sich ansprechen läßt, genügt zur Rebellion des öffentlichen Moralempfindens. Die Absicht, sich für Bargeld zu prostituieren, wird vorausgesetzt, sobald ein Mädchen Miene macht, mit einem Herrn Kaffee zu trinken. Die Toleranz kommt hernach: Wenn der Name notiert und in gewisse Listen eingetragen ist, stellt die Polizei selbst einen Freibrief aus für „gewerbsmäßige Unzucht“, — und eben der Drang, solche Freibriefe, die man Kontrollkarten nennt, und nach denen die Nachfrage nicht allzu groß zu sein scheint, los zu werden, veranlaßt die Behörde, auf harmlose Mädchen, die aus dem Kaffeehause kommen, sittenstrenge Jagd zu machen (für dein Geld, werte Münchnerin).

Ob der Beamte, der die Briefschreiberin belästigte, in berechtigter Ausübung seiner Amtsbefugnisse handelte, mag dahin gestellt bleiben. Meines Wissens darf er erst einschreiten, wenn er einem Mädchen die Bereitwilligkeit, ihren Leib gegen Entgelt zu vermieten, nachweisen kann. Aber eine Klage wegen Beleidigung hätte wohl keinen Zweck, da dem Mann die „Wahrung berechtigter Interessen“ wahrscheinlich zugebilligt würde. Auch ist er ja nur der Vollstrecker höherer Weisungen. Uebrigens ist es in München nichts Neues, daß Sittenskrimineller im Schutze der Häuserschatten beobachten, wie unter jungen Menschen Bekanntschaften auf der Straße entstehen, „Aergnis nehmen“ und „einschreiten“. Die Empfindungen, mit denen dergleichen Polizeiexerzitionen von manchem Passanten begleitet werden, sollen hier nicht näher charakterisiert werden.

Im vorliegenden Falle ist aber das Verhalten des Kriminalbeamten eigentlich viel weniger interessant, als das des Bekanntschaft suchenden Jünglings. Der läßt ein Mädchen ein — erst ins Kaffeehaus, dann zu sich in die Wohnung, sieht zu, wie der Polizist seine Dame zur Rede stellt und entfernt sich dann mit dem Beamten, wodurch das geängstigte Mädchen Zeit gewinnt, zu flüchten. Was hatte der Mann wohl abseits mit dem Kriminaler zu verhandeln? — Und nachher, als das Opfer der Sittlichkeit ihrem Verfolger wieder in die Hände rennt, heißt es: „Der junge Mann, der mich eingeladen hatte, war auch da, was mir sehr auffiel“. Das ist allerdings sehr auffallend und legt die Vermutung nahe, daß die Einladung zum Kaffee und in die Wohnung des Herrn und das Mustern und Hinterherschleichen des Beamten in einem merkwürdigen Zusammenhang standen.

Ist die Kombination, die sich hier aufdrängt, richtig, dann ergibt sich, daß die Münchener Polizei ihre Absicht, junge Mädchen in die Netze der Sittenkontrolle zu ziehen, mit Hilfe von Lockspitzeln zu erreichen sucht. Da die Herren Beamten sich offenbar selbst nicht anziehend genug finden, um das Herz junger an Frühlingsabenden promenierender Damen zu gewinnen, so scheinen hübsche junge Männer an der Arbeit zu sein, um die Willfährigkeit des anderen Geschlechts auf die Probe zu stellen.

Ich fordere hiermit den Münchener Polizeipräsidenten auf, klar und deutlich zu erklären, ob zur Ermittlung: heimlich Prostituirter Lockspitzel verwendet werden, und auf Grund welches Rechtes seine Beamten befugt sind, einer Dame, die auf der Straße spazieren geht, sobald sie die Begleitung eines Herrn annimmt, die Papiere abzuverlangen. — So eifersüchtig der Herausgeber des „Kain“ den engen Raum des Blattes seinen eigenen Aeußerungen vorzubehalten pflegt, — die Darlegungen des Herrn v. d. Heydte über die sittlichen Grundsätze bei der Ueberwachung der Weiblichkeit sollen hier ohne Einschränkung ihre Stätte finden.

Ungenannt und doch bekannt. Wohlbekannt. Zwar nicht dem Namen nach, aber nach der Beschaffenheit. Die Ungenannten sind nämlich alle vom selben Klischee abgezogen. — Der Hang zum anonymen Briefschreiben beruht auf der unbewußten Sucht, Wesenszüge, auch die gemeinsten, in die Unsterblichkeit hinüberzuretten. Man bedeckt irgendwen, nur damit der Dreck irgendwo klebt. Es sind die gleichen Motive, die das Beschmieren vielbesuchter Abtritte mit schweinishen Zeichnungen und Sprüchen veranlassen. Der persönliche Charakterzug, der bei allen Ferkeln derselbe ist, soll der Ewigkeit übermittelt werden. Um den freundlichen Absendern anonymer Briefe an mich in ihrer methaphysischen Sehnsucht entgegenzukommen, auch um reichlich verschwendetem Papier eine sozial nützliche Verwertung zu sichern, werde ich dergleichen Seelendokumente fernerhin nicht mehr sogleich vernichten, sondern sammeln, um sie letztwillig der Verwaltung der städtischen Bedürfnisanstalten zu vermachen. Damit wird auch der späteren Generation die Möglichkeit geboten sein, auf die Wische zu sch — impfen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - Y E R L A G , H Ü E N C H E K .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....

.....

Jahrgang III.

No. 2.

Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Patrioten. — Münchener Theater. — **Bemerkungen:** Ernst
v. Possart. — Schwarzkünste. — Polizeibericht. — 2 Briefe. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant!
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt, 3200Pseu,
anderes Material,
ca. 2130 Seiten mit
staben, vornehm
zendes Geschenk,



Zeitgenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donymie u. reiches
aufgespeichert auf
14 Millionen Buch,
gebund, ein glän,
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III
No. 2.

München,
Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Patrioten.

Das Vaterland, als Ding an sich betrachtet, ist gewiß eine schöne Sache. Nur wissen wir von seines Wesens Besonderheit nicht vielmehr, als was uns der Barde E. M. Arndt in seinem Trutzliede versichert: Es muß größer sein. Der beliebte Dichter spricht dabei zwar nur vom deutschen Vaterland, und die patriotische Lyrik unseres Erbfeindes ist mir nicht geläufig, — aber es ist wohl bestimmt zu hoffen, daß auch in den Kampfgesängen der Franzosen, Engländer, Russen und Turkestaner das Vaterland als ein geographisches Gebiet gedeutet wird, das größer sein muß. Denn darin haben sich die Völker der Erde gegenseitig nichts vorzuwerfen: haben sie sich einmal in einen Begriff verliebt, dann stehen sie dafür ein mit Leib und Leben, und es gibt keine Dummheit, die ein Volk nicht um einer Redensart willen begehen würde.

Patriotismus ist bei allen Völkern eine Voraussetzung, die keines Beweises bedarf, eine Eigenschaft, die der Kritik entzogen ist. Ich gestatte mir

dennoch auf die Frage: Was ist Patriotismus? zu antworten: Ein gutes Geschäft oder eine leere Phrase.

Die wertgeschätzten Leser, die sich jetzt in ihren heiligsten Empfindungen verletzt fühlen, werden freundlichst ersucht, diese Empfindungen einen Augenblick neben sich zu stellen und ihren bewährten kritischen Verstand an deren Platz zu lassen. Dann werden sie erkennen, daß Patriotismus ein dem natürlichen Heimatgefühl künstlich aufgepfropfter Begriff ist. Ein Sentiment, das räumliche Grenzen voraussetzt, das bei uns Deutschen bis weit ins dänische, französische und polnische Nationalgebiet hineinstrebt und bei der Basler und Salzburger Zollrevision seine Wirksamkeit einstellt. Oder ist Patriotismus etwas anderes? Etwa das Bewußtsein einer nationalen Zusammengehörigkeit, einer Verschmolzenheit seelischer Interessen? Das wird zu prüfen sein.

Unsere gesellschaftlichen Einrichtungen sind solche, daß die Lebensmöglichkeit des Einzelnen sich nicht auf persönliche, oder korporative Tüchtigkeit gründet, sondern durchaus nur auf die Ruderkraft der Ellenbogen im sozialen Kampf. Da eine Minderheit der Menschen im Alleinbesitz aller Produktionsmittel ist, und die Mehrheit von ihrer Gnade abhängt, um auch nur zur Arbeit zugelassen zu werden (gegen den Preis kärglicher Entlohnung und frühzeitiger Kräfteabnutzung), da diese Mehrheit ferner unterernährt zur Welt kommt, unterernährt aufwächst und alle Energie für die Möglichkeit, primitiv zu existieren und schon im Keimzustand entrechtete Kinder zu zeugen, aufwenden muß, so ist der soziale Kampf der Menschen der ungleichste Kampf im ganzen Naturgeschehen. Ausbeuter und Ausgebeutete — so setzt sich ein Volk in diesen Zeitaläufen zusammen. Und unter diesen Menschen soll das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit be-

stehen, unter ihnen sollen irgendwelche seelischen Interessen verschmolzen sein? Wer das behaupten wollte, müßte die Augen zehnfach verbinden vor dem Haß, der Gier, der Skrupellosigkeit, mit der die Menschen des gleichen Volksstammes gegeneinanderwüten. Wo aber wirkliche Interessen ineinandergreifen, da sind sie nicht an den Raum gebunden. Die Verbindungen der Reichen gegen die Armen greifen über die Grenzen der Länder hinaus und zeigen den Armen damit an, daß auch sie sich international verbinden müssen, wollen sie je wieder zu menschenwürdigen Zuständen gelangen.

Versuchen wir also, der Ergründung des Patriotismus von einer anderen Seite beizukommen. In welchen Formen äußern sich die Gemütswallungen der Patrioten? In devoten Kundgebungen für das Staatsoberhaupt oder die gerade gültige Staatsform und in säbelrasselndem Selbstlob auf Kosten des „Feindes“. Daraus ergibt sich, daß Patriotismus stets eng verquickt ist mit äußerlichen Zeiterscheinungen, mit der oft zitierten „Liebe zur Scholle“ aber gar nichts zu tun hat. Die Liebe zur Scholle wird als Heimatsgefühl ursprünglich in jedem Menschen leben, ist aber von politischen Grenzabsteckungen ganz unabhängig und kann als ethisches Postulat überhaupt nicht verwendet werden, weil ihre Intensität von der Fülle und der Art individueller Jugendeindrücke bestimmt ist, und weil die gesegneten kapitalistischen Einrichtungen bei vielen, die nie eine Handbreit Scholle zu eigen besessen haben, das ursprüngliche Gefühl gar nicht haben aufkommen lassen. Ergo: Patriotismus ist, wo das Wort überhaupt eine Empfindung umschließt, politisch-konservative Staatsbejahung, verbunden mit kriegerischer Eitelkeit.

Das politische Bekenntnis ist bei den Meisten viel weniger im Temperament begründet als in prak-

tischen Erwägungen. Daher ist auch der wahre Patriot der, der seinen Nutzen in der Erhaltung des bestehenden Staatssystems und in der Feindschaft der Völker gegeneinander erkennt. Wenn sich diejenigen, deren Interessen in direktem Gegensatz zum Kapitalismus und Militarismus stehen, gleichwohl ebenfalls als Patrioten, bezeichnen, so ist das ein demagogischer Kniff und eine Anerkennung der Ueberlegenheit der Konservativen, denen es noch immer gelungen ist, ihr Geschäft mit Hilfe einer suggestiven Phraseologie zum idealen Wert der Gesamtheit zu machen.

Es genügt vollkommen, einer parlamentarischen Opposition Antipatriotismus vorzuwerfen, um sie als gekränkte Unschuld zum Greinen zu bringen. Der Begriff ist selbst den röttesten Schreibern als moralische Tugend so tief in Fleisch und Blut eingedrungen, daß sie uns, die wir uns aus Liebe zur Ehrlichkeit klar und offen als Antipatrioten bekennen, mit derselben Verachtung abschütteln, wie das die konservativsten Staatsstützen tun. Sie haben aber gegen die Loyalitätspächter den Nachteil, daß sie wider die Wahrheit Patrioten sind, und um ihre Suggestion zu erhalten, als Ideal konstruieren müssen, was den andern praktische Selbstverständlichkeit ist.

VVie sehr der Patriotismus bei seinen natürlichen Bekennern als geschäftliche Nützlichkeit gewürdigt wird, dafür hat die letzte Zeit beweiskräftiges Material in Hülle und Fülle geliefert. Und überall ergibt sich aus den Tatsachen das gleiche Bild: der spekulative Patriotismus der Staatsinteressenten schürt den ideellen Patriotismus der phrasengläubigen Völker und macht sein Geschäft dabei. Hier einige Beispiele.

Bulgarien. Ferdinand, ein aus Deutschland importierter Balkanfürst, ist ohne Anstrengung bulgarischer Patriot geworden. Er hat sein slavisches

Volk gewöhnt, im Vivat-Schreien auf einen Westeuropäer seinen Patriotismus kundzutun. Er belohnt das Volk, indem er sich zum König macht. Da er Gebietserweiterungen anstrebt, die erhöhte Steuerleistungen und für ihn erhöhte Apanage zur Folge haben müssen, begibt er sich mit seinen slavischen Nachbarn auf den Kriegspfad und läßt zehntausende seiner durch Gottes Fügung dazu avancierten Volksgenossen hinmorden, nicht ohne vorher erfolgreich an der Pariser Börse à la baisse spekuliert zu haben.

Montenegro. Nikita, der Fürst der schwarzen Berge, der sich ebenfalls bei günstiger Konjunktur zum König seines Ländchens befördert, erkennt die geschäftlichen Vorteile einer Beteiligung an dem Handel der übrigen Balkanländer. Die unterhandeln noch mit der Türkei, als ihm eine Wiener Bank anträgt, er solle ohne das Ergebnis der Verhandlungen abzuwarten, losschlagen, wofür ihm ein Trinkgeld von fünf Millionen Kronen zugesichert wird. Fünf Millionen Kronen sind ein tüchtiges Stück Geld, und Nikita enfesselt für diesen Preis den Krieg, der unzähligen Menschen das Leben kostet, unermeßliche Werte zerstört, unerhörte Infamie lebendig macht. Sein eigenes Land ist der Vernichtung nahe — aber Nikita hat seine 5 Millionen in der Tasche. Das Kriegsglück lächelt ihm. Skutari, das Ziel seines Strebens, fällt in seine Hand — durch den Verrat des Herrn Essad Pascha, der, bisher ein gefeierter türkischer Patriot, das ihm anvertraute Pfand dem Feinde unter der Bedingung überläßt, daß er künftighin — als König — albanischer Patriot sein dürfe. Die Geschäftsinteressen der in der Londoner Botschafter - Konferenz repräsentierten Patrioten Westeuropas sind mit denen Nikitas nicht identisch. Er soll Skutari wieder hergeben. Er widersetzt sich und beschwört die Gefahr eines großeuropäischen Krieges herauf. Es scheint, er wird sich

mit den Kompensationen abfinden lassen, die seinem kaufmännischen Prestige nicht zur Schande gereichen werden¹⁾). Jedenfalls glaubt er es schon riskieren zu können, an der Wiener Börse à la hausse zu spekulieren.

Oesterreich-Ungarn. Die Donaumonarchie verfügt über ungewöhnlich gewandte Patrioten. So dumm wie unsere östlichen Bundesfreunde hat sich selten ein Volk bluffen lassen. So unverfroren wie dort ist aber auch selten der unbeteiligte Patriotismus des Volkes aufgekitzelt worden. Auf der Blutwiese des Balkankrieges wünschte auch Oesterreich sein Schäfchen zu weiden. Dazu empfahl es sich für das im Wesentlichen slavische Land, den Anwalt des nichtslavischen Europas zu spielen. Als der Krieg mit dem Unterliegen der Türkei ausging, mischte sich Oesterreich-Ungarn hinein, um die Sieger um den Ertrag ihrer Anstrengungen zu bringen und schuf den ganz Europa bedrohenden Konfliktsfall Skutari. Das darf nicht an Montenegro fallen, weil das für die Geschäfte der österreichischen Patrioten nicht opportun ist. Montenegro wehrt sich natürlich so lange es kann gegen die Herausgabe — und nun spielt Oesterreich den Beleidigten, spielt ihn mit so ausgezeichnete Mimik, daß die Volksseele in jedem Bürger der Wiener Josephsstadt kocht. Die Bevollmächtigten des österreichischen Patriotismus haben es allmählich so weit gebracht, daß ihnen die Opfer ihrer Spekulationen in die Ohren schreien: Es ist eine Affenschande, was ihr für Schlappschwänze seid! Wir schämen uns Oesterreicher zu sein, wenn ihr Euch die Frozzeleien Nikitas noch länger gefallen laßt! Wir wollen Krieg! Krieg! Krieg! — Ob Oesterreich-Ungarn den heldenhaften Feldzug gegen das winzige Balkanländchen unternehmen wird, oder ob es bei der Verhängung des

¹⁾ Inzwischen geschehen.

Belagerungszustandes in den Kronländern bleibt, läßt sich, während ich dies schreibe, noch nicht übersehen. Auch nicht, ob im ersteren Falle Oesterreich-Ungarn Cetinje oder Montenegro Wien okkupieren wird. Das aber läßt sich übersehen, daß das Losmarschieren der Oesterreicher vor der Geschichte nicht als eine Abwehrmaßregel gegen schmäbliche Herausforderungen, sondern als ein ganz ordinarer Raubzug dastehen würde, dessen Folgen unabsehbar wären. Denn daß die Oesterreicher Patrioten sich nicht mit einer polizeilichen Aktion begnügen würden, steht doch fest. Wenn die Monarchie aber erst einmal nach Balkanland für den eigenen Bedarf langt, dann werden Rußlands Patrioten gewiß nicht müßig zusehen — und dann gnade uns Gott.

Deutschland. Im Reichstag hat Dr. Karl Liebknecht einige Mitteilungen gemacht, die den geschäftlich. Charakter einer gewissen Sorte von Patriotismus magisch beleuchtet. Danach unterhält die Firma Krupp eine reguläre Spitzelorganisation, die berufen ist, mit Hilfe von Bestechungsgeldern die Absichten der Regierungsämter zu ermitteln und darauf Spekulationen zu gründen. Danach hat die Deutsche Waffen- und Munitionsgesellschaft falsche Nachrichten über neue französische Rüstungsaktionen in die französische Presse zu lanziren versucht, um die deutsche Regierung auf Kosten der Steuerzahler und zum Nutzen der Waffenindustrie zu weiteren Militärausgaben zu veranlassen. Diese Mitteilungen sind nicht gerade überraschend, aber wichtig, weil sie endlich einmal positives Material bringen. Psychologisches Interesse bietet dabei auch das Verhalten der patriotischen Presse. Die konnte zwar nicht anders, als im Brustton der Ueberzeugung schonungslose Aufklärung fordern, erging sich aber gleichzeitig in Beschimpfungen gegen Dr. Liebknecht und suchte mit dem bewährten (und von den

Sozialdemokraten keineswegs mißachteten) Mittel der persönlichen Verunglimpfung die Wucht der erbaulichen Tatsachen abzuschwächen. Die Bewilligung der von Deutschlands Patrioten als notwendig erachteten neuen Wehrmittel mit all ihren scheußlichen Nachwirkungen auf die Volkswirtschaft des Landes wird denn auch über die Kleinigkeit dieser patriotischen Schweinereien nicht stolpern. Man soll übrigens nicht ungerecht sein und die deutsche Militärindustrie für korrupter halten als die ausländische. Kein ehrlicher Mensch zweifelt daran, daß die Geschäftusancen der französischen, englischen und italienischen Waffenfabriken genau die gleichen sind. Der Patriotismus der Völker gedeiht dabei überall vortrefflich.

Wir erkennen an allen diesen Beispielen, daß die Woge der nationalen Begeisterungen einem *circulus viciosus* gleicht. In den Geschäftskontoren der Interessenten wird der Patriotismus erregt. Der fertige Patriotismus schafft aus sich selbst heraus fortgesetzt Reibungen und Skandale (wie z. B. den Dummenjungenkrach in Nancy), aus den Reibungen entwickelt die Geschäftigkeit der Interessenten neuen Patriotismus. Die Völker aber, die lieber verrecken, als sich von ihrer patriotischen Phrase trennen, zahlen die Kosten.

Münchener Theater.

Der Fall Robert

Den Sachverhalt habe ich in der „Schaubühne“ mit der äußersten Bemühung um vollkommene Objektivität dargestellt. Hier wird die subjektive Beurteilung der seltsamen Vorgänge im Münchener Kammerspieltheater zum Ausdruck kommen dürfen.

Als die überraschende Nachricht von der plötzlichen Entlassung des Direktors Dr. Robert aus seiner Stellung als Leiter der Kammerspiele nach München drang, gab die Stimmung

in den interessierten Kreisen allgemein der Theatergesellschaft in. b. H. und ihrem Aufsichtsrat Unrecht, obwohl man zuerst die Gründe, mit denen das rigorose Vorgehen seine Rechtfertigung suchte, erheblich gravierender vermutete, als sie sich nachher präsentierten. In den Erklärungen der Gesellschaft war von einer „strafrechtlichen Seite“ der Angelegenheit die Rede, sodaß der Verdacht, es seien Unterschleife vorgekommen, laut ausgesprochen wurde. Gleichwohl fand erfreulicherweise die Auffassung überall Beifall, daß in Kunstdingen finanzmoralische Betrachtungen wohl bei denen berechtigt seien, die ihr Geld in künstlerischen Unternehmungen arbeiten lassen, daß andere Leute aber dergleichen Vorkommnisse nur mit Rücksicht auf Nutzen oder Schaden für die Kunst zu beurteilen haben. Es wurde deshalb sehr sympathisch vermerkt, daß sich unmittelbar nach der Katastrophe die Mitglieder des Theaters fast ausnahmslos in einer öffentlichen Erklärung mit ihrem Direktor solidarisch erklärten, und daß die meistgespielten Autoren der Kammerspiele die Aufführung ihrer Stücke auf der Bühne unter einer andern Direktion, als der des Dr. Robert untersagten (was rechtlich natürlich bedeutungslos war, als Stimmungssymptom aber großen Wert hatte).

Es stellte sich dann heraus, daß die Zerwürfnisse zwischen der Gesellschaft und dem Direktor, soweit sie finanzieller Natur waren, Lappalien betrafen. Die Zivilkammer des Landgerichts setzte auf die Beschwerde des Betroffenen gegen die vorläufige Verfügung, die ihm das Betreten des Theaters verbot, und der Gesellschaft den Arrest auf die letzten Gastspieleinnahmen zubilligte, die Höhe der einzubehaltenden Gelder auf 6582 Mark fest und attestierte Herrn Dr. Robert die subjektive Berechtigung der Entnahme dieser Summe, die allerdings objektiv unberechtigt gewesen sei. Es handelt sich also um einen noch lange nicht entschiedenen zivilrechtlichen Streit, der jedem Außenstehenden höchst gleichgültig sein kann.

Trotzdem schlug die für Robert günstige Meinung bei vielen um, als die Beschwerden laut wurden, die die Gesellschaft in künstlerischer Hinsicht gegen ihn erhob. Man warf dem Direktor vor, daß das Theater unter seiner Leitung zusehends verludert sei, da er sein Interesse immer weiter von der ihm unterstellten Anstalt weg, auf Gastspielreisen nach auswärts zu richten schien. Es wurde festgestellt, daß Robert, wenn hier ein Stück abgespielt war, mit fast seinem ganzen Ensemble in die Ferne zog und in der Augustenstraße vor leeren Bänken minderwertige und unausgebildete Kräfte sich austoben ließ, die dafür mit 2 bis 5 Mark für den Abend entlohnt wurden. Der

Umstand, daß der Gewinn der Gastspiele in Roberts eigene Tasche floß, machte diese Gewöhnung für die Theatergesellschaft besonders schmerzlich fühlbar.

Der heftigste Vorwurf traf den Direktor deswegen, weil die bestbezahlte Kraft des Theaters sich in letzter Zeit immer seltener auf der Münchener Bühne zeigte, weil sie für wochenlange Gastreisen beurlaubt wurde. Ja, den Dramaturgen sei der direkte Auftrag gegeben worden, nur noch solche Stücke anzunehmen, in denen der Star der Bühne nicht beschäftigt zu werden brauche. Diese Beschuldigungen konnte Dr. Robert trotz seines sehr geschickten und eindrucksvollen Auftretens vor Gericht nicht entkräften, sodaß die in der Kritik des unbeteiligten Publikums entschiedene Parteinahme für Robert jener unbefangenen Gelassenheit gewichen ist, die die Dinge ohne Enthusiasmus oder Raserei an sich herankommen läßt. Ich bekenne mich heute auf die Gefahr hin, nationalliberal gescholten zu werden, zu der Partei, die beiden Teilen Unrecht gibt: dem Direktor, weil er sich nun wirklich mal Verstöße hat zuschulden kommen lassen, die gegen den heiligen Geist der Kunst sündigen, der Gesellschaft, weil sie deswegen einen eclat herbeigeführt hat, der der relativen Bedeutungslosigkeit des Streitfalles nicht entfernt adäquat ist. Sie hätte wenigstens erst die vier Wochen abwarten sollen, bis das Theater ohnehin in die Ferien gegangen wäre, ehe sie die große Säge ansetzte. Dann wäre der gewaltige Spektakel vermieden worden, der einem nun seit Wochen mit seinem Theaterdonner in die Ohren lärmt, und dann wäre vor allen Dingen den Mitgliedern des Theaters, die allem Anschein nach die Leidtragenden bei der Tragödie sind, die Möglichkeit geboten gewesen, sich über ihre Entschlüsse, die doch wohl ihre Existenz betreffen, in Ruhe zu entscheiden.

Zurzeit steht die Angelegenheit so, daß das Ensemble in zwei scharf getrennte Lager geteilt ist. Ein Teil hält nach wie vor zu Robert, und soll, wie es heißt, mit ihm auf Gastspielreisen gehen. Der andere Teil, der die Mehrheit und fast alle wichtigen Kräfte umfaßt, hat sich von der Theatergesellschaft übernehmen lassen und spielt unter der Direktion Erich Ziegels in den Kammerspielen. Wenn der jetzt beginnende Prozeß zwischen Robert und der Gesellschaft nach Ablauf aller Instanzen mit Gottes Hilfe in drei, vier Jahren entschieden sein wird, dann werden, falls Robert obsiegt, die jetzigen Mitglieder der Kammerspiele kontraktbrüchig erklärt werden, verliert er, dann wird es seinem treuen Stamm nicht besser ergehen. Es ist deshalb und weil von den Schauspielern aus ihrer Haltung

keinem der geringste Vorwurf zu machen ist, aufs Energischste die Forderung zu erheben, daß die Parteien, wie ich schon in der „Schaubühne“ aussprach, sich gegenseitig verpflichten, daß das gesamte Ensemble, wie immer die Entscheidung lauten wird, vom Prozeßsieger schadlos gehalten werde.

Vorerst werden wir uns mit der Tatsache abzufinden haben, daß Herrn Direktor Dr. Robert für absehbare Zeit die Direktion der Kammerspiele entzogen ist. Daher wird eine kurze Würdigung seiner bisherigen Tätigkeit am Platze sein.

Robert ist — was hier (nur hier) häufig schonungslos gesagt wurde — von der Zeitungskritik und vom Publikum als künstlerische Kraft erheblich überschätzt worden. Bei seinen Inszenierungen war, sobald sie größere kompositorische Anforderungen stellten, fast immer der zusammenfassende Ueberblick und die empfindsame Abstimmung des Tempos zu vermissen. Die Schauspieler wurden zu sehr sich selbst überlassen, was zwar oft dem Einzelnen zu einer prächtigen Entwicklung seiner individuellen Anlagen verhalf, aber bei weniger geschulten Kräften leicht zur Zersplitterung des Zusammenwirkens führte. Was aber Robert gern auf die Plusseite notiert werden soll, das ist das mutige Draufgehen auf ganz schwierige Aufgaben, die eigensinnige Eitelkeit, in seinem Repertoire stets ein literarisch erstklassiges Stück zu haben. Er hat zuletzt noch mit Wedekinds „Franziska“ eine Tat geleistet, die ihm unvergessen bleiben soll, und er hat — das muß ohne jede Einschränkung zugestanden werden — in einem baulich recht kümmerlichen Kunsttempel hundertmal Besseres geleistet, als gemeinhin in den übrigen Münchener Schaubuden gezeigt wird (wovon ich allein das Residenztheater ausnehme, und auch das nur bis zum Tode Albert v. Speidels).

Roberts Verhängnis war seine erste schauspielerische Kraft, Ida Roland. Ich will hier nicht davon reden, daß ich persönlich in die Begeisterung, die ihr Auftreten jedesmal bewirkte, so gut wie niemals einstimmen konnte. Ich habe in ihr immer nur die Virtuosa bewundern können, die enorm viel kann, aber den Rest, das Leben selbst, ganz schuldig blieb. Jedoch die tatsächlichen Erfolge, die sie in München errang, können nicht bestritten werden. Wären nur die Erfolge nicht gewesen! Sie gaben Robert den unglücklichen Mut, aus seinem Theater ein ausgesprochenes Starunternehmen zu machen. Er gewöhnte das Publikum an die Idee, als ob es ohne die Roland nicht ginge, und als er dann endlich von dem System zurückkam, das nie einer anderen Künstlerin die Möglichkeit bot, sich zu entfalten, da war es zu spät, da verlangte

das Publikum nach der Roland, die in Wien gastierte, und ging, da sie fort war, nicht mehr in die Kammerspiele. Tua culpa Dr. Robert, tua ipsissima culpa!

Die Direktion der Bühne führt während des Interregnums Erich Ziegel, der das Theater für die Sommermonate sowieso gepachtet und vorher schon bei Robert Gastrollen gegeben hatte. Seine erste Leistung war brilliant, Strindbergs „Kameraden“ — eine der herrlichsten Herrlichkeiten, die der große Schwede hinterlassen hat — brachte er zu einer ganz vorzüglichen Aufführung (bei der nur leider die sonst so tüchtige Frau Prasch-Grevenberg versagte). Ziegel selbst spielte die Hauptrolle mit hervorragendem Verstand und Ausdruck, Mirjam Horwitz die kleine Kanaille von Frau und Konkurrentin mit aller erwünschten Grazie. Eine neue Persönlichkeit, Fräulein Sagan, ließ als die geschlechtslose Malerin viel Gutes für das Theater erhoffen. Die Regie ließ nichts zu wünschen übrig, doch stellt das Stück daran so wenig Ansprüche, daß sich Ziegel als Regisseur erst noch wird beweisen müssen. — Die Theatergesellschaft hat großes Glück, in der gegenwärtigen Krise gleich so brauchbaren Ersatz für Dr. Robert gefunden zu haben. Sollte es nicht gelingen, Erich Ziegel dauernd an die Kammerspiele zu fesseln, so sei sie rechtzeitig darauf bedacht, einen fähigen Theatermann zu gewinnen. Sonst werden wir nicht verfehlen, ihr den Hinauswurf des Dr. Robert gelegentlich nachdrücklich unter die Nase zu reiben.

Bemerkungen.

Ernst v. Possart Er will uns verlassen. Endgültig. Nur noch die letzten beiden Male durften wir das Oel seiner Stimme in unsere Seelen triefen lassen. Da stand er, dreiundsiebzigjährig, aber beschwingten Gemütes, in wohlgeübter Lässigkeit in die Buchtung des Konzertflügels gelehnt, die Hände sinnig ineinander geschlungen, entfaltet nur, wenn sich manchmal zu neckischer Pointe ein Finger heben mußte. Und die Worte rollten von seinen Lippen, mild beschwingt, im Munde ganz vorn gekräuselt, sowie es in den Lehrbüchern der Sprechkunst steht, daß der Vortrag erklingen soll. Wer ihn schon gehört hatte, erfuhr von neuem, daß auch Goethes Gedichte, sofern sie nur mit jener letzten Vollendung aufgesagt werden, die der Kenner an Ernst v. Possart rühmt, ein Schleim werden können, der sich kühlend über unser Herz zieht, daß es sich anfühlt wie eine Hundeschnauze. Heines Wallfahrt floß da-

hin wie Zucker in der Melange, und Schillers Balladen wurden uns von neuem vertraut als die lehrreichsten Schulgedichte, an denen ein Quintanerherz sich erquicken kann.

Possarts Abschied. Werden wir es ertragen, ihn nie wieder die traurige Mär vom jungen Olaf, nie wieder den Enoch Arden säuseln zu hören? Sei getrost, o Seele, er wird auch in allen künftigen Jahren seine endgültigen letzten unwider-ruflichen Abschiedsabende geben. Aber sehr rührend war es auch diesmal wieder, und des Beifalls der ergriffenen Menge wollte kein Ende nehmen. Als aber am zweiten Abend die Tücher winkten und die Tränen flössen, sprach der Meister ein paar rührhafte Abschiedsworte, die von seinem Munde troffen, als ob sie aus dem Innersten stiegen, und als dann immer noch kein Halten war, und als die Lorbeeren sich auf dem Podium zu Wäldern häuften, da fühlte er sich zu einem letzten, allerletzten Wort gedrängt. Und er sagte — nicht Auf Wiedersehn!, auch nicht Frohes Gedenken! oder Ich danke Ihnen! — o nein, seine Lippen wurden süß und seine Blicke umflort, und er sprach, während sich seine Hände segnend gegen das Auditorium erhoben: „Gott schütze Sie!“

Schwarzkünste. Die deutsche Sprache ist nicht arm an Schimpfwörtern. Aber das ist noch nicht erfunden, das dem Detektiv Paul Schwarz, „Zuständigkeit am Königlichen Polizeipräsidium Berlin-Charlottenburg“ gebührt. Dessen Schnüf-felsinn glaubt einem Kapitalverbrechen auf der Spur zu sein, an dem das Dienstmädchen Elisabeth Heinrich beteiligt sein konnte. Er schlängelt sich an sie heran, umgirt sie, macht sie verliebt und gibt ihr in aller Form das Eheversprechen. In zärtlichen Stunden bedrängt er sie, ihm ihr Geheimnis preiszugeben. Sie hat gar kein Geheimnis, aber sie muß eins haben. Sein Ruhm als Detektiv, als Staatsretter verlangt es. So droht er mit der Auflösung der Verlobung, und das dumme verliebte Mädchel gesteht, was er hören will. Herr Schwarz hat die Amtsperson schon bei der Hand, die das Opfer ins Gefängnis abführt, und steht nun als Held des Tages da. „Ein moderner Sherlok Holmes“, so nannten ihn die Zeitungen zuerst, als er in einem renommtischen Inserat seine Schurkerei der Welt kundtat. Erst als die Heinrich «wieder aus dem Loch entlassen war, weil selbst ihr erstes Geständnis sie nicht lange verdächtig machte, besannen sich Deutschlands Schmöcke auf ihre Menschlichkeit.

Begreift man, was dem unglückseligen, armen Geschöpf geschehen ist? Begreift man, daß dieses Schwein von einem Spitzel einem jungen hoffenden Menschenkind allen Glauben an Reinheit, Wahrheit, Anstand, Treue, Liebe bespöen und mit Kot verschmiert hat? Begreift man, wie unerhört dieses Mädchen betrogen wurde, das entsetzt erkennen mußte, wie alle Küsse und Liebesbeteuerungen des Geliebten schmutzige

Finten waren, um für die Tätigkeit als Polizeihund ein paar Silberstücke zu erwerben? Man stelle sich vor, daß aus der teuflischen Gemeinheit des elenden Burschen eine Schwangerschaft hätte entstehen können: Was wäre aus der Mutter, was aus dem zum schändlich gezeichneten Bastard geborenen Kinde geworden?

Und wenn Elisabeth Heinrich hundertmal gemordet hätte, die Tat des Schwarz wäre um nichts besser, um nichts entschuldbarer. Denn noch die Seele einer Mörderin ist tausendmal mehr wert, als die des Wegelagerers, der um schäbigen Gewinn und schäbigen Spitzelruhm an ihr Notzucht begeht.

Und doch: Auch für Paul Schwarz gibt es eine Entlastung. Das ist die amtliche Erziehung des Publikums zur freiwilligen Polizei: An allen Bahnhöfen und an jeder Anschlagstafel kleben Wische, auf denen Belohnungen ausgeschrieben sind für die Ergreifung irgend eines Ausgeglittenen. Im Inseratenteil jedes Winkel- und Witzblattes finden sich Steckbriefe, in denen den Lesern Geldprämien zugesichert werden, wenn sie mit Glück Häscherdienste verrichten können. Die Bereitschaft, für Geld Spitzel zu spielen, wird also bei jedem Menschen vorausgesetzt, und das Bewußtsein, welche haarsträubende Zumutung darin liegt, scheint im ethischen Empfinden der Massen gar nicht aufzukommen. Im Falle Schwarz sieht man die Folgen. Die Scham vor sich selber ist bei dem Menschen nicht vorhanden, aber er kennt nicht einmal die Besorgnis vor der Schande, die ihm sein abgefeymtes Verfahren eintragen könnte, und in der Tat ist es einfach sein Pech, daß Elisabeth Heinrich nicht wirklich eine Mörderin ist. Sonst wäre ihm seine Abscheulichkeit von Polizei und Publikum mit freundlichster Anerkennung quittiert worden. Solange aber die Ansicht nicht Allgemeingut ist, daß Vertrauensbruch und Verrat infam sind, gleichviel gegen wen sie geübt werden, solange wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sich jeder Scheißkerl berechtigt glaubt, mit Treu und Glauben seiner Nebenmenschen Schindluder zu treiben.

Polizeibericht. Die Münchener Polizeidirektion hat Gnade walten lassen. Das Odeon-Kasino durfte seine Pforten wieder auf tun. Die Residenz verfügt also wieder bis 3 Uhr nachts über ein mondänes Tanzlokal, das sich von ähnlichen Instituten an anderen Orten nur dadurch unterscheidet, daß darin nicht getanzt werden darf. Außerdem mußten zum Schaden der Innenarchitektur einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden, die es den Abgesandten der Polizei fürderhin ermöglichen, die Unterhaltung suchenden Paare über das ganze Lokal weg überall zu finden. Die Tischtelefone mußten entfernt werden, weil von der besorgten Behörde behauptet wird, es seien mit Hilfe dieser Apparate manchmal Bekanntschaften angeknüpft worden. Von jetzt ab wird sich also der liebeshungrige Jüngling persönlich an den Tisch der Dame bemühen müssen, nach deren Gunst er trachtet. Meine persönlichen Erfahrungen lassen das auch vorteilhafter erscheinen. Telefonische Verhältnisse werden von den wenigsten Menschen

auf die Dauer als ausreichend empfunden werden. Schließlich ist auch das Werfen mit Zelluloidbällen künftig nicht mehr gestattet. Ein Beamter, der offenbar erfolgreich Freud studiert hat, glaubte in den kleinen Geschossen Sexualsymbole erkennen zu können. Nachdem die Fürsorge der Polizei nun auch die Gelegenheit zu sündhaften Ideen-Assoziationen aus der Welt geschafft hat, wird man hoffen dürfen, daß die Geschlechtlichkeit in München endlich nachhaltig ausgemerzt ist.

Bei der Fülle von Aufgaben, vor die die Wiedereröffnung des Odeon-Kasinos die Polizeidirektion stellte, hat sie die Zeit nicht gefunden, mir auf die Anfrage, ob in München Lockspitzel beschäftigt werden, um die Tugendhaftigkeit abendlicher Spaziergängerinnen auf die Probe zu stellen, zu antworten. Es soll keineswegs der Verdacht ausgesprochen werden, als ob das Schweigen des Herrn von der Heydte eine Bejahung meiner Frage bedeute. Vielleicht drückt sich darin nur verachtungsvolle Überlegenheit aus. Ist dem so, so werde ich die Verachtung des Polizeipräsidenten mit Haltung zu ertragen versuchen.

Immerhin hat sich die Polizei im vorigen Monat doch auch zu einer energischen Aktion gegen den „Kain“ veranlaßt gesehen. Ich hatte den üblichen Reklamestreifen auf den Plakaten, die das Erscheinen eines neuen Heftes anzeigen, mit der Aufschrift versehen lassen: „Abschied vom Kausen“. Die Polizei breitete indessen ihre schützenden Fittiche über das Grab ihres betriebsamsten Denunzianten. Sie beanstandete diese Aufschrift, sodaß ich mich entschließen mußte, neue Streifen drucken zu lassen, auf denen stand: „Nachruf auf Dr. Armin Kausen!“ Ich konstatiere also, daß die Bosheit, meine Gemütlosigkeit auch noch als „Nachruf“ zu bezeichnen, ohne die Mitwirkung der Plakatzensur nicht zustande gekommen wäre.

2 Briefe.

An die München, Prinzregentenstrasse 50
Mai 1913.
7.
Redakton des „Kain“, Zeitschrift für Menschlichkeit
München.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Der Stiftungsrat der Johannes-Fastenrat-Stiftung in Köln hat mir eine Ehrengabe von Mk. 1000 zugesprochen. Die hohe Auszeichnung bedeutet für mich ohne Zweifel eine grosse ideelle Förderung, da sie unzähligen Vorwürfen, die auf Missverständnis meiner Arbeiten beruhen, entgegentritt. Da ich mich augenblicklich aber nicht in bedrängter Lage befinde, frage ich mich, wie der materielle Wert der Gabe im Geist seines hochherzigen Stifters seiner segensvollen Bestimmung am besten erhalten bleibt. Diesen Zweck glaubte ich am sichersten zu erreichen, wenn ich die Hälfte der Summe, Mk. 500, der von Ihnen in München herausgegebenen Zeitschrift für Menschlichkeit "Kain" zuwende, während die andere Hälfte dem Schutzverband deutscher Schriftsteller zufallen soll.

Erlauben Sie mir daher, geehrter Herr Mühsam, Ihnen die genannte Summe mit gleicher Post zu übersenden.

Mit dem Ausdruck grösster Hochschätzung

Ihr ergebener

Frank Wedekind

München, Akademiestrasse 9
8. Mai 1913.

Hochgeehrter Herr Wedekind!

Empfangen Sie meinen herzlichen und aufrichtigen Dank für die ausserordentliche Anerkennung, die Sie meiner Arbeit durch die fördernde Tat zuteil werden lassen. Ich nehme Ihre Spende freudig an, weil ich weiss, dass sie als Ausdruck der Zustimmung gedacht ist zu dem Kampf um freie Menschlichkeit, für den der „Kain“ bemüht ist. Ich nehme sie an als Zeugnis dafür, dass die Sache des „Kain“ gemeinsame Sache aller derer ist, die nach Wahrheit und Kultur und nach freier Luft im Leben und in der Kunst trachten. Zu denen, glaube ich, hat auch Johannes Fastenrat gehört, und ich bin stolz genug zu denken, dass der Preis, den Ihr dichterisches Werk in seinem Namen erhielt, mit der Förderung des „Kain“ in seinem Geiste verwendet wird. Der „Kain“ wird sich der grossen Auszeichnung wert zu zeigen bestrebt sein, indem er, unbekümmert um Verkenning und Anfeindung, auf dem Wege vorwärts geht, den er für den rechten hält.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ihr Sie dankbar verehrender
Erich Mühsam.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste and reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungsausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.)*
Soll durch Nachnahme erhoben werden.)*

Genauere Adresse:

Name:

.....

.....

Jahrgang III.

No. 3.

Juni 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Der Kaiser. — Der Münchener Zensor. (Offener Brief an den Staatsanwalt.) — **Bemerkungen:** Friedrich Huch. — Straßer und Redl. — Anemonen. — Die sturmfreie Bude.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa

20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt, 3200Pseu-
anderes Material,
ca. 2130 Seifen mit
staben, vornehm-
zendes Geschenk,



Zeitgenossen!
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
aufgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund., ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause **nicht fehlen.**

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III
No. 3.

München,
Juni 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweispaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Der Kaiser.

Wie doch die Welt so herrlich ist! Wie köstlich sich von Tag zu Tag die Saat der Freiheit entfaltet! Wie glücklich dürfen wir uns preisen, unsere Zeitgenossen zu sein! Wenn wir den Festschmöcken und Jubiläumsschwafeln glauben können, dann hat Drang und Qual aller Jahrtausende nur den einen Sinn gehabt, uns diesen Tag erleben zu lassen, an dem der Erdball von fünfundzwanzigjährigem Ruhme wilhelminischer Regierungsweisheit und Herrschergröße widerhallt. Der deutsche Oberlehrer tropft von Begeisterung. Die patriotische Köchin schwitzt von Hochgefühlen. Der Plauderkuli des hinterposnerischen Generalanzeigers impft Kinderbewahranstalt und Synagogengemeinde mit teutonischen Lyrismen. Heil Kaiser dir!

Die Liebe des freien Mannes macht es skeptischer veranlagten Naturen einigermaßen schwer, das Bild des Gefeierten frei von karrikierenden Verzerrungen aufzunehmen und alle Ironie gerechterweise auf die Feiernden zu häufen. Es soll hier ver-

sucht werden, ein Portrait des Kaisers zu entwerfen, wie es sich, herausgehoben aus dem Hurrahspalier der vaterländischen Sykophanten, dem Auge eines überzeugten Antimonarchisten darstellt. Es soll sine ira et studio versucht werden, den Charakter Wilhelms II. gegen seine Zeit abzugrenzen. Dabei werde ich den Freunden, die in den Betrachtungen eines Anarchisten über einen Monarchen auf kecke Kunststückchen hoffen mögen, um den Majestätsbeleidigungsparagraphen des Strafgesetzbuches zu umgehen, eine gelinde Enttäuschung bereiten müssen. Die Angriffsflächen, die der deutsche Kaiser nach dieser Seite hin bietet, sind so rein persönlicher Natur, daß ich ihre Beschießung gerne denen überlassen will, die es nötig haben, ihre Unfreiheit vor dynastischen Ueberkommenheiten hinter verstohlenem Schimpfen zu verstecken. Wer hinter dem Katheder eines Schulmeisters die Zunge herausstreckt, dokumentiert damit, daß er dem Zuchtbakel des Lehrers noch nicht entwachsen ist. Wer sich von der Autorität monarchischer Institutionen im Innersten frei weiß, der begeht keine Majestätsbeleidigung. Die Privatperson eines Kaisers geht den Feind der Krone nicht das mindeste an, und es sei denen unter meinen anarchistischen Kameraden, die mit Revolver und Dynamit die Spaziergänge der Fürsten gefährden möchten, nachdrücklich gesagt, daß darin eine verhängnisvolle Anerkennung des dynastischen Uebermenschentums zum Ausdruck kommt.

Zur Beurteilung Wilhelms II. ist weder sein hochgedrehter Schnurrbart noch seine Freude am Reisen und am Reden wichtig, sondern die Rolle, die er in der Geschichte dieser Tage spielt, und die Stellung, die er vor der Nachwelt im Bilde unserer Zeit einnehmen wird. Seine Charakteristik ergibt sich aus dem zeitgeschichtlich sehr interessanten Gegensatz zwischen seiner eigenen Auffassung von seinem

Beruf und der Einschätzung, die das Herrscheramt in der Philosophie und Ethik des modernen Empfindens erfährt.

Wilhelm war zwölf Jahre alt, als sein Großvater in Versailles die Salbung zum deutschen Kaiser entgegennahm. Zwölf Jahre: das ist das empfänglichste Knabenalter, die empfindlichste Pupertätszeit, wo das Gefühl für die Mysterien des Lebens ahnungsvoll erwacht, wo das junge Gemüt jeden Eindruck gierig in sich aufnimmt und in der Phantasie romantisch ausbaut. Das ist die Zeit, wo andere Jungen, denen das eigene äußere Erleben nicht genug tut an Abenteuern, nach Indianergeschichten langen, um im Geiste Heldentaten zu verrichten, um mitzukämpfen und mitzuleiden mit Karl Mays Räubern und Häuptlingen und sich selbst in heldische Posen und Erlebnisse hineinträumen. In dieser Zeit bestimmt sich zum guten Teile ein Charakter nach dem Grade, in dem der Geist des Knaben von Eindrücken und Traumbildern befruchtet wird. Wilhelms, des Erstgeborenen eines preußischen Thronfolgers, Erziehung war naturgemäß von Anbeginn der Einwurzelung des Bewußtseins seiner zukünftigen Herrscherwürde gewidmet. Gouvernanten und Hofmeister mußten ihm die Taten seiner Vorfahren in einer Beleuchtung servieren, von der die byzantinische Geschichtslehre, mit der man andere Sterbliche in deutschen Schulen beglückt, vermutlich nur einen schwachen Abglanz gibt. Die Verehrung mannhafter Größe, die seine Altersgenossen auf die Produkte dichterischer Erfindung projizieren mußten, durfte der junge Prinz in der eigenen Familie ausleben. Seine kindlichen Spiele verrichtete er unter den Bildern der bewunderten Ahnen. Dazu kam die kriegerisch bewegte Zeit, in die die frühen Kinderjahre des Knaben fielen, und die ihm den Großvater, den er leibhaft vor sich sah, zum Inbe-

griff alles Heldentums werden ließ. Mit fünf Jahren prägte sich ihm das Wort Düppeler Schanzen, mit sieben Jahren der Name Königgrätz ein. Und dann erlebten die frischen Sinne des wachen Knaben den französischen Krieg mit Gravelotte und Sedan, mit der Reichsgründung und dem pomphaften Einzug der Sieger durchs Brandenburger Tor. Der erwachsende junge Mann sah den ersten Kaiser das lange Greisenalter hindurch als Gegenstand jener „Liebe des Volkes“, die die ehrlichen Empfindungen der Massen niemals zu den Stufen des Thrones dringen läßt, sah ihn als friedlichen Herrscher, umringt von weisen Beratern, (die ihn die „Handlanger seines erhabenen Willens“ dünkten), sah den als milden, weisen und gerechten Herrn, den reife Männer jener Zeit noch als Prinzen von Preußen, den Kartätschenprinzen und verhaßtesten Mann des Landes gekannt hatten.

Also vorbereitet auf seinen Beruf und völlig im Banne der mächtigen Jugendeindrücke nahm Wilhelm, erst neunundzwanzigjährig, als fast unmittelbarer Nachfolger den Platz des Großvaters ein. Die Krankheit und der rasche Tod Friedrichs III. realisierten ohne Uebergang die Träume des Jünglings, der, erfüllt von romantischem Ueberschwang und im festen Glauben, jetzt sei sein Wille oberstes Gesetz, die Zügel in die Hand nahm.

Nichts ist menschlich so verständlich, wie Wilhelms eiserne Ueberzeugung von seiner göttlichen Sendung, und der Kontrast zwischen seinem starren Königsbewußtsein und der Realität der Dinge wird späteren Dramatikern als dankbarer Vorwurf für psychologische Zerlegungen dieses unzeitgemäßen Fürstencharakters dienen können. In unzähligen Reden und Manifestationen des Kaisers ist seine Auffassung von Pflicht und Recht des Monarchen niedergelegt. Ich kann nicht umhin, meine Leser

mit dem Bekenntnis zu erschrecken, daß ich die Meinung Wilhelms II. von seinem Beruf für die einzig mögliche halte, mit der das Prinzip des Monarchismus überhaupt innerlich zu rechtfertigen ist.

Wilhelms Ansicht über das Herrscheramt ist tief religiös fundiert. Ihre Voraussetzung ist Gott, ihr Beweis die Unfehlbarkeit der göttlichen Gnade. Wilhelm nennt sich „von Gottes Gnaden deutscher Kaiser und König von Preußen“. In vollkommener Uebereinstimmung mit diesem Titel beruft er sich auf die Gottesgnade als einzige Grundlage seines fürstlichen Wandels. Im August 1910 noch erklärte er in Königsberg ausdrücklich, er sei das Instrument des Herrn und weder Parlamenten noch Volksbeschlüssen, sondern nur dem lieben Gott verantwortlich. Soweit ich davon entfernt bin, die Prämissen des Kaisers zu den meinigen zu machen, so rückhaltlos muß ich doch zugeben, daß nur diese Prämissen das monarchische System stützen können. Damals jammerten die liberalen (und natürlich auch die republikanischen, sozialdemokratischen) Zeitungen bitterlich, der Standpunkt des Kaisers sei unhistorisch, anachronistisch, er sei ein konstitutioneller Fürst, also nicht Gott, sondern dem in den Parlamenten repräsentierten Volkswillen verantwortlich. Ich finde aber mit dem Kaiser, daß jeder andere Standpunkt, von dem aus die Institution der Monarchie verteidigt wird, unhistorisch, unlogisch und unhaltbar ist. Eine konstitutionelle Monarchie ist — schon sprachkritisch betrachtet — eine *contradictio in adjecto*. Wie soll man den Begriff Alleinherrschaft verstehen, wenn sie von verfassungsmäßigen Instanzen mit gesetzgeberischen Befugnissen abhängig ist! Die Monarchien unserer Tage haben bei nüchternem Zusehen auf ihre Bezeichnung nur noch sehr wenig Anspruch. Die deutsche Kaiserwürde zumal — und hier liegt ein Irrtum des Kaisers in der Sache vor,

nicht in der Idee — ist fast eine reine Titular-Einrichtung. Denn das deutsche Reich ist eine durchaus republikanisch organisierte Staatenföderation, nur ist die Präsidialwürde erblich, und ihr Inhaber trägt die Insignien eines Kaisers. Daß die Nationen, als sich die Despotieen überall als überlebt erwiesen, die Ausflucht der konstitutionellen Monarchieen fanden, ist nur ein Beispiel für die Halbheit aller ihrer Entschlüsse. Sie wollten einfach nicht auf die Gelegenheiten verzichten, ihre Untertaneninstinkte zu betätigen, und blieben mitten auf dem Wege zur Republik stehen. Dem Fürsten aber, der sich gegen die Regierungskameradschaft seiner katzbuckelnden Untertanen wehrt, die seinem umschauenden Auge stets nur den Ausblick auf ein Feld von krummen Rücken darbieten, ist gewiß kein Vorwurf zu machen. Es ist mehr als natürlich, daß er sein Werk, das ihm heilig gilt, lieber auf Gottes Hilfe baut, als auf die Federfuchserie devoter Gerngröße, und daß er diese Herrschaften in bewährter Erfahrung mit einem unzweideutigen „*Sic volo, sic jubeo!*“ ins Mauseloch jagt.

Daß die Auffassung des Kaisers unhistorisch sei, ist blanker Unsinn. Solange der Begriff des Herrschertums irgendwo in der Welt Geltung hatte, stand die Autorität des selbstmögenden Herrscherwillens von selbst fest. Anachronistisch ist seine Meinung allerdings. Denn die Begriffe haben sich gewandelt. Die Völker sind — seit der französischen Revolution — selbständiger geworden und der Glaube an die Gottesgnade, die den Königen die Majestät verleihe, ist erschüttert. Die Konsequenz dieser Erkenntnis aber ist die Ablehnung des monarchischen Prinzips insgesamt und darüber hinaus die Anstrengung der unstaatlichen, anarchischen Autonomie der Einzelnen.

Es ist gezeigt worden, wie Wilhelm II. durch Erziehung und Kindheitseinflüsse zu der merkwür-

digen Stellung gekommen ist, die er in der Geschichte unserer Tage einnimmt: der letzte Romantiker auf einem europäischen Thron. Sehr bezeichnend aber ist, wie sich gerade an seiner Person zum ersten Male der Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung als nivellierender Faktor geltend macht. Als Besitzer des Gutes Cadinen ist derselbe Mann, den das Szepter das Symbol seiner Ausnahmestellung unter den Menschen dünkt, als konkurrierender Kaufmann und Fabrikant ins Geschäftsleben seines Landes mitten hineingegangen. Sein kommerzieller Eifer in der Bewirtschaftung seines Gutes und in der Fruktifizierung seiner Kachelindustrie hat nichts mit der viel kritisierten Ubiquität des in allen Künsten dilettierenden Amateurs zu tun. Dieser Zug im Charakterbilde des Kaisers weist vielmehr auf den großen Fortschritt der Decadenze hin, der der dynastische Romantizismus heute schon verfallen ist. Der enragierteste Verfechter der Adelsidee, der immer noch über ein so großes Maß tatsächlicher Macht verfügt, daß z. B. sein antiquierter Kunstgeschmack ganze Stadtbilder beherrschen kann, kommt an der höheren Macht des Kapitalismus nicht mehr vorbei und muß sich, will anders er die materielle Basis für sein ideales Amt nicht verlieren, mit beiden Füßen als einer unter vielen in aktiver Betätigung in den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf stellen.

Und noch eins: Derselbe Mann, der, erzogen in kriegerischen Erinnerungen, aufgewachsen in kriegerischen Eindrücken, immer und immer wieder den Beruf der Deutschen als kriegerische Nation gepredigt hat, der mit der Devise: „Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen!“ durch seine Initiative unendlich viel an den ungeheuren Kriegsrüstungen des Landes mitgewirkt und Flotte und Kolonialbesitz des Reiches erst geschaffen hat, — dieser selbe Mann war trotz seiner Gewalt über Krieg und Frieden ge-

zwungen, sich die ganzen fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung für den Frieden zu entscheiden. Darin liegt eine gewisse Tragik, daß die Fittiche seiner Phantasie, mit der uns Wilhelm herrlichen Tagen entgegenführen wollte, immer wieder umknicken an den harten Wänden der realen Verhältnisse. Diese Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden tatsächlich nicht mehr bei dem steht, der das formelle Recht hat, darüber zu bestimmen, sondern bei denen, die an der Börse die Kurszettel machen. Daher braucht man auch die Kriegsbegeisterung des Kronprinzen nicht allzu feierlich zu nehmen, der angesichts einer Kavallerieattacke im Manöver sehnsüchtig ausruft: „Wenn das doch Ernst wäre!“ Der junge Herr, (der freilich heute schon ein paar Jahre älter ist, als sein Vater im Jahre 1888), ahnt noch nicht, daß auch der selbständige Beherrscher eines kapitalistischen Staates längst ein Geschobener ist, und daß die Schieber unter denen sind, die bei patriotischen Gelegenheiten am demütigsten auf dem Bauche rutschen.

Der Münchner Zensor.

Offener Brief an den Herrn Kgl. Staatsanwalt beim Landgericht I zu München, Justizpalast

Herr Staatsanwalt! Es wird Sie überraschen, mich, den Sie bisher nur als Objekt Ihrer anklägerischen Tätigkeit kennen gelernt haben, plötzlich an der Seite derer zu finden, die Ihrer Wachsamkeit anklagendes Material zuführen. Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich als Denunziant die Staatsmacht gegen eine, wie mir scheint, vom Strafgesetz verbotene Handlung anrufe, das erstemal, daß ich es vorziehe, Sie zu belästigen, statt über eine Verfehlung den Mantel verstehender Hilfsbereitschaft auszubreiten.

Ich komme ungern zu Ihnen, umso unlieber, als ich diesen Platz meines Blattes, wenn irgend möglich, der kritischen Wertung mir künstlerisch wichtig scheinender Ereignisse im Münchener Theaterleben zu reservieren pflege. Im laufenden

Monat ist es mir besonders schmerzlich, auf diese Gepflogenheit verzichten zu müssen, da eine Reihe künstlerischer Darbietungen zu registrieren wäre, die in das Gebiet dieser meiner privaten Liebhaberei fallen. Wenn Sie, was ich natürlich kaum zu hoffen wage, im Laufe der beiden letzten Jahre verfolgt haben sollten, mit welcher liebevoller Aufmerksamkeit ich mich hier stets des seltenen Guten angenommen habe, das auf den Münchener Bühnen gezeigt wurde, dann werden Sie verstehen, daß nur ein Vorkommnis von eminent öffentlicher Bedeutung mich veranlassen kann, die Hymnen auf Else Lehmanns herrliche Kunst, die wir beim Gastspiel des Berliner Lessingtheaters im Schauspielhause bewundern durften, den Ausdruck der Dankbarkeit für Lina Lossens köstliche Leistungen, das bedingte Lob der in den Kammerspielen gebotenen Vorführungen des Düsseldorfer Schauspielhauses, sowie die kritischen Mahnungen an die Adresse des Künstlertheaters zu unterdrücken und statt dessen Ihr Interesse für eine Anzeige und einige juristische Explikationen zu erbitten.

Um Ihnen einen klaren Ueberblick über die res agenda zu ermöglichen, ist es notwendig, ziemlich weit auszuholen und Sie an gewisse Einrichtungen im Münchener öffentlichen Leben, die sehr vielen Leuten längst als Mißstände gelten, zu erinnern. Der Münchener Polizeipräsident, Herr Baron v. d. Heydte, hat in seiner Eigenschaft als Theaterzensor sehr weitgehende Machtbefugnisse. Da in Bayern — im Gegensatz zu Preußen — ein Einspruch gegen seine Entscheidungen beim Oberverwaltungsgericht nicht zulässig ist und sich seine vorgesetzte Behörde, das Kgl. Ministerium des Innern, erfahrungsgemäß gegen Beschwerden über Zensurmaßnahmen unzugänglich verhält, haben seine Zensuredikte die Wirkung einer vollkommenen Unterdrückung der von seinem Verbot getroffenen Werke. Zwar besteht eine Instanz, die bestimmt sein soll, der Polizei bei der Prüfung der vorgelegten Theaterdramen sachverständig zur Hand zu gehen: der sogenannte Zensurbeirat. Doch hat sich dieses eigentümliche Polizeiorgan bislang für die Förderung künstlerischer Kultur als so absolut wertlos erwiesen, daß es von den beteiligten Künstlern eher noch als Erschwerung ihrer Situation empfunden wird. Das liegt erstens an der Zusammensetzung des Beirats aus der Kunst oder wenigstens der modernen künstlerischen Entwicklung zumeist völlig fremden und teilweise geradezu feindlichen Elementen, die die Zustimmung seiner Mehrheit zu Zensurverboten immer wahrscheinlich macht, dann aber auch an der Geheimhaltung ihrer Meinungsäußerungen und an der Bestimmung, die der Polizei

das Recht vorbehält, nach eigenem Ermessen auch gegen die Ansicht des Zensurbeirats zu entscheiden. Wie berechtigt das Mißtrauen gegen diese halbamtliche Behörde ist, mag daraus erhellen, daß zwei bekannte und bedeutende moderne Autoren, die ihr angehörten, in Erkenntnis ihrer Ueberflüssigkeit auf diesem Posten aus der Stellung ostentativ ausgeschieden sind: zuerst Max Halbe, und jetzt neuerdings Thomas Mann. Wie heftig aber die Empörung unter den Schriftstellern gegen das Institut ist, beweist eine Resolution des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (Ortsgruppe München), die fast einstimmig angenommen wurde, und die es mit der Würde eines deutschen Schriftstellers als nicht mehr vereinbar erklärt, dem Münchener Zensurbeirat anzugehören. Welche Konsequenzen die annoch dem Beirat angehörigen Schriftsteller, die Herren Ruederer, Weigand, v. Gleichen-Rußwurm und Hofmiller aus diesem Beschlüsse ziehen werden, tut hier nichts zur Sache. Sie haben jetzt die Wahl, ob sie lieber zur Polizei oder zu ihren Standesgenossen halten wollen.

Die Darlegung dieser Verhältnisse schien notwendig, um Sie, Herr Staatsanwalt, von der außerordentlichen und durch nichts geminderten persönlichen Macht des Münchener Zensors zu überzeugen, und seine Verpflichtung, unter solchen Umständen alle Entscheidungen nur unter dem Gesichtspunkt vorsichtiger Sachlichkeit zu treffen, evident zu machen.

Der Austritt Thomas Manns aus dem Zensurbeirat, erfolgte, nachdem der Zensor dem Künstlertheater die öffentliche Aufführung von Frank Wedekinds Trauerspiel "Lulu" untersagt hatte. „Lulu“ ist die Zusammenziehung der beiden Dramen „Erdgeist“ und „Die Büchse der Pandora“, von denen das erste längst alle großen Bühnen erobert hat, das zweite vor drei Jahren in München bei einer geschlossenen Aufführung einen riesigen Erfolg beim Publikum davon trug. Der Dichter hatte ein übriges getan, um dem Polizeipräsidenten den Entschluß zur Freigabe zu erleichtern: er hatte den Schluß (nicht zum Nutzen der Wirksamkeit des Dramas) abschwächend geändert. Aber es nützte alles nichts, und die Direktion des Künstlertheaters entschloß sich, nunmehr zwei geschlossene Aufführungen des Werkes zu veranstalten, um die großen künstlerischen Vorbereitungen, die sie getroffen hatte, nicht nutzlos vertan zu haben und einem ausgewählten Publikum die Gelegenheit zu geben, selbst zu urteilen. Bedeutende Schauspielkünstler hatten ihre Kräfte zur Verfügung gestellt, von denen nur die Damen Tilla Durieux und Maria Mayer und Herr Karl Goetz genannt sein mögen. Kurz vor der ersten

Vorstellung verbot die Polizei noch rasch die zweite, sodaß nur ein Teil der Einladungsgesuche berücksichtigt werden konnte.

Inzwischen trat die erwähnte Münchener Ortsgruppe des Schriftsteller-Verbandes zusammen und beschloß, eine Zeitungsnotiz zu veröffentlichen, in der das Vorgehen der Polizei gegen die Wedekindsche Tragödie als „bedauerlicher Mißgriff“ bezeichnet wurde, und eine neue Zusammenkunft einzuberufen, die sich ausschließlich mit dem Thema „Zensur und Zensurbeirat“ befassen sollte.

Bei dieser neuen Zusammenkunft wurde nun ein sehr merkwürdiger Brief verlesen — und dieser Brief ist es. Herr Staatsanwalt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte —, den die Münchener Polizeidirektion an die Direktion des Künstlertheaters gerichtet hatte, und der von dieser an den S. D. S. weitergeleitet war. In dem Schreiben hieß es unter dem Hinweis auf die jüngste Zeitungsnotiz (die, wie gesagt, die Ortsgruppe des S. D. S. unter Nennung ihres **Namens** veröffentlicht hatte): **Sollte in den Zeitungen noch eine ähnliche Publikation erscheinen, so werde die Polizei auch die bereits genehmigte geschlossene Aufführung des Trauerspieles „Lulu“ verbieten.**

Herr Staatsanwalt! Ich erblicke in diesem Schreiben der Polizeidirektion an die Direktion des Münchener Künstlertheaters ein Vergehen gegen § 339 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich. Dieser Paragraph lautet:

Ein Beamter, welcher durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauches derselben Jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich nötigt, wird mit Gefängnis bestraft.

Der Versuch ist strafbar.

Die Tatbestandsmerkmale des Vergehens scheinen mir im vollen Umfange gegeben. Daß ein Mißbrauch der Amtsgewalt angedroht wurde, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Zensor hier weder künstlerische noch moralische noch sonst irgendwie sachliche Gesichtspunkte geltend macht, sondern sein Eingreifen lediglich von der Begehung oder Unterlassung einer Handlung abhängig macht, die seiner Kritik gar nicht untersteht. Die Veröffentlichung von Zeitungsnotizen ist ein staatsbürgerliches Recht, das niemandem verwehrt werden kann. Die amtliche Bedrohung der Ausübung dieses Rechtes mit einer Maßnahme, die eine schwere wirtschaftliche und künstlerische Schädigung bedeuten müßte, schließt einen klaren Mißbrauch der Amtsgewalt in sich. Wenn aber, wie im vor-

liegenden Fall, eine schikanöse Maßregel angedroht wird für den Fall, daß ein Dritter (der Schutzverband) von einem staatlich gewährleisteten Recht Gebrauch macht, ein Dritter, auf dessen Entschlüsse der amtlich genötigte gar keinen Einfluß hat, so ist damit auch das Kriterium der Widerrechtlichkeit ohne jeden Zweifel erfüllt. Ob es sich um ein vollendetes Vergehen oder nur um den Versuch handelt, ob also das Erscheinen weiterer Notizen auf die Nötigung des Zensors hin oder zufällig unterblieben ist, wird die gerichtliche Ermittlung zu ergeben haben. Der Strafausschließungsgrund des § 46 Ziffer 1 Str. G. B. kommt jedenfalls nicht in Betracht, da die Polizeidirektion ja nicht in die Lage kam, die Ausführung der beabsichtigten Handlung etwa aus eigenem Entschluß aufzugeben. Sie ist an ihrer Ausführung durch das Ausbleiben weiterer Pressepublikationen, also durch Umstände, die, falls sie nicht die Wirkung ihrer Nötigung darstellten, doch von ihrem Willen unabhängig waren, gehindert worden.

Ob Sie die öffentliche Anklage gegen den Herrn Polizeipräsidenten von der Heydte in Person als den Leiter der Münchener Polizei, gegen den Ressortchef der Zensurbehörde (der Zensurbeirat wird ja wohl in diesem Falle nicht befragt worden sein), oder gegen den etwa für den Brief verantwortlichen beauftragten Beamten erheben müssen, das, Herr Staatsanwalt, werden Sie selbst zu entscheiden haben. Als Zeugen für das Verfahren benenne ich Ihnen schon jetzt die Direktion des Künstlertheaters als Adressatin des Briefes, den Schriftführer des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (Ortsgruppe München) als gegenwärtigen Inhaber des Briefes und mich, der ich als Mitglied des S. D. S. von den hier denunzierten Tatsachen Kenntnis erhalten habe, und, selbst dramatischer Schriftsteller, an der Aufklärung der Angelegenheit, wie Sie begreifen werden, persönlich lebhaft interessiert bin.

Dieses Heft wird Ihnen, Herr Staatsanwalt, eingeschrieben und angestrichen zugehen. Sie werden also laut § 52 Str. Pr. O. verpflichtet sein, den Sachverhalt eingehend zu prüfen, und kommen Sie, woran ich nicht zweifle, zu der Ueberzeugung, daß meine Anschuldigung berechtigt ist, dann — walten Sie Ihres Amtes!

In größter Hochachtung

Erich Mühsam.

Bemerkungen.

Friedrich Huch. Es ist mir nicht gegeben, angesichts einer ungeheuren Dummheit der Natur beweglich Gottes ewige

Barmherzigkeit zu preisen. Die demütige Ergebung in die unerforschlichen Ratschlüsse des Herrn ist die Weltanschauung eines transzendentalen Staatsbürgertums, zu dem ich keine Beziehungen habe. Als ich vor dem Sarge Friedrich Huch stand, war meine stärkste Empfindung eine heiße Wut über die Talentlosigkeit des Schicksals, das ganz plump, ganz roh, ganz gewissenlos mit sinnlosen Hagelschlossen die zartesten Gartenkulturen zertrümmert, eine Wut, die das Bewußtsein ihrer Ohnmacht nicht im mindesten abschwächen konnte. Dieser feine, kluge, gesellige Mensch, dieser gute, humorvolle, zarte Dichter, dieser gesundheitsstrotzende, schöne Kerl mußte also mit seinen 39 Jahren der erste sein, der aus der Mitte unserer Gesellschaft vom „Jungen Krokodil“ abzutreten hatte. Eine Mittelohrerkrankung, eine Eiterung, eine Gehirnentzündung — und Schluß. Aus dem gepflegtesten Körper, der von Kraft und Lebenslust sprühte, machte das Krematorium ein Häufchen Asche. Wir anderen dürfen hinterher blicken, die Augen verdrehen und uns mit der Unsterblichkeit der Seele trösten. Ich schlage vor, wir nehmen uns Huchs Büchel vor, und machen ihn uns in Stunden der Erinnerung wieder lebendig. Diese Form der Trauerfeier wäre auch, wie ich Friedrich Huch kannte, seiner Sinnesart die genehmste gewesen. Wenigstens schützt sie am sichersten vor Vergessenheit. Adjö, lieber Freund!

Straßer und Redl. Wie sich der kleine Moritz in der Sendlingerstraße einen Anarchisten vorstellt: ein verwahrloster Geselle, vor dessen flackerndem Blick sich die Passanten ängstigen, und der angesichts einer preußischen Offiziersuniform einen Browning zuckt und losknallt, hierauf jedoch den zu Hilfe eilenden Polizeiwachtmeister ebenfalls zur Strecke bringt. Man mag sich beruhigen: Ich finde die Scheußlichkeit, die sich beim Münchener Friedensdenkmal begeben hat, genau so scheußlich wie andere Leute auch. Mein Mitleid mit den Opfern des Mörders und ihren Nächsten ist nicht geringer als das, das sich in spaltenlangen Entrüstungskrämpfen in die Tagesblätter ergossen hat. Nur fällt ein Teil meines Mitleids auch für den unglückseligen Straßer ab, der — aus Wut, wie er sagt — die ungeheuerliche Tat des Meuchelmordes auf sich nahm. Welch ein Abgrund von Leid muß in einem Menschen sein, der sich dazu entschließt, auf offener Straße, also ohne Hoffnung auf Entrinnen, den erstbesten Fremden zu töten, nur um die eigene arme Seele noch einmal vor sich selbst mit der Gloriole einer Herostratentat zu umkränzen! In welch fürchterlichem Zustand muß sich diese Seele befunden haben, die im Entschluß zum Selbstmord einen Trost in dem Bewußtsein findet, daß noch andere mit dran glauben müssen! Ich kenne den Typus solcher verzweifelten Verbrecher genau, kenne ihn aus nächster persönlicher An-

schauung. Aber wer es sich einfallen läßt, solchen armen Teufeln, solange es noch Zeit ist, menschlich zuzusprechen, ihnen Hoffnungen und Sehnsüchte zu geben, die sie innerlich aufrichten und sie dahin bringen, sich wieder als Menschen zu fühlen, der wird — ich kann ein Lied davon singen — von den Schergen der öffentlichen Gerechtigkeit in seinem Tun mit Gefängnis und Gewalt gestört, der wird von den Mitmenschen, die mit ihrem eigenen Wandel stets über die Maßen zufrieden sind, mit tödlicher Verachtung gestraft, der wird von den Organen der öffentlichen Meinung aller Schattierungen zuerst beschimpft, bespödet und mit jedem Straßenkot beschmutzt, und nachher durch Totschweigen und Boykott wirtschaftlich ruiniert. Ich spreche hier meine felsenfeste Ueberzeugung aus: hätte man mich in meiner Vortragstätigkeit unter den Vagabunden, auf die ich heute noch stolz bin, die ich heute noch für sozial nützlich und menschlich anständig halte, nicht gehindert, und hätte zufällig Straßer in meinen Hörerkreis gefunden, dann wäre die entsetzliche Mordtat am Friedensdenkmal nicht geschehen, denn dann hätte ich aus dem verlorenen Menschen das gemacht, was, wie behauptet wird, er zu sein vorgibt: einen Anarchisten. Einem Anarchisten aber ist das Leben seiner Mitmenschen heilig. Und ich spreche noch eine Ueberzeugung aus: Wäre dem Staat das Leben der Menschen ebenso heilig, glaubte der Staat nicht, mit Hinrichtungen der Gerechtigkeit Genüge tun zu müssen, auch dann wäre der unglückselige preußische Major und der hilfsbereite Schutzmann noch am Leben. Denn nur der Wille zum Sterben macht Straßers furchtbare Tat erklärlich und er hätte sie unterlassen, wenn am Ziele seiner Sehnsucht kein Schaffott stände.

Ein verzweifelter Verbrecher von anderem Wuchse als Straßer war der österreichische Generalstabsoberst Redl. Das Genie unter den Verrätern, der König aller Spitzel. Der österreichischen Regierung kann man ja von Herzen gönnen, daß sie den Bock zum Gärtner gemacht hatte. Bedeutender Sympathien wird sich unser Nachbar und Bundesgenosse mit seiner verpfaften und hinterhältigen Politik ja wohl nirgends erfreuen. Auch wird es keinem Psychologen wunderlich erscheinen, wenn in diesen Tagen der patriotischen Korruption gelegentlich mal ein Organisator nationaler Spionage ins Internationale entgleist. Wessen Lebensberuf es ist, im fremden Lande Verräter zu dingen, dem werden leicht selbst die ethischen Begriffe von Treue und Wahrhaftigkeit in Konfusion geraten. Redl aber hat einen Weltrekord in robustem Gewissen aufgestellt. Seine Schurkerei hat der russischen Regierung eine Karte in die Hand gespielt, die ihr eine absolut sichere strategische Ueberlegenheit über Oesterreich gewährleistet. Daß sie trotzdem in den gespannten Tagen der Balkankrise den Krieg nicht begann, ist wahrscheinlich nur dem revolutionären Gären im russischen Volke zu danken. Sonst wäre vielleicht ein Leichenfeld von Hunderttausend gefallenen Soldaten die Quittung für die Verrätereien des österreichischen Banditen, der nicht einmal vor der abgründigen Niedertrachtigkeit zurückschreckte, seine eigenen Kameraden, die Offiziere, die er selbst zur Spionage nach Rußland dirigierte, dem Feinde in die Hände zu liefern.

Und doch könnte man auch für diesen Schwerverbrecher ein entschuldigendes Moment geltend machen. Redl war homosexuell. Die Verlogenheit der sittlichen Anschauungen im zivilisierten Europa bringt es mit sich, daß die erfolgreiche Ausbeutung armer Menschen durch reiche zwar als bürgerliche Tugend in hohem Ansehen steht, daß aber die Bettbeziehungen erwachsener Leute Gegenstand strenger moralischer Kontrolle sind. Redl wußte sich dem Verdacht, von der Norm abweichenden geschlechtlichen Neigungen ergeben zu sein, dadurch zu entziehen, daß er mit frommer Demut jeden Sonntag zur Kirche ging, während sein Lieblingsleutnant in Mädchenhöschen in seinem Schlafzimmer auf ihn wartete. Die Burschen und Soldaten aber, die ihn früher erfreut hatten, machten sich die Tugendhaftigkeit des Strafgesetzbuches zunutze und erpreßten von dem Oberst, soviel sie erpressen konnten. Das war mehr, als der österreichische Staat seinem Spionagechef zahlte, und so mußte denn der russische Staat mithelfen. Ein reizender Zirkel: Der Staat züchtet mit seinen Moralansprüchen Erpresser, die nur mit dem Judasgeld bezahlt werden können, das der Staat selbst seinem Todfeinde wert ist. Dem Wort Redlichkeit aber wird bei seiner verdammten Stammverwandtschaft mit dem Namen Redl fortan eine neue Bedeutung bewilligt werden müssen.

Anemonen. Am Straßenrande sitzen Menschen und klopfen Steine klein. In dumpfen Fabrikräumen und engen Werkstätten spritzt Eisenstaub umher, angefüllt mit Mikroben und allerlei Krankheitsstoffen. Die nötigsten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung schlimmer Folgen sind vernachlässigt. Denn das Kapital hat sparsame Grundsätze, solange für die jung verbrauchte Arbeiterschaft stets ausreichender Nachschub zur Verfügung steht. Der Errichtung von Lungenheilstätten und Sanatorien für tuberkulös geborene Kinder kann man dabei ja immer das herzlichste Wohlwollen bezeigen. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß der Hauptaktionär einer großen Schwefelholzfabrik einen Tausender für solchen menschenfreundlichen Zweck hergegeben hat.

Ja, ja, die Tuberkulose. Das ist halt ein Kreuz. Und der Staat kann natürlich zu ihrer Bekämpfung nicht viel tun. Der braucht sein Geld für Kanonen, Schlachtschiffe, Kundschafterdienst und patriotische Festivitäten. Aber Gott sei Dank: die Schwindsüchtigen brauchen nicht zu verzweifeln. Ist doch dies Land von lauter edlen Menschen bewohnt, die freudig helfen und aus ihrem Ueberfluß abgeben, wo Armut und Krankheit um Hilfe fleht. Man muß es ihnen bloß etwas nahe legen, muß ihnen ein bißchen Amusement und hinlängliche Publizität ihres Wohltuns garantieren, dann sind sie unermesslich edelmütig. Die Blumentage sind eine zu diesem Zweck geradezu ingeniose Erfindung. Die anmutigsten jungen Damen der Gesellschaft figurieren als Verkäuferinnen und nehmen den Großmütterchen, die sonst das Amt der Blumenmädchen versehen, das Brot weg. Männer, deren Gruß sie an gewöhnlichen Tagen nicht erwidern würden, reden sie mit nekkischen Gebärden auf der Straße an und sind um des wohl-

tätigen Zweckes willen auch nicht böse, wenn man sie mal unterm Kinn kitzelt und unter deutlichem Hinweis auf begehrlche Wünsche ihre Leibesformen preist. Die Herren aber lassen sich die Gelegenheit, mit den unnahbarsten Honoratiorentöchtern liebeich zu schäkern, viel Geld kosten, lassen sich von zarter Hand alle noch irgend schicklichen Knopflöcher mit Anemonen stopfen und tragen sie als beredte Beweise ihrer Menschengüte durch die Straßen. Wer jetzt noch tuberkulös bleibt, dem ist nicht zu helfen.

Ich habe meine Ansicht über den ekelhaften Unfug der Blumentage hier schon einmal ausgesprochen (vgl. Kain I, 4: „Menschlichkeit“). Heute darf ich verraten, daß für künftige derartige Verlogenheitsveranstaltungen eine Gegendemonstration vorbereitet wird. Im nächsten Jahre werden Abzeichen verkauft werden mit der Aufschrift: „Ich mache den Schwindel nicht mit!“. Der Ertrag soll einem Gartenfest mit Erdbeerbowl und Knutschlauben zugute kommen. Die jungen Damen der Gesellschaft sollen dabei Gelegenheit erhalten, ihre Nächstenliebe ohne charitative Umschreibungen rückhaltlos walten zu lassen.

Die sturmfreie Bude. Die Sorgen mancher Tugendwächter möcht ich haben. In mächtigen Versammlungen hat man in München darüber beratschlagt, in welcher Weise man den Studenten ihre Geschlechtlichkeit abgewöhnen könne, und man ist überein gekommen, daß alle Erothik nur die Folge davon ist, daß die Schlafzimmer der jungen Leute Eingangstüren haben, durch die auch mal ein Mädchen Einlaß finden könnte. Nun wollen hohe Lehrinstanzen selbst die Sache in die Hand nehmen, und es sollen Tabellen von tugendhaften Wirtinnen aufgestellt werden, die entschlossen sind, die Keuschheit ihrer Aftermieter zu überwachen. Der wahrhaft sittliche Student, davon ist man überzeugt, wird sich nur noch in solche abgestempelten Buden einnisten. Als ein Student den bescheidenen Einwand macht, daß doch gewissermaßen — sozusagen die akademische Freiheit — und so———, da mußte er sich von seinem Professor sehr barsch der Unreife zeihen lassen. Der Einwand, daß man doch von dem Münchener jungen Mädchen eigentlich kaum verlangen kann, ihre Jugendfreudigkeit in den Gebüsch des englischen Gartens auszuleben, wurde meines Wissens nicht erhoben. Auch hat man bisher nichts von dem Beschluß gehört, der doch wohl die selbstverständliche Antwort auf die unglaubliche Zumutung der Moralathleten wäre, die Listen der gesperrten Buden entgegenzunehmen und mit der Ueberschrift: „Zur Warnung!“ ans schwarze Brett der Universität anzuheften.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illwstr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MUENCHEN.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungsausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....

.....

Jahrgang III.

No. 4.

Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Festspiel. — Der Zensurskandal. — Bemerkungen:
An Hermann Bahr. — Ausgemärzt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt 3200Pseu-
anderes Material
ca. 2130 Seiten mit
staben, vornehm-
zendes Geschenk,



Zeitgenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
autgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund., ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 4.

München,
Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.**

Festspiel.

Eine trübseligere Nationalbegeisterung, als die gegenwärtige, die zum Zwecke der Belebung glorreicher Erinnerungen an das Jahr 1813 im patriotischen Zentralofen angeheizt wurde, hat es wohl noch nie gegeben. Die Hurras sind dem deutschen Volke in der Kehle stecken geblieben wie zu heiße Kartoffelknödel. Dazu hat einesteils der angebrannte Jubiläumsschmaus beigetragen, der in der militärischen Küche zubereitet wurde, und dessen unter sozialdemokratischer Bewilligung aufgebrachte Milliardenkosten dem bleichsüchtigen Lande auch noch die letzten roten Blutkörperchen herauszapfen, — anderntheils auch das richtige Gefühl, daß zu überschwänglicher Begeisterung die Historie selbst keinen rechten Anlaß bietet.

Was sich in den Jahren 1813—1815 ereignete, erhält seine geschichtliche Bedeutung nicht durch den Ruhm preußischer Waffentaten, sondern durch die Erfüllung des tragischen Schicksals im Leben Napoleons. Dieser dämonische Mann hatte ganz Europa unter seine Faust geduckt. Sein in den

Ekstasen der Revolution geglühtes Heer hatte leichtes Spiel, die Völker zu bezwingen, die es während Frankreichs großer Tage versäumt hatten, ihren Unrat aufzuräumen. Preußen gehorchte dem Willen eines Königs, der keinen Willen hatte, und der sich und sein Land sieben Jahre hindurch den Befehlen des Korsen verschrieb. Als dann im Jahre 1812 im Napoleondrama die Peripetie eintrat, sahen Stein und Scharnhorst ein, daß der Moment, sich aus den Fäusten der Franzosen zu befreien, günstig war, und ihnen gelang es nach langem Bemühen, Friedrich Wilhelm, dem die Sache sehr unbequem war, zur Aktion zu bewegen. Den Sieg von Leipzig errangen dann die vereinigten preußischen, russischen und österreichischen Armeen über die Reste eines Heeres, das in Rußland von Kälte und Hunger und von Strapazen, die mit Waffengängen nichts zu tun hatten, aufgerieben war. Daß es also den Kräften des ganzen Mittel- und Osteuropa gelang, diese Trümmer in ungeheurer Anstrengung schließlich zu besiegen und Napoleon nach Elba zu verfrachten, so zu verfrachten, daß er zwei Jahre später wieder erschien und dann erst auch noch mit Englands Hilfe dauernd geworfen werden konnte, — das ist es, was wir als Deutschlands große Zeit in beweglichem Erinnerungsjubel feiern sollen.

Bleiben solche Feiern auf die Kreise beschränkt, denen patriotische Ruhmredigkeit das tägliche Brot gibt, auf Kriegerbünde und nationalliberale Wahlvereine, dann braucht sich niemand darum zu kümmern. Bedenklich und peinlich werden diese Dinge erst, wenn sich Elemente von geistigem Wert in die Kreise der nationalen Begeisterungsmache ziehen lassen.

Es ist höchst betäubend, daß sich ein Mann vom Range Gerhart Hauptmanns bereit fand, zu

dem künstlichen Rummel bengalisches Feuerwerk zu machen. Er hätte überlegen sollen, wie sich vor hundert Jahren die deutschen Dichter verhielten. Glaube doch niemand, daß die Romantiker, Jean Paul, Brentano, Arnim, die Schlegel Leute waren, die keine Empfindung für die Angelegenheiten des Volkes gekannt hätten. Sie alle hatten von den Emotionen der französischen Revolution tiefe innere Erschütterungen erfahren, aber sie alle, und selbst Goethe, der große Rationalist, empfanden in den Vorgängen von 1813 die Tragik Napoleons stärker als den Ruhm ihres Vaterlandes. Die damals die Saiten rührten, die Körner und Arndt, waren Dichter dritter Garnitur, und nur ein einziger Hochbürtiger im Geiste war dabei, Heinrich v. Kleist, ein alt-preußischer Adliger, der den Usurpator aus der Tradition des Blutes heraus haßte, — und dem hat es keiner gedankt.

Hauptmann hätte bedenken sollen, wie er überhaupt zu dem Auftrag kommen konnte, das gewünschte Festspiel für die Breslauer Jahrhundertfeier zu verfassen. Was verbindet ihn denn mit denen, die ihm den Auftrag erteilten? Was veranlaßte diese Leute, gerade ihn auszusuchen? — Daß er zufällig Schlesier ist und durch den Nobelpreis seine offizielle Legitimation als Dichter empfangen hat. Er hätte wissen müssen, daß er diese Patrioten nie im Leben zufrieden stellen konnte, ohne an sich selbst zum Lügner zu werden, und er hätte sich eingestehen müssen, daß ihm das Thema seiner Aufgabe viel zu gleichgültig war, um daraus eine wertvolle Dichtung schaffen zu können.

Gerhart Hauptmann bedachte nichts, wußte nichts und gestand sich nichts ein. Er schrieb das Festspiel und belastete sein gutes Dichterwerk mit einem unverzeihlich schlechten Elaborat. Mit Be-

schämung und Groll habe ich das Stück gelesen, das dürftig in der Erfindung, unecht in der Stimmung, schluderig in der Abfassung und seines Verfassers in jeder Hinsicht unwürdig ist.

Welche kümmerliche Einkleidung des Ganzen! Was soll uns diese nichtssagende und flache Variante des Faust-Vorspieles! Da muß Gottvater als Theater-Direktor bemüht werden, um die tiefe Allegorie, daß die Menschen Puppen in der Hand des Höchsten sind, zur Massendarstellung zu bringen. Da muß die griechische Mythologie heran, der öde Schwätzer Philistiades, der überall, wo Hauptmanns Gestaltung versagt, Hauptmannsche Artikel redet. Da muß Pythia aus allem, was aus sich selbst nicht wirkt, tiefgründige Nutzenwendungen ziehen. Da muß, wo Hauptmann mit 2300 Darstellern immer noch keine Kriegsschrecken glaubhaft machen kann, die Furie in Person an die Rampe und Greuel schnauben. Da muß Madame Germania griechisch aufgetakelt werden und als Athene-Deutschland unterm Goldhut die „Hochgesinnten mit hohem Sinne“ grüßen.

Und die historischen Persönlichkeiten selbst! Was für Hahnefatzken und Wortemacher! Welche jammervolle Charakteristik! Was für haarsträubende Verse! — Bei dem großen allegorischen Fastnachtsumzug wird einem Ritter zugemutet, diesen Unfug auszusprechen:

„Nit so vorlaut, mein alter Kronensohn.

Hier sitzt der Beherrscher des heiligen
römischen Reiches deutscher Nation.

Was haben Euch seine Gnaden geton!”

Friedrich der Große wird als ein Trottel vorgeführt, der erst wie ein Abc-Schüler radebrecht und gleich hinterher eine pathetische und wohlgeformte Rede an die deutsche Nation hält. Napoleon kohlt

über sich selbst einen Stiefel zusammen, daß es einer Sau grausen kann:

„Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
Eine Art Grenzpfahlniederreißer,
Nicht wie jene dort etwa nur Guanoscheißer!
Aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,
Ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
Und vor allen Dingen ein Taktiker.“

So redet jeder über sich selbst sein Sprüchlein daher. Besonders geschmackvoll unterzieht sich Kleist dieser Aufgabe:

„Wer mich auf Teilens Armbrust weist,
Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen,
Mein heimlich düsteres Gedankenspinnen.
Ich bin der Dichter Heinrich v. Kleist“.

Fichte stellt sich vor:

„Ich bin gewiß, ihr vernähmet schon
Von meinen berühmten Reden an die un-
deutsche Nation.“

Blücher (sich in der Redeweise mit König Friedrich verwechselnd):

„Euer Diskurs macht mich sehr viel Spaß.
Parbleu! Hölle und Teufel! und noch was!
Vor mir ist das alles Schnickschnack“ usw.

Es ist erbarmungswürdig, wie vollkommen den Dichter Hauptmann hier jede Charakterisierungskunst und jeder Geschmack verlassen hat. Uebelstes Herumerzählen statt Handlung, peinlichste Allegorien statt Gestaltung.

Dabei wird den geschichtlichen Tatsachen schwere Gewalt angetan. Es heißt doch wohl die poetische Freiheit etwas weit treiben, wenn Napoleon im Jahre 1793, wo er längst französischer General war, als zwölfjähriger Knabe den Kreisel dreht, der, wie die Pythia erklärend bemerkt, die Welt be-

deutet. Davon abgesehen aber: geradezu toll ist es, wie Hauptmann mit der großen Revolution umspringt. Aus dieser gewaltigsten, innerlichsten und ethisch schönsten Erhebung, die je ein Volk erlebt hat, macht er eine blöde, rohe, sinn- und verstandslose Mordorgie. Es ist empörend, daß der Dichter der „Weber“ in den Revolutionären der großen Zeit nichts anderes zu erkennen vermag, als blutgierige und brüllende Hanswürste. Er hat keine Ahnung davon, daß die Helden seines Festspiels, die Jahn, Blücher, Scharnhorst, Fichte und nicht zum mindesten Napoleon selbst Kinder und Befruchtete der Revolution waren, und daß alles, was vor hundert Jahren an ehrlichem Freiheitswillen zutage trat, vom Geiste der französischen Revolution stammte.

Gewiß gibt es auch bessere Stellen in Hauptmanns Spiel. Gewiß sind Einzelheiten darin, bei denen er den Dichter und feinen starken Geist nicht verleugnen konnte. Die Szene, in der die Mütter ihre gefallenen Söhne zurückfordern, ist ergreifend und schön. Aber der ganze Eindruck des Buches ist deprimierend und hinterläßt den Wunsch, Hauptmann hätte dieses Stück nie geschrieben. . .

Aus Gründen, die das literarische Urteil gar nicht berühren, ist das Festspiel zu einem politischen „Fall“ geworden. Die waschechten Patrioten, die Hauptmann mit der Arbeit beauftragt hatten, sind mit seinem Werk nicht zufrieden. Sie nehmen es ihm schwer übel, daß er Friedrich Wilhelm III. nicht als Nationalhelden in den Mittelpunkt gestellt hat, daß die Königin Luise nicht in der Pose der Duldlerin erscheint, und daß Napoleon nicht als ein verlumpter Hochstapler gezeichnet ist. Sie schlugen Lärm, und als der preußische Kronprinz gar noch mit der entsetzlichen Drohung kam, er werde das Protektorat über die Breslauer Jahrhundertaus-

Stellung niederlegen, da fiel den guten Stadträten der schlesischen Hauptstadt das Herz in die Hosen und sie verhinderten die Fortsetzung der Reinhardt'schen Aufführungen.

Was haben die Hüter des deutschen Ansehens damit erreicht! Daß wir, die wir das Festspiel als absolut mißglückt aufs entschiedenste ablehnen müssen, nun gezwungen sind, trotzdem mit allem Nachdruck Hauptmanns Partei zu nehmen. Es muß jenen patriotischen Pfaffen und Schlotbaronen auf das vernehmlichste ins Gesicht gesagt werden: Es kommt euch nicht zu, dies Stück schlecht zu finden. Das ist unser Vorrecht, die wir etwas von Kunst und Literatur verstehen. Ihr, die ihr mit eurem verwahrlosten Geschmack das Niveau der Theaterkunst geflissentlich auf den Tiefstand der Kientöpfe herabdrückt, die ihr euch an zotigen Possen erfreut, die ihr Schönherrs Schleimfladen und Ernst Hardts preisgekrönte Wässrigkeiten als Wahrzeichen edelster Dichtkunst austrompetet, ihr habt kein Recht dazu, ein Werk Gerhart Hauptmanns herunterzureißen! Ihr habt diesen Mann, solange er um Anerkennung ringen mußte, geschmäht und mißachtet und seid jetzt, wo sein Ruhm abgestempelt ist, zu ihm gekrochen und habt ihn veranlaßt, euch ein Festspiel zu schreiben. Ihr habt dankbar zu nehmen, was der Dichter der Weber, des Fuhrmann Henschel und des Pippa-Dramas euch gibt. Daß Gerhart Hauptmann es übernahm, euern Auftrag auszuführen, das dürfen wir ihm vorwerfen — ihr nicht!

Wenn ihr aber von ihm verlangt, daß er seine Ueberzeugungen hätte verleugnen sollen, daß er Gesinnungen hätte vortäuschen sollen, die er nicht hat, daß er Geschichtsklitterung hätte treiben und euern historischen Lügen hätte Ausdruck geben sollen, dann wissen wir, an wessen Seite wir gehören. Ihr

habts' erreicht, daß das geistige Deutschland jetzt geschlossen neben Hauptmann steht, und ihr könnt es noch erleben, daß das geistige Deutschland euch eines Tages ein Festspiel vorführen wird, bei dem euch Hören und Sehen vergeht!

Der Zensurskandal.

Den zahllosen Neugierigen, die wissen mochten, wie der Staatsanwalt auf meine Anzeige gegen den Münchner Zensor wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt reagiert hat, sei mitgeteilt, daß er genau das getan hat, was seine Pflicht von ihm verlangte. Er hat sich die Korrespondenz, die auf die Sache Bezug hat, vom Schriftführer der Münchner Ortsgruppe des Schutz Verbandes Deutscher Schriftsteller ausgebeten und dürfte, während ich dies schreibe, noch mit der Prüfung des Sachverhalts beschäftigt sein. Auf Grund dieser Prüfung wird er entweder das Strafverfahren gegen Herrn Baron v. d. Heydte eröffnen oder das eingeleitete Verfahren einstellen. Sollte er sich dazu entschließen, auf die Erhebung der öffentlichen Klage zu verzichten, so ist er laut § 169 Str. Pr. O. verpflichtet, mir als dem Antragsteller daß unter Angabe der Gründe mitzuteilen. Meine Leser werden also auf jeden Fall über den Stand der Sache orientiert bleiben.¹⁾

Zunächst einige Mitteilungen über das Verhalten der Presse und der betroffenen Polizei selbst. Es braucht den Freunden des „Kain“ nicht mehr erzählt zu werden, daß die Münchner Zeitungen mir allesamt bitterböse sind. Dazu haben sie guten Grund. Als ich nämlich im Jahre 1909 unter dem Verdacht der Geheimbündelei auf Ersuchen des Herrn v. d. Heydte in Charlottenburg verhaftet wurde, ließen sich die Redaktionen von der Polizeidirektion Informationen über mich erteilen, die neun Monate hindurch zu einem schlemmerhaften Sensationsfraß für ihre Abonnenten ausreichten. Nicht genug damit, daß die Knallerbe eines schwachsinnigen Knaben zu einer Dynamitbombe aus meinem anarchistischen Laboratorium anwuchs, waren es besonders auch die höchst schaudervollen Aussagen eines mit hysterischer Phantasie begabten jungen Strolches,

¹⁾ Unmittelbar vor Fertigstellung des Hefes (am 12. Juli) erhielt ich von der Staatsanwaltschaft ein Schreiben, in dem sie in ausführlicher Begründung meine Vorwürfe gegen die Polizeidirektion zu entkräften versucht. Meine Leser erfahren in einem Monat Näheres.

die die Polizei in der Form einer Strafanzeige gegen mich an den Staatsanwalt weiter gab, und die mich vor den Bürgern des Vaterlandes als das verrottetste aller Scheusäler frisierten. Ich habe massenhaft Zeitungsausschnitte aus jener Zeit, in denen mir das Prädikat eines Schriftstellers nur noch in Anführungszeichen zugebilligt wurde, und in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ rülpste ein anonymes Esel einen Artikel gegen mich aus, in dem er damit renommierte, in Lübeck mein Spielkamerad gewesen zu sein, und beschimpfte mich bis auf mein zehntes Lebensjahr zurück. Damals erhielt ich von Deutschlands Schmöcken meine Erkennungsmarke auf den Hintern geklebt: ein von verbrecherischen Instinkten geleiteter Spitzbuben-Dompteur und Mordanstifter auf päderastischer Grundlage (meine homosexuelle Veranlagung verdanke ich einem Redaktionsbeschuß der „Münchener Post“). Dann kam endlich, im Juni 1910, die öffentliche Prozeßverhandlung und damit der überraschende Nachweis, daß das Relief, das die Blätter die ganzen Monate hindurch als mein Konterfei in die Welt gesandt hatten, aus Stank und Lüge bestand. So etwas verzeiht die deutsche Presse nie. Denn hierzulande ist es nicht üblich, die Verbreitung unwahrer Behauptungen ohne richterlichen Zwang zurückzunehmen. Wer einmal als Giftmörder, Leichenschänder oder siebenbeiniges Ungeheuer stigmatisiert ist, der muß es bleiben sein Leben lang. Da ich nun die unsympathische Eigentümlichkeit habe, mich, teils in dichterischer Produktion, teils in agitatorischer Polemik der öffentlichen Kritik auszusetzen, gerieten die Gazetten, die solche Kritik als ihre Berufspflicht ausgeben, in arge Verlegenheit. Müßte sich doch, wenn sie diese Pflicht erfüllten, die mir von ihnen selbst aufgepappte Etikette eines Schwerverbrechers lockern. So kam man also stillschweigend überein, sich der Kritikverpflichtung in diesem einen Falle zu entziehen, weder meine dichterische Produktion noch meine polemische Schriftstellerei und Rednerei existieren zu lassen und die peinliche Tatsache meiner persönlichen Existenz, soweit sie ehrenhaft erscheinen könnte, mit vornehmer Verachtung zu übersehen.¹⁾

¹⁾ Eine hübsche Probe auf das Exempel gaben jüngst die M. N. N. — Ein Student stand wegen Saccharinschmuggels vor Gericht. In die Angelegenheit war eine in der Schweiz lebende junge Dame verwickelt, und der Angeklagte gab auf Befragen an, er habe diese Dame seinerzeit durch mich kennen gelernt. Diese Tatsache hatte nun zwar für den Prozeß selbst gar keine Bedeutung. Trotzdem fand das Münchener Intelligenzorgan in ihrem etwa 20 Zeilen langen Bericht genügend Platz für die

Nun beging ich im vorigen Monat hier die Gemeinheit, eine Tatsache von so bedeutendem öffentlichen Interesse mitzuteilen, daß man sie schlechterdings nicht ignorieren konnte. Man ignorierte sie trotzdem, solange es ging. Als aber eine norddeutsche Korrespondenz die Sache aufgriff, mußte man schon in den sauren Apfel beißen. Die „Münchner Zeitung“, (die sich übrigens in ihrem Verhalten gegen mich von jeher eine Spur anständiger gezeigt hat, als die übrigen Blätter), brachte zueist die Mitteilung, daß ich gegen den Polizeipräsidenten Strafanzeige erstattet habe, und druckte — allerdings unter ängstlicher Vermeidung einer Erwähnung des „Kain“ — auch ein Zitat aus meinem offenen Brief an den Staatsanwalt ab. Am nächsten Tage veröffentlichte sie dann noch einen Brief von mir an die Redaktion, der meine Auffassung, daß die Polizeidirektion sich strafbar vergangen habe, dem Uneingeweihten sinnfälliger verdeutlichte. Inzwischen ging die Notiz durch einen großen Teil der Provinzpresse, und auch Berliner Zeitungen nahmen sie auf. So konnten die Münchner Tagesblätter schlecht daran vorübergehen. Sie halfen sich, indem sie die Verantwortung der norddeutschen Korrespondenz in die Schuhe schoben, deren kleine Glosse sie wörtlich abdruckten. Hierbei sei bemerkt, daß sämtliche größere Münchner und etliche auswärtige Blätter den „Kain“ mit einem auf den offenen Brief hinweisenden Begleitbrief von der Expedition zugestellt erhalten hatten, daß aber kein einziges deutsches Blatt den Anstand hatte, bei dem wörtlichen Zitat aus dem „Kain“ die Quelle zu nennen.

Höchst amüsan ist jedoch, wie sich die „Münchner Neuesten Nachrichten“ mit der Sache abfanden. Sie brachten die Notiz (unter der Versicherung, daß sie einer auswärtigen Korrespondenz entstamme), im „General-Anzeiger“, der lokalen Dependence des Weltblattes, in der sonst meistens Fischmarkt-Plaudereien und ausführliche Berichte über gestürzte Pferde und Beerdigungen beliebter Briefträger stehen. Das Blatt läßt sich also einen als Münchener Lokalangelegenheit besonders gekennzeichneten Vorgang aus Norddeutschland kolportieren. — Dann kommt der Korrespondenzbericht im gleichen Wortlaut wie überall, — bis mein verdammter Name im Wege steht. Was tun? Die Augen zukneifen und ihn drucken lassen? — Unmöglich! Die Tatsache, daß ein einzelner den Vorstoß unternom-

Feststellung, daß ich es war, der sich der gesellschaftlichen Verpflichtung, zwei Leute miteinander bekannt zu machen, unterzogen hatte. In diesem Zusammenhange war Erich Mühsam plötzlich wieder vorhanden.

men hat, verschweigen? — Geht auch nicht. Die Redakteure der „M. N. N.“ haben einen genialen Ausweg gefunden: sie drucken nur meine Initialien: der Schriftsteller E. M.! Ein teuflisch gescheiter Einfall. Jetzt denken alle Münchener Bürger, der bewußte Schriftsteller heiße Eusebius Meyer! — Ein kleiner Satz der Korrespondenz-Notiz wird alsdann geändert: in allen übrigen Blättern wird das Zitat aus dem „Kain“ mit den Worten eingeleitet: „Mühsam führt in seiner Anzeige aus: . . .“. In den „M. N. N.“ heißt es ängstlich: „In der Anzeige soll ausgeführt sein: . . . Es könnte ja sonst jemand meinen, ein Redakteur habe sich so weit vergessen, zu lesen, was ich geschrieben habe. — Um aber noch weiter, noch sichbarer von jeder Gemeinschaft mit mir abzurücken, fälschen die Herren auch noch mein Zitat. Eine ganz, ganz kleine Fälschung nur, aber überzeugungsstark und ehrenvoll in der Absicht. Aus meinem Satz: „Die Tatbestandsmerkmale des Vergehens scheinen mir in vollem Umfange gegeben“ — streichen sie das Wörtchen „mir“. Das wäre nämlich auch ganz gräßlich, wenn solch ein Kerl mit dem Pronomen der ersten Person den Generalanzeiger der „Münchener Neuesten Nachrichten“ versauen sollte.

Ich habe einmal geschrieben (s. Kain I, 12. S. 187): „Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord.“ Jetzt zeigt sich, daß sich die Gesinnungslosigkeit der „M. N. N.“ vermöge ihrer stupenden Dummheit bis zur Ueberzeugungstreue steigern läßt.

Der Denunzierte selbst hüllte sich in Schweigen. Erst, als ihm die Zeitungsausschnitte dutzendweise auf den Tisch geflogen kamen, fand er Worte. Am 28. Juni brachte die „Münchener Augsburger Abendzeitung“, die als polizeioffiziös gilt — und zwar auffälligerweise ebenfalls in der Ortsausgabe, dem „Lokal-Anzeiger“ — eine Ergänzung ihrer 8 Tage früher erschienenen Wiedergabe der Korrespondenz-Nachricht. „Nach genauer Information“, heißt es da, „kann man Mühsams Sichvordrängen in dieser Sache wirklich nur als schlechten Witz und Wichtigtuerei betrachten“. Also der Herausgeber einer Monatsschrift drängt sich vor, wenn er eine Tatsache, die seit vierzehn Tagen akut ist, der Oeffentlichkeit mitteilt, nachdem die Tagespresse die Angelegenheit verschlafen hat. Das ist Auffassungssache. Auch darüber gehen die Meinungen auseinander, ob ich mir mit der Strafanzeige nur einen Jux machen wollte, oder ob mein schlechter Witz und meine Wichtigtuerei nicht doch ein vitales Interesse des Münchener geistigen Lebens betraf. Nach

dieser deutlichen Versicherung der „M. A. A“, daß sie selbst sich in der Sache gewiß nicht vorgedrängt hätte, erteilt die Redaktion dem „zuständigen Referat der Polizeidirektion*“ selbst das Wort. Hier ist dessen Darstellung:

„Die Polizeidirektion hat am 16. Mai die öffentliche Aufführung von Wedekinds Trauerspiel „Lulu“ verboten. Dieses Stück ist nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbotes der „Büchse der Pandora“, da „Lulu“ nur eine Umarbeitung darstellt. Eine Beschwerde gegen das Verbot wurde nicht eingelegt. Am 17. Mai hat die Direktion des Künstlertheaters der Polizeidirektion mitgeteilt, daß sie zwei geschlossene Vorstellungen von „Lulu“ veranstalten wollte. Daraufhin ist dem Direktor Prof. Fuchs mündlich eröffnet worden, daß nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Preßnotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf oder ein Verkauf an der Abendkasse. Dies entspricht der Praxis der Polizeidirektion, die auch von der vorgesetzten Stelle jederzeit gebilligt wurde und sich auch vollkommen im Einklang mit der Rechtsprechung befindet. Am 20. Mai wurde dann im Hinblick auf die Ankündigung in hiesigen Tageszeitungen vom gleichen Tage die Direktion des Künstlertheaters nochmals schriftlich auf die Rechtslage aufmerksam gemacht. Als aber am 21. Mai neue Preßnotizen erschienen, die auf die geschlossene Aufführung hinwiesen, erging unterm 23. Mai an die Direktion des Künstlertheaters eine Verfügung des Inhalts, **daß, wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellungen durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte.** Anlaß zu dieser Verfügung gaben also die Preßnotizen vom 21. Mai, nicht etwa die Notiz „Wedekinds Lulu“ im Vorabendblatt der „M. N. N.“ vom 24. Mai, noch weniger die Veröffentlichung des „Schutzverbandes“ im Morgenblatt des genannten Blattes vom 25. Mai.“

Ich sehe mich leider zu der Feststellung genötigt, daß diese Darstellung einige tatsächliche Unrichtigkeiten enthält. Zunächst ist es falsch, daß „Lulu“ nur eine Umarbeitung

der „Büchse der Pandora“ darstelle. „Lulu“ ist eine Zusammenziehung zweier Werke, von denen das eine selbst unter der Münchner Polizeizensur sehr oft unbeanstandet aufgeführt worden ist, das andere einer sehr einschneidenden Aenderung unterzogen wurde. Es lag also ein durchaus neues Stück vor. Was das Polizeireferat mit der Behauptung meint, dieses Stück sei nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbots, ist nicht ganz klar. Es scheinen hier Unsorgfältigkeiten sowohl bei der Prüfung des eingereichten Dramas als auch bei der Redigierung der Polizeidarstellung vorgekommen zu sein.

Warum nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könnte, wird nicht näher erklärt. Es gibt Leute, die sich vorstellen können, daß Aufführungen vor geladenen Gästen, ohne Plakate, Inserate und Preßnotizen und ohne Billettverkauf auch an zwei Abenden stattfinden können. Meine Behauptung, daß die zweite Vorstellung noch kurz vor Toresschluß verboten wurde, wird jedenfalls nicht bestritten, so wenig ich bestreite, daß solche Praxis der Polizeidirektion jederzeit auch von der vorgesetzten Stelle gebilligt wurde.

Nun kommen aber ganz merkwürdige Behauptungen, die mich zwingen, mit widerlegenden Dokumenten aufzufahren. Die „neuen Preßnotizen“, die — wie ausdrücklich betont wird — am 21. Mai erschienen, hatten übereinstimmend diesen Wortlaut:

„Die Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller hat in ihrer Mitgliederversammlung vom 20. Mai 1913 zu dem polizeilichen Verbote der öffentlichen Aufführung des Dramas „Lulu“ von Frank Wedekind Stellung genommen. Die Mitgliederversammlung erblickt einstimmig in dem Werk Wedekinds eines der hervorragendsten Denkmäler der modernen Literatur und in dem Verbote der öffentlichen Aufführung einen bedauerlichen Mißgriff der Behörde. Die Mitgliederversammlung beauftragt die Vorstandschaft, sich der Interessen Frank Wedekinds in jeder Weise anzunehmen.“

Hieraus ist so deutlich wie nur möglich ersichtlich, daß die Münchner Ortsgruppe des S. D. S. die Zeitungsnotiz veranlaßt hatte, und für jedes Kind klar, daß es sich nicht etwa um eine Reklamenotiz des Künstlertheaters handeln konnte.

Sehr eigentümlich berührt nun aber in der offiziellen

Darstellung die Wiedergabe des Inhalts jenes Briefes, den die Polizei an die Direktion des Künstlertheaters sandte, und der mir Anlaß zur Strafanzeige gab. Der Brief lautet tatsächlich folgendermaßen:

Nr. VI. München, den 23. Mai 1913.
Kgl. Polizeidirektion München.

An die Direktion des
„Münchener Künstlertheaters“,
z. Hd. d. H. Professor Fuchs,
München, Siegfriedstraße 16.

Betreff: Theaterzensur.

In der am Mittwoch, den 21. Mai d. J. erschienenen Nummer verschiedener hiesiger Tageszeitungen war neuerdings eine auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu“ bezügliche Notiz enthalten.

Ich mache darauf aufmerksam, daß im Falle der Veröffentlichung weiterer solcher Notizen die für Donnerstag, den 29. Mai geplante „geschlossene“ Aufführung untersagt werden müßte.

I. V.

gez.:

Wo steht hier etwas davon, daß „wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellung durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte“? Männiglich sieht, daß bloß von einer am 21. Mai erschienenen auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu“ bezüglichen Notiz die Rede ist, und wie gezeigt wurde, betraf diese Notiz einen Beschluß des Schriftstellerverbandes, der die Direktion des Künstler - Theaters gar nichts anging, und dessen Veröffentlichung sie auf gar keinem Wege hätte verhindern können. Besteht die Polizei darauf, daß ich falsche Angaben gemacht habe, so konfisziere sie den „Kain“ und lasse mich unter Anklage stellen. Dann können ja die Beweise einwandfrei geprüft werden.

Daß der am 23. Mai von der Polizeidirektion abgesandte Brief nicht durch die am 24. Mai erschienene Notiz „Wedekinds Lulu“ und noch weniger durch die am 25. Mai veröffentlichte neue Erklärung des „Schutzverbandes“ veranlaßt war, wollen wir ihr ohne weiteres zugeben.

Seltsam. Ich hatte geglaubt, die Polizei werde einen Juristen bemühen, um den Nachweis zu erbringen, daß ihr Verfah-

ren keine strafrechtlich verbotene Handlung sei, statt dessen „berichtigt“ sie meine Behauptungen und macht es mir erdenklich leicht, ihre Darstellung zu widerlegen. Von großer Geschicklichkeit war die Behörde in der ganzen Angelegenheit sicherlich nicht bedient.

Die Dinge mögen nun weiterlaufen, wie sie wollen. Der „Lulu“-Zensor wird uns keinen Anlaß mehr bieten, grollend gegen ihn die Zähne zu fletschen. Denn die Hand des Schicksals hat inzwischen freundlich gewaltet und ihn von seinem Polizeipräsidentensitz herabgewinkt. Herr v. d. Heydte wird Senatspräsident am Verwaltungsgerichtshof, und da der ja in Bayern in Zensurdingen nicht mitzureden hat, braucht niemand böses zu fürchten. Daß ich mit meiner Anzeigeerstattung dem Schicksal bei ihrem liebevollen Eingreifen die Hand ein wenig geführt hätte, — wer möchte so etwas denken?! I Gott bewahre! Es war nur eine heitere Laune des Himmels, die grade in dem Moment den Windstoß in die Weinstraße schickte, wo ein Anarchist sich mit dem Staatsanwalt gegen den Polizeipräsidenten verbündet hatte.

Der Nachfolger des Herrn Barons v. d. Heydte wird der Ministerialrat im Ministerium des Innern, K. Kämmerer Frhr. v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus. Wie sich das Münchener Tag- und Nachtleben unter seiner Obhut gestalten wird, — niemand kann es voraus sehen. Ich spucke jedenfalls einmal vorbereitend in die Hände.

Bemerkungen.

An Hermann Bahr. Lieber und verehrter Hermann Bahr! Unter denen, die in diesem Jahre den fünfzigsten Geburtstag erreichen, sind Sie es, dem wir Jüngeren am freudigsten und dankbarsten die Hand drücken. Nicht wegen Ihrer dramatischen und dichterischen Produktion, auch nicht wegen Ihrer Artikel und Polemiken oder wegen Ihrer Bemühungen. Oesterreich zu europäisieren, sondern des Geistes wegen, aus dem das alles kommt. Den kennen und lieben wir als einen freien und reinen Geist, und wir wissen, daß er stark genug ist, um in stickige Bezirke frische Luft einzulassen. Mit diesem Geiste sind Sie jung geblieben, jung genug, um sich von den Jüngsten, denen Sie seit einem Menschenalter Führer sind, selber führen zu lassen. Dieser Geist hat Sie befähigt, sich vor aller Verknöcherung zu bewahren und allem lebendigen Neuen Ihr Herz offen zu halten. Immer sind Sie ein Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, und wo Sie im Kampfe einmal gründlich vorbeihauen, da macht es nichts aus, weil Sie

Ihre Hiebe so gar nicht philiströs führen. Ich fasse meine Wünsche zu Ihrem Geburtstag in einen zusammen: Bleiben Sie, der Sie sind!

Ausgemärzt. Die folgenden beiden Erklärungen gehen mir mit dem Ersuchen um Abdruck zu:

Heft 27 des „März“ bringt den Vermerk: „Infolge Verlegung von Druck- und Erscheinungsort ist Wilhelm Herzog von der Redaktion des „März“ zurückgetreten, bleibt aber Mitarbeiter des Blattes“.

Das ist unrichtig und könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben. Richtig ist, daß bei einer finanziellen Transaktion, die den „März“ auf eine andere Basis stellen sollte, die Wahl des neuen Schriftleiters von dem ausschlaggebenden Druckereibesitzer zur Bedingung gemacht wurde. Dieser Forderung entsprach der Verlag. Der Mitteilung, ich bliebe Mitarbeiter des Blattes, muß ich — aus leicht erklärlichen Gründen — widersprechen.

Wilhelm Herzog.

Wilhelm Herzog ist infolge geschäftlicher Verschiebungen von der Leitung des „März“ zurückgetreten. Es ist ihm dadurch ein Werk aus der Hand genommen worden, das er glücklich begonnen hat und das die Anerkennung der Besten fand. Wir halten uns in diesem Augenblick für verpflichtet, ihm für seine radikale Kulturarbeit herzlich zu danken. Er hat das Vorbild einer großen Tribüne des entschiedenen Fortschritts geschaffen, wie sie ohne ihn und uns heute kaum möglich sein wird. Und unser aller Wunsch ist es, ihm bald auf einem neuen Kampfplatz folgen zu können. Heinrich Mann. Ulrich Rauscher. René Schickele. Franz Werfel. Lothar Engelbert Schücking. Catherina Godwin. Wilhelm Schmidtbonn. Hermann Essig. Ferdinand Hardekopf. Hans v. Weber. Bruno Frank. Max Brod. Ludwig Hatvany. Rudolf G. Binding. Wilhelm Hausenstein. Alfons Goldschmidt. Dr. Julian Markuse. Prof. Ernst Stadler. Theodor Reik. Helene Stoecker. Camill Hoffmann. Erich Mühsam. Joachim Benn. Ernst Blaß. Walter Hasenclever. Kurt Hiller. Ludwig Rubiner. Alfred Henschke. Gustav Kauder. Kurt Pinthus. Werner Klette. J. L. Windholz. Alfred Richard Meyer. Philipp Löwenfeld. Friedrich Stieve. Johannes Nohl. Gottfried Kölwel. Will Vesper. Stefan Zweig. Carsten F. Jesper. Peter Altenberg. Carl Jentsch. Franz Dülberg.

Das alte Lied. Für ein anständig redigiertes Blatt, in dem die Einsicht höher geschätzt wird als die Vorsicht, gibt es in Deutschland kein Kapital. Ein Redakteur, der Geschmack und Bestreben nach erhöhter Kultur bewiesen hat, kann unmöglich den Anforderungen des „ausschlaggebenden Druckereibesitzers“ genügen. Auf dem Umschlag der kämpferische Name „März“ — innen aber Haußmannskost, — je nüchterner, umso besser.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von **Erich Mühsam**

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark,

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste and reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Jahrgang III.

No. 5.

August 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Panama. — Münchener Theater. — Bemerkungen:
Heydteretei. — Leipziger Allerlei. — Heußlicher Streit.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Soeben erschienen:

Erich Mühsam

Der Krater

Gedichte

== 2. Auflage ==



München
Kain-Verlag

Preis Mk. 2—

Jahrgang III
No. 5

München,
August 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Panama.

Wer in Deutschland von Panama spricht, meint damit gewöhnlich keine zentralamerikanische Landschaft, auch keinen aufrollbaren Sommerhut, sondern eine aufgedeckte politische Korruption. Diese Sprachwendung, die hinter einer geographischen Bezeichnung die in moralischer Empörung kochende Volksseele verbirgt, verdanken wir den höchst erfolgreichen Bemühungen des seligen Kanalbauers Lesseps, bei der Betätigung heißer patriotischer Inbrünste das geliebte Vaterland zu begaunern. Wo also einmal der unter nationalen Vorwänden gewonnene Kapitalistenprofit mit Gestank wahrnehmbar wird, wo der Dreck, mit dem das vaterländische Geschäft gedüngt ist, einmal an die Oberfläche gelangt, da ertönt von erschrockenen Lippen das Wort Panama, und man erkennt Morast und Sümpfe, wo man blumige Auen vermutet hatte.

Wir haben ja nun, Gott sei Dank, von dem Anklagevertreter im Kriegsgerichtsprozeß gegen die im Interesse der Firma Krupp bestochenen Militärper-

sonen selbst erfahren, daß es sich hier keineswegs um ein Panama gehandelt habe. Er stellte das in dem gleichen Plaidoyer fest, in dem er sich angelegen sein ließ, die Strafbarkeit der von den angeklagten Zeugleutnants und Zeugfeldwebeln begangenen Indiskretionen nachzuweisen, in dem er beklagte, daß es gelungen sei, „durch Schmierer Militärpersonen dauernd ihren Pflichten abwendig zu machen“, und in dem er den „Kausalzusammenhang zwischen Pflichtwidrigkeit und hingegebenen Geschenken“ als gar nicht zweifelhaft hinstellte. Eine Begriffsdetermination des Wortes Panama, die seine Freude darüber, daß ein solches nicht vorliege, weiteren Kreisen begreiflich hätte machen können, ist der Herr Anklagevertreter leider schuldig geblieben.

Erwiesen ist, daß die Firma Krupp in Essen, die, wie Herr Rechtsanwalt Ullrich sehr schön sagte, „uns Deutschen die Waffen schmiedet für unsere Landesverteidigung“, den ehemaligen Zeugfeldwebel Brandt mit dem Gehalt eines Regimentskommandeurs und einem Repräsentationszuschuß in Berlin einquartierte, der für das Schmierer in Militärgeheimnisse eingeweihter Leute draufging. Erwiesen ist, daß Herr Brandt auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, in seinen „Kornwalzern“ an die Firma Krupp Mitteilungen gelangen zu lassen, die ihr sonst fremd geblieben wären, Mitteilungen, die ihr zur Kontrolle und zur Ausstechung konkurrierender Staatswaffenlieferanten äußerst nützlich waren, und die für Herrn Brandt ausgeworfenen Gelder sicher reichlich bezahlt machten. Erwiesen ist, daß die Firma Krupp auf diese Weise so diskrete Dinge erfuhr, daß ihre Erörterung in der Prozeßverhandlung im Interesse der Sicherheit des Landes nur hinter verschlossenen Türen und mit der Verpflichtung aller Zuhörer zu strenger Verschwiegenheit erfolgen durfte.

Daran, daß man mit der Bestrafung der paar armen Schlucker, die für ein warmes Abendbrot oder ein Goldstück Stellung und Reputation aufs Spiel setzten, den Schlammherd nicht auskehrte, hat das Berliner Kriegsgericht wohl selbst nicht gezweifelt. Herr Brandt ist ein diskreter Mann. Er hat nicht mehr Leute bloßgestellt, als auch ohne seine Angaben erwischt worden wären. Und daß Herr Brandt mit seinen Bestechungen nicht schob, sondern geschoben wurde, ist erst recht klar. Er saß in Berlin und hatte nach Essen Kornwalzer zu schicken. Woher er aber die geheimen Nachrichten bekam, war seine Sache. Fiel er rein, dann badeten seine Vorgesetzten die Hände in Unschuld. Ueber dieses Verhältnis haben ihn die Direktoren der Firma niemals im Unklaren gelassen.

Die Angeklagten entschuldigten ihre Vertrauenseligkeit gegen Herrn Brandt damit, daß sie geglaubt hätten, vor der Firma Krupp gebe es in militärischen Dingen keine Staatsgeheimnisse. Dieselbe Auffassung bekundeten in ihren Plaidoyers die Verteidiger. Ich zweifle, ob es in Deutschland viele Leute gibt, die vor dem Kornwalzer-Prozeß anderer Meinung gewesen wären. Tatsächlich haben ja auch hohe Beamte der Firma vor Gericht erklärt, man hätte die Spionage der Zeugoffiziere gar nicht so nötig gebraucht, Krupp hätte doch stets erfahren, was er erfahren wollte.

Man sollte aber auch vorsichtig sein, ehe man gegen die Leitung der großen Waffenfabrik den Vorwurf sträflicher Korruption erhebt. Ich finde, daß das Essener Werk nie etwas anderes hat scheinen wollen, als es in Wirklichkeit ist: ein kapitalistisches Erwerbsgeschäft. Die Tatsache, daß das deutsche Reich der Hauptkunde dieses Geschäftes ist, und der alte kaufmännische Grundsatz, daß eine Hand die andere wäscht, ließe es natürlich verstand-

lich erscheinen, wenn in Essen der Patriotismus lichterloh flammte. Der aufmerksame Zeitgenosse wird aber bemerkt haben, daß das Liebeswerben des Reiches um Krupp stets heftiger in die Erscheinung getreten ist, als umgekehrt. Offenbar hat die Regierung das Waffenwerk viel nötiger als Krupp die Regierung. Denn der Patriotismus des Armeelieferanten hat sich noch immer sehr leicht getan. Man bewirtet mal in der Villa Hügel einen vornehmen Gast und drillt die von den Segnungen der berühmten Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen betroffenen Arbeiter, die weder über das Koalitionsrecht noch über sonst ein Recht freier Willens- oder Gedankenbestimmung verfügen, zum Hurraschreien, aber man stellt sich im geringsten nicht so, als ob man deswegen auf irgend welche geschäftlichen Vorteile verzichten möchte. Es ist schon vor Jahren unwiderlegt behauptet worden, daß Krupp das Ausland billiger mit Waffen bediene, als sein deutsches Vaterland. Deshalb ist es der Regierung noch lange nicht eingefallen, die Firma zu boykottieren. Sie schmiedet uns Deutschen nach wie vor die Waffen zu unserer Landesverteidigung gegen den Ansturm der Waffen, die sie ebenfalls schmiedet. Sie wird sie auch dann noch schmieden, wenn wirklich Herr Brandt und meinetwegen noch einige Direktoren des Unternehmens zu ein paar Wochen Festung verurteilt sein werden.

Panama! Verkrampfen wir uns doch nicht in so ein Schlagwort, sondern bleiben wir lieber nüchtern bei der Sache. Solange Krupp sich nicht verrechnet, solange Machenschaften, wie sie jetzt zutage getreten sind, seinem Unternehmen nichts schaden, hat er ja ganz recht mit seinem Verfahren. Auf Sentimentalitäten ist seine Industrie schon ihrem Wesen nach nicht abgestimmt. Bisher hat er dem Reiche Kanonen und Waffen geliefert. Waren

die Regimenter damit versorgt und in ihren Gebrauch eingeübt, dann ließ er Verbesserungen erfinden, die er der Regierung anbot. Nehmen mußte sie sie, denn sonst nahm sie das Ausland, der „Feind“. Es gab also eine neue Militärvorlage, neue Steuern fürs Volk und neue Millionen fürs Geschäft. Nun tritt plötzlich die Konkurrenz auf den Plan, macht der Regierung Angebote und stört dadurch die ungetrübte Beziehung zwischen Essen und Berlin. Krupp tut dagegen, was er tun kann. Er erkundigt sich nach den Preisen des Rivalen. Erfährt er sie nicht direkt, so erfährt er sie halt hintenherum. Wenn Herr Brandt sich dabei in die Nesseln setzt, dann ist ihm nicht zu helfen.

Panama! — Geschäft ist Geschäft. Ein Schneider weiß gern zeitig, wann sein Kunde einen neuen Anzug braucht. Sagt er's ihm nicht selbst, so gibt vielleicht das Zimmermädchen Auskunft, ob das Hosenfutter nicht schon mürbe ist. Der Kunde ist ja auch nicht böse, wenn er die kleine List durchschaut. Die Regierung war offenbar gar nicht sehr böse. Denn als Liebknecht im Reichstage mit seinem Material anrückte, da war das erste, daß der Kriegsminister der Firma Krupp ein Loblied sang, und das zweite war ein schöner, neuer Orden ins Knopfloch des Herrn Krupp- v. Bohlen. Unangenehm ist die Geschichte natürlich trotzdem für beide Teile. Aber vielleicht einigt sich die Regierung mit Krupp über eine Methode, wie die Firma künftig bei hellem Sonnenlicht und ohne Benutzung eines unterirdischen Panamakanals die gewünschten Kenntnisse erlangen kann.

Panama! Man wird sich schon ein paar Stufen über dem Niveau der Wehschreier aufstellen müssen, um in dem patriotischen Wurstkessel das Panama erkennen zu können. Dann aber wird man noch andere Dinge neben den Kruppschen Schweinereien bemer-

ken, die einem den Appetit verderben mögen. Dann "wird man erkennen, was der deutsche Großgrundbesitz mit seinen Einfuhrzöllen und Ausfuhrprämien, mit seinen Liebesgaben und Privilegien für Patriotismus hält, und wie eng die patentierte patriotische Gesinnung dem geschäftlichen Profiteifer verschwägert ist.

Und nun noch ein Wort an die Adresse der Herren, die das Kruppsche Panama enthüllt haben und sich in sittlichen Ekstasen darüber nicht genug tun können. Als die neue Militärvorlage kam, die das deutsche Volk mit unerhörten Lasten behäuft, da haben die Sozialdemokraten nichts getan, um ihre Annahme zu verhindern. Nicht einmal der schwache Versuch wurde gemacht, im Reichstage eine Obstruktion zu inszenieren, geschweige denn die Massen auf die Straße zu bemühen. Man hat zum Fenster hinaus Reden gehalten, von deren Wirkungslosigkeit man selbst überzeugt war, und man hat die Milliarde, mit der das neue Werk der militärischen Volksauspewerung einsetzt, in „positiver Mitarbeit“ bewilligen helfen. Es ist hier schon auseinandergesetzt worden, daß diese direkte Vermögenssteuer genau wie jede indirekte Volkssteuer auf die Oekonomie des Landes wirken muß. Denn die Verringerung des Nationalkapitals bedingt die Verminderung der Gesamtproduktion und mithin die Verteuerung des Gesamtkonsums. Aber selbst, wenn den Herren diese simple Rechnung zu schwierig sein sollte, und selbst, wenn sie noch nicht wissen sollten, daß sich das Kapital, wo ihm Blut abgezapft wird, stets bei der Masse schadlos hält, ist die Bewilligung dieser Gelder ein noch nicht dagewesener Skandal. In demselben Augenblick, wo man mit heiliger Empörung die Geschäftspraktiken der Firma Krupp aufdeckt, stimmt man für die Aufbringung der ungeheuren Summe, die sehr wesentlich eben dieser Firma zugute kom-

men soll. Das ist die Illustration zu der tausendmal geleierten Phrase: diesem System keinen Mann und keinen Groschen! Das ist die praktische Betätigung des Antimilitarismus, mit dem die Partei in Volksversammlungen hausieren geht. Kommt es eines Tages zum Kriege, fallen dann ein paar hunderttausend junge deutsche Männer „auf dem Felde der Ehre“, dann mag das Volk sich erinnern, daß die Kosten des Massenmordes unter Zustimmung der deutschen Arbeitervertreter der nationalen Arbeit entzogen wurden. Die deutsche Sozialdemokratie möge sich nicht wundern, wenn die Internationale ihr Verhalten als Verrat an der sozialistischen Solidarität der Völker auffaßt, und wenn ihr eines Tages aus den Reihen, die noch nicht um des politischen Geschäftes willen vor Staat, Heer und Besitz kapituliert haben, der Vorwurf entgegenschallt: Panama!

Münchener Theater.

Gäste.

Die sonderbaren Praktiken des nunmehr dank Gottes ewiger Barmherzigkeit im Verwaltungsdienst ruhenden Münchener Zensors haben bewirkt, daß der Theaterchronist des „Kain“ zwei Monate hindurch von dem Cerberus der öffentlichen Wohlfahrt an die Wand gedrückt wurde. Dadurch sind die kritischen Erörterungen hier leider zu kurz gekommen, zu denen ja der Münchener Theaterbetrieb im Gegensatz zu anderen Orten gerade im Sommer stets ausgiebigen Anlaß bietet.

Die Auseinandersetzung mit dem Künstlertheater, die mir schon lange am Herzen liegt, möchte ich noch einen Monat zurückstellen, und mich heute lieber mit einigen Gästen beschäftigen, die die stille Zeit ihrer Heimatbühnen benutzten, um uns ihre Leistungen vorzuführen.

Die Vorstellungen des Düsseldorfer Schauspielhauses in den Kammerspielen liegen zwar schon ziemlich weit zurück, sollen aber doch nicht unerwähnt bleiben. Das Dumont-Lindemannsche Ensemble erfreut sich im ganzen Reiche eines sehr vorteilhaften Rufes, den nachzuprüfen von hohem Interesse schien, zumal das angekündigte Repertoire sehr verheißungsvoll klang. Georg Büchner, Goethe, Ibsen und Knut Hamsun: große Aufgaben hatte man sich in der Tat gestellt. Leider muß ich gestehen, daß meine Erwartungen nur sehr unbefriedigt erfüllt wurden (so leid es mir tut, mich schon wieder in Gegensatz zur gesamten Münchener Tageskritik stellen zu müssen). Die so viel gerühmte Regie des Herrn Lindemann erschöpft sich in guten Bühnenbildern und in kleinen szenischen Einfällen, die bedenklich nach Reinhardt riechen. In dieser Abhängigkeit läge kein Vorwurf, wenn, wie bei Reinhardt, die szenischen Mittelchen stets von innen aus dem Stück motiviert wären. Das ist aber häufig nicht der Fall, vielmehr empfindet man sie gar zu oft als Mätzchen, als deren einziger Grund gewollte Originalität angenommen werden muß. So geht bei der „Komödie der Liebe“ in jedem Akt der Vorhang zuerst nur in der Mitte ein wenig auf und läßt durch einen Schlitz den mittleren Ausschnitt der Bühne sehen, in den irgend eine Gruppe dekorativ hineingestellt ist. Das wirkt gewiß recht niedlich, sitzt man aber zufällig seitlich zur Szene, dann erblickt man das Mittelbild in störender Verzerrung und mit einem Hintergrund, der nicht dazu gehört. In Hamsuns „Vom Teufel geholt“ geht der Vorhang in jedem Akt vor der stockdunklen Bühne auf, die dann erst erleuchtet wird, und geht zu, nachdem die Bühne vor den Augen des Publikums verdunkelt ist. Wazu das? Eine besondere Stimmung wird dadurch nicht erzeugt. Man will einfach à tout prix originell sein.

Das Ensemble setzt sich aus sehr ungleichen Kräften zusammen, dies, wie es scheint, keineswegs immer an die richtige Stelle postiert werden. Wer heute jugendliche Liebhaberin spielt, muß morgen komische Alte sein, der polternde Vater von heute morgen Bonvivant. Das mag an Theater-schulen ein brauchbares Prinzip sein, in einem Theater, das auf Reisen geht, um Musteraufführungen zu veranstalten, wirkt es dilettantisch. Unbedingt zuzugeben ist, daß das Ensemble in allen seinen Darbietungen brillant exzerziert ist. Aber das genügt noch nicht. Die Herausstellung künstlerischer Persönlichkeiten kommt darüber zu kurz. Man ist bei der Beurteilung der einzelnen

Schauspieler und Schauspielerinnen ganz auf instinktive Eindrücke angewiesen. Ueberragend kam mir allein eine Dame vor, ein Fräulein Ilse Wehrmann, das auch in kleinen Rollen viel Anmut und kluges Verständnis verriet. In Einzelheiten boten die Damen Olivia Veit und Emilie Unda Gutes, und auch die Herren Peter Esser, Franz Everth, Eugen Dumont und Richard Weichert verdienen lobende Erwähnung.

Um nachträglich noch auf die einzelnen Aufführungen näher einzugehen, dazu fehlt es an Raum. Die bei weitem beste und wertvollste war die erste: Büchners „Leonce und Lena“, verdienstlich auch besonders deswegen, weil sie die Aufführbarkeit und Wirksamkeit der entzückenden Rokoko-Komödie evident erwies. Die Ausgrabung von Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“ war höchst überflüssig, noch überflüssiger die Kenntnisprotzerei, die in der Benennung mit dem verschollenen Untertitel „Die geflickte Braut“ lag. An der überlebten Gelegenheitsdichtung vermochte auch die Durchsetzung mit aktuellen Witzchen, die von Goethe kaum etwas übrig ließen, nichts zu retten. Eine gleichgültige Offenbachiade ohne Musik — das war alles, was dabei herauskam. Sehr zu loben ist hingegen die Aufführung von Hamsuns prachtvollem Schauspiel „Vom Teufel geholt“. Das ist eines der erschütterndsten Dramen, die seit langer Zeit eine deutsche Bühne passiert haben, und es ist geradezu ein Skandal, daß dieses Stück nicht längst durch das ganze Reich die Runde gemacht hat. Was darin vorgeht, das greift dem abgebrühtesten Theaterbesucher an Herz und Nieren, so voll ist es von innerlichster Menschlichkeit und aufregendstem Theatergeschehen. Hoffentlich besinnen sich die Bühnen noch auf ihre Pflicht. Den Düsseldorfern gebührt großer Dank, das Werk aus dem Dunkel gezogen zu haben.

An Ibsen erlitten die Gäste völlig Schiffbruch. In der (ungekürzten) „Komödie der Liebe“ waren fast alle Mitwirkenden falsch plaziert, gar nicht davon zu reden, daß das dürftige Verslustspiel das langweiligste und abgetakeltste Elaborat ist, das Ibsen hinterlassen hat. Ganz schlimm wurde es dann aber mit „Rosmersholm“, dem man mit besonderen Erwartungen entgegensah, da Luise Dumont die Rebekka West spielen sollte. Gewiß: ihre Leistung in Ehren. Aber von den großen Erlebnissen, die ich dieser Frau vor zehn Jahren in Berlin verdankte, fiel kaum ein Schatten auf mich. Es widerstrebt mir, die Leistung der verehrten Künstlerin, die ja schon figürlich für die Rolle nicht mehr geeignet ist, zu zergliedern. Was aber um sie herum vorging, das war Schauder-

haft. Herr Lindemann als Rosmer — ein hilfloser Debutant, der Rektor Kroll eine Karrikatur, der Ulrik Prendel ein Dorfschullehrer. In dem Zimmer, in dem sich die Tragödie abspielte, hätte man ebenso gut eine Kadelburgsche Posse geben können. — Die „Gespenster“, mit denen das Gastspiel schloß, schenkte ich mir, zumal ich ein paar Tage vorher die göttliche Else Lehmann als Frau Alving gesehen hatte. Unter diesem Eindruck und nachdem ich auch Agnes Sorma mehrfach in der Rolle gesehen habe, fürchtete ich, zum zweiten Male von Frau Dumont enttäuscht zu werden.

Die Düsseldorfer wurden von Harry Waiden abgelöst, der einen ganzen Monat hindurch den Charmeur in einem belanglosen französischen Lustspiel „Schöne Frauen“ spielte. Man braucht über diesen liebenswürdigen Schauspieler kein Wort mehr zu verlieren. Er verfügt über alle Eigenschaften des netten Kerls, bleibt immer geschmackvoll, auch wo sein Textschreiber es ihm erschwert, und macht in jedem Moment glaubhaft, daß die Weiber sich alle miteinander in ihn verlieben. In Mirjam Horwitz fand er eine graziöse und gewandte Partnerin, in Walter Steinbeck einen sehr gelungenen Gegenspieler.

Inzwischen hatte das Ensemble des Berliner Lessingtheaters das Schauspielhaus verlassen, und Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer traten an dessen Stelle. Schon im vorigen Jahre hatte das Künstlerpaar uns Tolstoj's „Und das Licht scheint in der Finsternis“ vermittelt. Mit dem gleichen Drama eröffneten sie auch ihr diesjähriges Gastspiel. Dieses Stück ist nicht, wie ich irgendwo las, bedeutend und interessant, — es ist gar kein Stück. Es ist lautere Wahrheit, reinste Schönheit, tiefste Ehrlichkeit, gewaltigste Leidenschaft. Das persönliche Bekenntnis des Mannes, dessen Geist und Inbrunst das Jahrtausend überstrahlt. Wollte Tolstoj ein Drama schreiben? Kaum. Er wollte sich auseinandersetzen mit seiner Familie und mit den Widersprüchen zwischen seinen Lehren und dem Leben, in das er durch seine Umgebung gezwungen war. Aus dieser Auseinandersetzung ist fast zufällig ein Drama geworden, und bei der unvergleichlichen Künstlerschaft Tolstoj's ein Drama von fortreißender Kraft und Eindringlichkeit. Es ist das Drama des Menschen, dessen schrankenlose Wahrhaftigkeit von niemandem verstanden wird, und der daran umso mehr leidet, als er selbst aus seiner tiefen Gerechtigkeit heraus für seine Widersacher das allertiefste Verständnis hat. Er weiß, daß er die Brücken abbrechen, daß er fort-

gehen, seinen Reichtum aufgeben, Frau und Kinder zurücklassen muß. Andere sieht er furchtbar dulden um seiner Ideen willen, andere, die von seiner Wahrheit überzeugt, sich weigern, die Waffen zur Hand zu nehmen, die zum Töten bestimmt sind. Er aber findet die Kraft nicht, die Seinen im Stich zu lassen und zu tun, was sein Gewissen verlangt. So verharret er in der Finsternis, nur getröstet von dem Licht, das aus seinem Glauben an die Wahrheit zu ihm scheint. — Das wäre kein befriedigender Schluß dieses Ausschnittes aus Tolstoj's Leben, wüßten wir nicht, wie dies Leben tatsächlich geendet hat. Die Wirklichkeit des Todes Tolstoj's, seine Flucht vom Sterbebett in die Einsamkeit, die Erfüllung seiner Sehnsucht im letzten Atemzuge — das erst ist der letzte Akt dieses herrlichen Stückes, das erst läßt uns dies Stück in seiner ganzen, reinen, ungeheuren Wahrheit erfassen.

Friedrich Kayßler spielte den Nikolaj Iwanowitsch in Tolstoj's Maske. Das wäre nicht viel, wenn er ihn nicht auch in Tolstoj's Geist gespielt hätte. Jedes Wort kam ihm aus dem Innersten. So wenig das Werk Tolstoj's eine konstruierte Arbeit ist, so wenig war Kayßler der Schauspieler, der sie kommentierte. Er war Mensch, war es so sehr, daß die Unterscheidung zwischen Dichter und Darsteller aufhörte. Da stand Leo Tolstoj leibhaftig vor uns, der harte, unerbittliche, gegen sich selbst unnachsichtige, wahrhaftige Mensch. Und ihm gegenüber seiner Gattin, die wir uns immer als die Natter vorgestellt haben, die dem Manne das Leben vergällte, kalt und empfindungslos. Frau Fehdmer lehrte uns diese Frau in ganz anderem Lichte sehen, als das warmherzige, liebende Weib, das den Mann so endlos gern verstehen möchte und ihn doch niemals verstehen kann. Mich hat dieses Werk und seine Darstellung im Tiefsten erschüttert. Aber auf dem Heimwege legte ich mir ein wenig traurig die Frage vor, warum wohl das Publikum, das mit solcher Begeisterung applaudiert hatte, die Wahrheiten Tolstoj's nur von der Bühne herunter hören mag. Wer ihm ähnliches im Leben sagt, der ist ein Schwindler oder ein Narr, im besten Falle ein unklarer Phantast.

Wie bedeutungslos schienen danach die Stücke, die uns die Gäste weiterhin vorführten. Sie erfreuten nur durch die schöne Darstellung. Da war zunächst ein neuer Shaw „Kapitän Braßbounds Bekehrung.“ Wie mir dieser Shaw zuwider ist! Ich habe hier schon einmal von seiner Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber gesprochen, ihn einen gereckten

Philister genannt und behauptet, er stelle sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können (vgl. Kain I S. 123 f.). Ich gehe noch weiter: Shaw ist ein sentimentaler Schwätzer, ein grinsender Heimatkünstler, ein Revolutionär unter Weinreisenden. Daß er ein höchst talentierter Bursche ist, verschlimmert die Sache nur, denn nur daraus erklärt es sich, daß Leute, die etwas bedeuten, immer wieder auf solche gefühlvollen Hanswurstereien hineinfallen, wie „Kapitän Braßbounds Bekehrung“ wieder eine ist. Eine gründliche Ueberführung des albernen Schwafers sei später einmal einer Spezialarbeit vorbehalten. Herr Kayßler und Frau Fehdmer in den Hauptrollen waren, wirksam unterstützt besonders von Herrn Hans Steiner, famos.

Ein Stück des Herrn Henry Bernstein aus Paris sah ich mir lieber nicht an, und die letzte Gabe, Björnssons „Paul Lange und Thora Parsberg“ bietet, wieder abgesehen von der ausgezeichneten Darstellung, keinen Anlaß zu großem Jubel. Björnsson will einen in sich selbst ewig unsicheren Idealisten schildern, es gelingt ihm aber nur, seine eigene dichterische Unsicherheit vor uns auszubreiten. Der tragische Ausgang des Dramas ist im Verlauf der Handlung nicht gerechtfertigt, denn das Unglück trifft den Helden nicht um seines Idealismus willen, wie Björnsson glauben machen möchte, sondern weil er ein klar und deutlich gegebenes Ehrenwort bricht, was durchaus unzulänglich motiviert wird. Hoffentlich macht das ungemein sympathische Künstlerpaar seine Gastspiele in München zur dauernden Gewohnheit. Hoffentlich kommt es aber in Zukunft mit einem Repertoire, das dem herrlichen Tolstoj'schen Werk wenigstens einigermaßen ebenbürtig ist.

Bemerkungen.

Heydteretei. Wir sind ihn los. Am 1. August räumte Herr v. d. Heydte die Weinstraße. Jetzt wohnt er im Gebäude der gemeinnützigen Wirksamkeit eine Etage höher, der kritischen Kontrolle der leidtragenden Oeffentlichkeit jedoch durch die wohltätigen Gardinen des bayerischen Zivildienstes freundlich entzogen. Die Zeitungen der Residenz München gaben ihm weihevoll Dankesworte auf den Weg und über-

ließen es ihren auswärtigen Kolleginnen, seine Beförderung mit gewissen Vorgängen während seiner polizeilichen Tätigkeit in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Als Denkmäler seines polizeidirektorialen Wandels hinterläßt er die Barriere vor dem Bahnhofrestaurant, die Ruinen karnevalistischer Vergnügungsfreiheit, ein nach sitelichen Prinzipien umgebautes Odeon-Kasino, nächtliche Grabesruhe in allen Münchener Cafés und Trinkstuben, einige historische Reminiscenzen an den Schiebetanz, zahllose schlecht stilisierte Verordnungen und Kundgebungen über das Wohlverhalten des Münchener Bürgers und in den Räumen deutscher Bühnenverlagsanstalten einen Stoß im Interesse der allgemeinen Moral unaufgeführter Kunstwerke. Der „Kain“ dankt dem Dahingegangenen eine Fülle publizistischen Materials und somit eine erhöhte Absatzziffer, Da wäre es undankbar, länger mit ihm darum zu rechten, ob er in seinem Verfahren in der „Lulu“-Angelegenheit seine nunmehr entschwundene Amtsgewalt mißbräuchlich angewandt hat oder nicht. Ich sage dem verflorenen Polizeipräsidenten Lebewohl, indem ich hinter meine Attacke gegen seine jüngsten Zensurtaten einen Punkt setze. Es mag hier nur noch das Résumé Platz finden, das ich ein paar Tage nach Empfang des staatsanwaltlichen Schriebs in der „Münchener Zeitung“ veröffentlichte:

„Irgendwo ist behauptet worden, der Staatsanwalt habe das von mir gegen den Münchener Polizeipräsidenten beantragte Verfahren eingestellt. Das ist nicht richtig, wenigstens geht es nicht aus dem Schreiben hervor, das ich von der Staatsanwaltschaft erhielt. Darin wird nur versucht, meine Behauptungen zu entkräften, ohne daß von irgend einer Entschließung der Anklagebehörde die Rede ist. Der Staatsanwalt teilt mir als Ergebnis seiner Erhebungen mit, daß sich der betreffende Brief des Polizeipräsidenten an die Direktion des Künstlertheaters nicht auf die vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller veranlaßte Zeitungsnotiz, sondern auf eine vorher erschienene, von der Theaterleitung selbst ausgehende Notiz bezogen habe. Demgegenüber ist festzustellen, daß der Adressat selbst den Brief an den Schutzverband weiterleitete, und das der Polizeidirektion mit dem Bemerkten mitteilte, daß die beanstandete Notiz eine Angelegenheit des Schutzverbandes sei und das Künstlertheater gar nichts angehe. Ferner ist festzustellen, daß die Polizeidirektion diese Korrektur ohne Einwand entgegennahm. Da jedoch Herr Baron v. d.

Heydte in diesen Tagen ohnehin sein Zensoramt aufgibt, habe ich kein Interesse mehr daran, die Sache weiter zu verfolgen."

Nun aber laßt uns die Schnupftücher zur Hand nehmen und dem frischgebackenen Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofs einen fröhlichen Abschiedsgruß zuwedeln.

Leipziger Allerlei. Es ist eine in Deutschland zu allgemeiner Gültigkeit erhobene Regel, daß gewisse Bestrebungen, die mit ethischen, nationalen, religiösen oder sonstwie seelischen Dingen garnicht das mindeste zu tun haben, von patriotischen Kampfahnen okkupiert und zu Angelegenheiten des vaterländischen Gemüts gemacht werden. So kommt es, daß die Pflege gemeinschaftlichen Gesanges, das Fußballspielen, Turnen, Radfahren, die Befehdung der Fremdwörter und die Anrufung des Vaters Rhein mit Loreleyerkasten-Begleitung in weitem Umkreis als dem antisemitischen Teutonismus des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes angegliedert gelten. Die äußeren Abzeichen also germanisch-arischer Gesinnung bestehen aus einer ins Knopfloch gehefteten schwarzweißbrotten Kokarde, Sparröllchen (mit Radiergummi zu behandeln), hurrageblähtem Halse ohne Umkleidung und der Ausbreitung penetranten Schweißgeruchs durch poröse Wollhemden.

Eine in deutschen Landen noch viel weiter verbreitete Moral verlangt, daß dergleichen jeden Beobachter in Augen und Nase stechende Tatsachen von keinem zur Beobachtung öffentlicher Erscheinungen eingesetzten Kritiker bemerkt werden dürfen. Sonst schlägt das Donnerwetter drein.

In Leipzig fand vor einigen Wochen ein allgemeines deutsches Turnfest statt, an dem gegen hunderttausend kragenlose Klimmzügler teilnahmen. Ich stelle mir die Aufgabe der Leipziger Zeitungskorrespondenten in diesen Tagen nicht gerade beneidenswert vor. Sich auf Schritt und Tritt von sportseligen Kraftmeiern anschwitzen lassen und sich noch dazu immer da aufhalten zu müssen, wo die Bicepse am dichtesten bei einander auftauchen, das muß für einen benervten Menschen, der selbst kein Rekordturner ist, ein Martyrium sein. Aber die Sache wills.

Das „Berliner Tageblatt“ wird seit einiger Zeit in Leipzig von einem jungen Literaten vertreten, der seinen Namen, Dr. Kurt Pinthus, auch schon in anderer Weise als durch Zeilenkorrespondenzen vorteilhaft bekannt gemacht hat. Noch nicht vertraut mit der ersten journalistischen Pflicht, in subjektiv gefärbten Berichten alle Subjektivität ängstlich zu vermeiden, begann er seinen Artikel über das Turnfest mit ein paar Bemerkungen, die der ästhetischen Reaktion seiner Nerven auf das von den Turnern bewirkte Straßenbild Leipzigs entsprangen. Er leitete von dieser Betrachtung sehr hübsch über auf den gegensätzlichen Eindruck, den er von den ge-

meinsamen Vorführungen der Hunderttausend empfing, und die großartige turnerische Gedrilltheit der ihrer persönlichen Wesenheit entkleideten und in ihrer Gesamtheit höchst imposanten Turnerschaft begeisterte ihn zur enthusiastischen Bejahung des Festes.

Damit war jedoch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Jägerwäsche der in den Straßen promenierenden Muskelmenschen seinen spähenden Augen nicht entgangen war. Jetzt ging der Spektakel los. Alle heiligen deutschen Empfindungen waren verletzt. Herr Dr. Pinthus wurde bedroht, mißhandelt und boykottiert, das „Berliner Tageblatt“ (ausgerechnet) als Brutstätte aller Rohheit und Tücke beschimpft, die Gastwirte Leipzigs bestellten es, von Empörung triefend, ab, und die Redaktion wurde zu einem etwas blamablen Rückzug genötigt. Trotzdem hat sich das Blatt seinem Mitarbeiter gegenüber allem Anscheine nach anständig benommen, indem es ihn allem Drängen zum Trotz nicht fallen ließ, und indem der Chefredakteur in einem ausgezeichneten Leitartikel „Die Schlacht bei Leipzig“ die gröhrenden Teutonen zwar reichlich nachträglich, aber doch recht wirksam abfertigte.

Die Abgekragten hatten aber auch böses Pech. Denn mitten in ihre flammende Entrüstung platzte ein Artikel des sittlich-frommen „Reichsboten“, der den Turnern moralisch auf den gemüllerten Leib rückte. Er stellte nämlich fest, daß die zu deutschem Tun in deutscher Keuschheit versammelten Springfritzen allabendlich die Leipziger Hurengäßchen geradezu belagerten, daß sie also ihre turnerischen Uebungen nicht allzu pedantisch auf Reck und Barren beschränkten. Interessant ist aber, daß die Elegieen des „Reichsboten“-Pastors über die Verwahrlosung der deutschen Sitten von den betroffenen Turnern, von den Leipziger Gastwirten und von der gesamten Presse in merkwürdig solidarischer Schwerhörigkeit ignoriert wurden, während das Wutgeheul gegen das „B. T.“ und seinen Korrespondenten unvermindert weiterfauchte.

Was beweist das? Das beweist, daß wir eine Empörung der deutschen Zeitungen niemals allzu feierlich zu nehmen brauchen. Denn sie richtet sich nicht gegen bestimmte Tendenzen oder Gebräuche, sondern allemal nur gegen bestimmte Personen oder Parteien. Wären die Turner im „Reichsboten“ kragenlos und im „Tageblatt“ unzüchtig gewesen, dann wären alle Jungfrauenbünde aufgestanden, um die keusche Turnerschaft gegen die Beschimpfungen von Juden und Judengenossen in Schutz zu nehmen. So wollen wir uns denn im Interesse der jene Straßen bewohnenden kleinen Mädchen freuen, daß ihnen das Geschäft der Hochsaison infolge der Ablenkung des öffentlichen Zorns auf den liberalen Störenfried nicht vermässelt worden ist.

Heußlicher Streit. Sollte nach der Entlassung des Herrn Wilhelm Herzog aus der Redaktion des „März“ noch ein Leser dieses Organs vorhanden sein, so kläre ihn nachfolger Brief

über die Ursachen des Redaktionswechsels und über den Wert der im „März“ in den letzten Wochen versuchten Darstellung auf:

„Der jetzige Drucker der Zeitschrift „März“ erklärt——entgegen der mir gewordenen offiziellen Darstellung — — in einer Zuschrift an die Presse, daß er „auf den Redaktionswechsel im „März“ keinerlei Einfluß gehabt habe und daß er deshalb auch gar nicht in der Lage gewesen sei, irgend welche Bedingungen zu stellen.“

Im Heft 30 des „März“ ist ferner plötzlich die Behauptung zu lesen, daß die Berufung des neuen Redakteurs „aus literarischen und politischen Gründen“ erfolgt sei.

Diesen Angaben entgegen stehen die Dokumente, die sich in meinem Besitz befinden.

Hier erklärt die März-Verlag-G. m. b. H., „daß ein württembergischer Buchhändler und Buchdruckereibesitzer bereit sei, die nötigen Kapitalien zur Fortführung des „März“ über den 1. Juli hinaus zu beschaffen, aber daran die Voraussetzung knüpfe, daß Herr Dr. Theodor Heuß die Leitung der Redaktion von diesem Zeitpunkt an übernehme.“

Telegramm eines Mitgliedes des März-Verlages, des Herrn Conrad Haußmann, vom 21. Juni 1913:

„Abkommen mit Heilbronner Verlag definitiv, Redaktion Theodor Heuß zur Bedingung gemacht.“

Wilhelm Herzog.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis! Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für edes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Jahrgang III.

No. 6.

September 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Kindersegen. — **Bemerkungen:** August Bebel. — ...Ich
mein Haupt kann kühnlich legen ... — Mesothorium. — Friede
auf Erden. — Die konfiszierte Todsünde.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Soeben erschienen:

Erich Mühsam

Der Krater

Gedichte

== 2. Auflage ==



München
Kain-Verlag

Preis Mk. 2. —

Jahrgang III.
No. 6.

München,
September 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

"KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Kindersegen.

Die unleugbare Tatsache, daß viele Arbeiter unserer Tage mit 40 und mehr Mark wöchentlich entlohnt werden, ist den Leuten, deren Kouponschere größer ist als ihr Verstand, Anlaß zu der Behauptung, daß das sogenannte Proletariat ein wahres Wohlleben führe, und daß alles Elend nur noch von gewissenlosen Hetzern in die Massen hineindiskutiert werde. Es ist einigermaßen verdrießlich, daß gerade solche Personen am aufgeregtesten die Not des Volkes bestreiten, die am eigenen Leibe nie kennen gelernt haben, wie Hunger weh tut, solche Personen, die obendrein an einem Vorwand interessiert sind, den Kampf der Arbeiter um verbesserte Existenzbedingungen als „Begehrlichkeit“ zu verdächtigen. In Wahrheit verhält es sich so, daß jede Lohnaufbesserung des produzierenden Arbeiters vom profitierenden Kapitalisten durch erhöhte Belastung der konsumierenden Arbeiter wettgemacht wird, so zwar, daß letzten Endes stets noch ein Gewinn für den Unternehmer herauskommt. Auf diese gar nicht zweifelhafte Erfahrung hat Lassalle sein „ehernes Lohngesetz“ auf-

gebaut, und von diesem Gesetz leitete Marx (mit Unrecht, da er die Gegenmaßregeln des kapitalistischen Staates als Invaliditäts- und Altersversicherung etc. nicht in Betracht zog) seine Verelendungs- und daraus resultierend seine Katastrophen-Theorie ab.

Trotz der forcierten Fürsorge des Staates für Kranke, Arbeitslose, Witwen und Waisen und trotz der eifrigen Mitwirkung der in der Sozialdemokratie repräsentierten Arbeiterschaft an der Verhinderung des Zusammenbruches, häufen sich die Wirtschaftskrisen in den letzten Jahrzehnten in auffallendem Maße. Die entsetzliche Auspressung des Volkes für die Zwecke der Kriegsrüstung hat allmählich zu Verhältnissen geführt, die radikale Entschlüsse der konservativen oder der revolutionären Elemente im Staate zwingend machen. Der ständig wachsende Prozentsatz der Eigentumsvergehen in der Kriminalstatistik, die erhöhte Kindersterblichkeit, der steigende Verbrauch von Abfall-, Hunde- und Katzenfleisch sind deutlich redende Symptome des wirtschaftlichen Niederganges.

Daß das von der deutschen Sozialdemokratie als Allheilmittel gepriesene allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht außer belanglosen Reförmchen innerhalb der bestehenden Einrichtungen gar nichts nützen kann, beweist das Beispiel der Sozialdemokratie selbst an allen Enden. Einhundertelf (drei Schnäpse her!) würdige Volksmänner haben erst eben, ohne zu mucken, die ungeheuerste Militärvorlage über ihre Köpfe weg annehmen lassen, die je einem Parlament zugemutet worden ist. Kommt in einem halben Jahre eine entsprechende Flottenvorlage, dann werden sie es genau so machen. Fragt man sie aber, was werden soll, dann haben sie keinen anderen Rat, als: wählt rot!

Nun ist neuerdings aus den Reihen der Sozialdemokratie ein Vorschlag laut geworden, der unter

Anarchisten längst erörtert, längst in die Praxis umgesetzt und von vielen (darunter von mir) längst verworfen ist: nämlich, unter den Frauen dahin zu wirken, daß die Geburtenziffer systematisch herabgemindert wird. In anarchistischen Kreisen rechnet man den Gebärstreik vielfach zu den Kampfmitteln der direkten Aktion. Man argumentiert dabei so:

Der durch die Abnahme der Geburten bewirkte Menschenmangel trifft den Staat an seiner empfindlichsten Stelle, in der Armee, deren Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit sehr wesentlich auf der automatischen Ersetzung der ausgedienten Soldaten durch jungen Nachwuchs beruht. Er trifft den Staat ferner in seiner Eigenschaft als Konkurrent auf dem Weltmarkt, da durch die Schwierigkeit, produzierende Arbeitskräfte in genügender Zahl zu erhalten, und durch das allmähliche Abschwellen der Konsumtion die Zirkulation der Waren verlangsamt wird. Dem konsumierenden Volk hingegen wird bei nachlassender Menschenvermehrung viel Sorge um Erhaltung und Heranziehung der jungen Generation erspart.

Es mag manchen mit einiger Genugtuung erfüllen, daß die von der Unfehlbarkeit ihrer „Wissenschaftlichkeit“ so heftig durchdrungene Sozialdemokratie bei der Erörterung ernster volkswirtschaftlicher Fragen sich wieder einmal in die Rüstkammer der Anarchisten bemüht. Das Prinzip der gewerkschaftlichen Koalitionen hat sie den anarchistischen Bewegungen entlehnt und praktiziert es in der Verwässerung ihrer zentralistischen Organisationen. Gegen Produktivgenossenschaften und Konsumvereine, die den Anarchisten von Anfang an als wichtigste Waffen für sozialistisches Leben galten, hat sich die Sozialdemokratie jahrzehntelang mit Händen und Füßen gewehrt, bis sie die gegen ihren Willen aufblühenden anarchistischen Einrichtungen übernahm und

durch geistlose Schematisierung um den revolutionären Sinn brachte. Das syndikalistische Obstruktionsmittel des Generalstreiks, das bisher als undiskutabel verworfen wurde, findet neuerdings in der entfetteten Form des politischen Massenstreiks unter den Sozialdemokraten immer mehr Anhänger, und nun beginnt man also auch, das unter den Anarchisten schon überlebte Verfahren der organisierten Geburtenverhütung zu einer sozialdemokratischen Erfindung zu machen.

Vorerst sträuben sich die Parteiführer und ihre Preßorgane gegen den von sozialdemokratischen Aerzten empfohlenen Weg der Selbsthilfe. Dieses Sträuben will aber bei dem konservativen Geist, der in der Partei vorherrscht, wenig besagen. Wie in allen erwähnten Fällen werden auch hier die liberaleren Elemente schließlich recht behalten. Deshalb scheint es notwendig, die Maßregel der Konzeptionsverhinderung als Massenkampfmittel rechtzeitig zu kritisieren.

Der Einwand, der von Rednern und Redakteuren bisher geltend gemacht wurde, ist nichtssagend und albern: Die sozialdemokratische Partei brauche Kämpfer, der künstliche Druck auf die Geburtenziffer bedeute also eine Schwächung der Partei und somit eine Verzögerung des köstlichen „naturnotwendigen Hineinwachsens“ in den „Zukunftsstaat“. Käme es auf die Anzahl streitbarer Unterdrückter an, um der Minderheit derer Herr zu werden, die im Besitz der Produktionsmittel sind, dann wäre es für die Viermillionenpartei wohl längst an der Zeit gewesen, „hineinzuwachsen“. Das Problem liegt denn doch tiefer, und die Ablehnung des Vorschlages verlangt ernsthaftere Gründe.

Mein Widerstand fußt zuvörderst auf ethischen Erwägungen. Mutterschaft ist das ursprünglichste Recht des Weibes. Es darf keinen Zweck geben,

der von den Frauen einen Verzicht auf dieses Recht beansprucht. So wahr es ist, daß der Zweck die Mittel heiligt, so wahr ist es erst recht, daß jeder Zweck verwerflich ist, der nur mit schlechten Mitteln erreicht werden kann. Es ist traurig genug, daß unsere im tiefsten Grunde verdorbenen Gesellschaftszustände in zahllosen Frauen längst den Wunsch nach Kindersegen erstickt haben. Die Abneigung, die besonders in den sogenannten „besseren“ Ständen, vor allem aber unter Künstlerinnen, in der Boheme und unter ledigen Frauen gegen die Empfängnis vorherrscht, ist bei der verrückten Moral, die von Staat und Kirche gezüchtet wird, gewiß begreiflich, beweist aber doch eine höchst bedenkliche Abirrung von den Wegen der natürlichen Gesittung. Es ist natürlich wahr, daß sich in dieser abscheulichen Zeit Millionen Frauen und Mädchen die Mutterschaft selbst verbieten müssen, weil sie die Verantwortung nicht übernehmen können, ihre Kinder dem Hunger oder der Moral der Frommen auszusetzen. Dieser Not wird aber nicht gesteuert, indem man aus ihr eine Forderung macht. Das nenne ich Vogelstraußpolitik, wenn man den Schäden des öffentlichen Lebens das Objekt ihrer Wirkungen entzieht. Damit bekämpft man die Schäden nicht, man flieht sie nur. Die methodische Durchführung des Gebärstreiks wäre das denkbar beschämendste Eingeständnis der Hilflosigkeit gegen die Seuche des Kapitalismus und in der Wirkung auf Generationen hinaus der Verzicht auf alle kämpferische Auflehnung.

Außer solchen sittlichen sprechen aber auch Momente weitsichtiger Volksökonomie gegen die künstliche Dezimierung des Menschennachwuchses. Es ist wirklich erstaunlich, daß die hundertfachen Widerlegungen der Malthus'schen Lehre, wonach die Erde außerstande sein soll, alle Menschen zu ernähren, nicht ausgereicht haben, um diesen Aberglauben wenigstens

unter Revolutionären endgiltig totzuschlagen. Wir wissen heutzutage, daß nur die in die Hände weniger Volksaussauger gelegte Möglichkeit, die Mehrzahl der Menschen von der Benutzung des Bodens auszuschließen, die Ursache aller Not und aller Ungerechtigkeit ist. Wir wissen, daß jedes Land bei geeigneter Bewirtschaftung in der Lage ist, seine Bewohner selbst mit allen notwendigen Lebensmitteln zu versehen. Und wir wissen, daß die Bewirtschaftung des Bodens überall um so intensiver betrieben werden kann, je mehr Menschenkräfte sich an der Produktion der notwendigen Waren beteiligen. Es kommt auf das Freimachen möglichst vieler Arbeitskräfte für die Beschaffung des dringlichen Konsums an, um der Volksgemeinschaft ein Zusammenleben zu bereiten, in dem jeder sein reichliches Auskommen und reichliche Zeit für geistige Ausbildung und persönlichen Genuß findet. Diese Kräfte müssen freigemacht werden aus den Lagern des Militarismus, der Justiz, des Beamtentums, der kapitalistischen Faulenzerei und aus allen Industrien und Gewerben, die im Dienst dieser Ueberflüssigkeiten arbeiten. Aber die Befreiungsarbeit ist Zukunftsarbeit, und die stärksten Kräfte, die ihr dienen sollen, sind die, die der Schoß unserer Frauen noch gebären muß. Darum ist es die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft, statt die Vermehrung der Menschheit zu verhindern, vielmehr darauf zu halten, daß wir ein körperlich und seelisch gesundes Frauengeschlecht haben, das imstande und willens ist, viele, gesunde, starke und denkende Menschen zur Welt zu bringen.

Selbstverständlich will ich mit meiner prinzipiellen Befürwortung der Geburtenförderung nicht etwa einer Pflicht der Frauen, Kinder zu gebären, das Wort reden. Ich wehre mich nur dagegen, daß dem weiblichen Teil der Menschheit aus mißverständlicher Volksfreundlichkeit die Freude an der Mutterschaft

vergällt werde. Dabei darf das freie Entscheidungsrecht der Mutter unter keinen Umständen angetastet werden. Die entsetzliche Tatsache, daß unzählige Kinder von unterernährten Frauen getragen und geboren werden, ungenügend ernährt aufwachsen, im unentwickelten Alter fürs Brot arbeiten müssen, um schließlich dahin zu gelangen, selbst wieder Menschen in die Welt zu setzen, die schon im Mutterleibe ans Hungern gewöhnt werden, — diese grauenhafte Tatsache sollte jede Frau ernsthaft bedenken, ehe sie einem Kinde das Leben gibt, das vielleicht schon im Säuglingsalter zum Hungertode verurteilt ist. So eifrig in jeder gesunden Frau der Wunsch, Mutter zu werden, geweckt werden sollte, so dringend muß doch darauf gesehen werden, daß kein Kind gegen den Wunsch der Mutter geboren werde. Der Mutter wegen nicht, weil eine widerwillige Schwangerschaft mit schrecklichen seelischen Kämpfen und Aengsten verbunden ist, die das ganze Leben eines Weibes vergiften können, vor allem aber des Kindes wegen nicht. Es gibt keine größere Sünde, als ein Kind fühlen zu lassen, daß es unwillkommen ist. Wo aber keine ehrliche Mutterfreude es umgibt, wird der feine Instinkt eines jeden Kindes den Mangel empfinden. Auch die sich häufenden Fälle scheußlicher Kindermißhandlungen und Kindesmorde reden eine deutliche Sprache.

Es ist eine kaum ausdenkbare Vorstellung, daß eine gewaltige Zahl von Menschen unter uns lebt, die ihr Dasein einer unüberlegten Laune verdanken, deren Mütter vor Angst und Grauen fast verzweifelt sind und die verflucht waren, ehe sie das Licht gesehen hatten. Könnte man eine Statistik anlegen über Zeugungen im Alkohol rausch, es würden erschreckende Zahlen offenbar werden. Es bedarf keiner Begründung, daß die Verhütung der Geburt solcher im Zeugungsbett gezeichneter Menschen für

sie selbst, für ihre Mütter und für die gesamte Menschheit, die mit ihnen in höchst schädlicher Weise belastet wird, in jeder Weise erleichtert werden muß. Der billige Rat, die Frauen mögen sich eben vorsehen, ist ebenso dumm wie frivol. Denn ein absolut zuverlässiges Vorbeugungsmittel ist bis jetzt noch nicht erfunden, und die Manipulationen beim Geschlechtsverkehr, die während des Aktes vorsichtige Erwägungen bedingen, sind für mein Gefühl so häßlich, daß sie zum mindesten von Unbeteiligten nicht empfohlen werden sollten. Man soll aber auch nicht vergessen, daß der Liebesrausch plötzlich entsteht und, wo es sich nicht um ordnungsliebende Ehepaare handelt, ohne nüchterne Ueberlegungen zur Vereinigung drängt.

„Ein Seitenblick — des Bettes Planke kracht, —

Das Weib stöhnt auf — da ist ein Kind gemacht“, heißt es in einem Wedekind'schen Gedicht. Für Menschen, deren Sittlichkeitsgefühl noch nicht von Heinzemännchen in Paragraphen zerhackt ist, liegt gerade in dieser elementaren Kraft der Sinnlichkeit die Schönheit und die religiöse Weihe der Geschlechtsliebe.

Vom Staat und seinen Betreuern kann das gemütvolle Verständnis für die Poesie lendenstarker Leidenschaftlichkeit nicht wohl verlangt werden. Aber seiner scheinheiligen Praxis in der Unterscheidung zwischen Moral und Staatszweckmäßigkeit soll die gebührende Kennzeichnung nicht vorenthalten bleiben. Das nicht ordnungsmäßig im Ehebett gezeugte Kind gilt in der allgemeinen und vom Staat protegierten Auffassung als minderen Wertes. Seine Mutter ist eine „Gefallene“, ist nicht „unbescholten“, und der „Bastard“ hat sein Leben lang durch die Moral der lieben Nächsten, die mit Amtsstempel und Kirchensiegel zur Welt gekommen sind, Spießbruten zu laufen. Andererseits braucht aber der Staat Menschen

und nimmt sie, wo sie ihm geboten werden. Für den Militärdienst sind ihm die illegitimen Kinder ebenso lieb wie die legitimen, und er wacht strenge darüber, daß seine Bataillone um keinen Rekruten betrogen werden.

Der § 218 des Strafgesetzbuches lautet:

„Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.“

Hebammen oder sonstige Personen, die der Schwangeren gegen Entgelt Abtreibungsmittel verschaffen oder ihr beibringen, werden mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedroht. (§ 219.)

Der Staat zwingt also seine weiblichen Angehörigen, die Leibesfrucht auszutragen, auch wenn die Schwangerschaft nicht gewollt war. Die Frauen werden von der Moral unserer Tage als Menschen zweiten Ranges bewertet. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß sie durchaus nur als Objekt der Gesetzgebung behandelt werden. Männer schreiben ihnen ihr Verhalten vor, dekretieren ihnen ihre Kinder weg, nehmen ihnen die Entscheidung über das Schicksal ihrer Kinder aus der Hand, verfehlen sie, wenn sie ohne Staatsausweis (Eheschein oder Kontrollkarte) ihren Trieben folgen, verordnen, ohne sie zu fragen, Gesetze über die Behandlung der Säuglinge (Saugflaschengesetz etc.) und lassen ihnen bei alledem nicht einmal das Recht, mit dem eigenen Körper anzufangen, was ihnen beliebt. Sie müssen gebären, auch wenn sie keine Möglichkeit wissen, dem

Kind zu essen zu geben, auch wenn der Verlust ihrer Existenz droht, selbst auch, wenn sie nach der Schwängerung erfahren, daß der Vater ihrer Leibesfrucht syphilitisch ist. Der Staat verlangt, daß sie gebären — mögen sie selbst, mag das Kind noch so unglücklich dadurch werden. Der Staat braucht Soldaten — und die Frauen haben sie zu liefern, auch wenn der Staat selbst dafür sorgt, daß sie für ihr gemeinnütziges Werk geächtet werden.

Man verteidigt den § 218 mit dem Gefühlsmoment, daß die Abtreibung einer Art Mord gleichkomme. Das ist nach der eigenen Auffassung des Staates nicht der Fall. Denn das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt das Recht der juristischen Person erst mit der Vollendung der Geburt an. Tatsächlich ist die Beseitigung der Frucht nichts anderes, als eine Verletzung des eigenen Körpers, die nach allgemeinem Rechtsbrauch straffrei ist. Wer ohne Brille zu sehen versteht, der durchschaut, daß für den Paragraphen durchaus keine moralischen, sondern nur ökonomische Gesichtspunkte maßgebend sind.

Aber abgesehen von allen Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangen auch sehr ernste Bedenken hygienischer Art die Aufhebung der gräßlichen Bestimmungen. Es braucht hier nicht erst erzählt zu werden, sondern jeder erwachsene Mensch weiß, daß — trotz der furchtbaren Strafdrohung — in Deutschland ebensoviel abgetrieben wird, wie in Frankreich, wo das Staatswohl offenbar keinen Schaden daran nimmt, — denn dort ist die Abtreibung erlaubt. Zahllose Personen nehmen es trotz der fürchterlichen Warnung des § 219 auf sich, teils aus Eigennutz, teils aus Nächstenliebe, unglückliche Frauen und Mädchen von der Angst ihrer Schwangerschaft zu befreien. Natürlich geschieht das nicht unter Wahrung aller hygienisch notwendigen Vorsicht und Sachkenntnis. Die von selbst gebotene

Heimlichkeit der Operation und die Angst vor Entdeckung verursacht oft genug ein Außerachtlassen der primitivsten Reinlichkeit, — und alle Augenblicke liest man, daß eine Hebamme verhaftet wurde, da ihre Klientin infolge mangelnder Vorsorglichkeit bei der Entfernung der Frucht ums Leben kam. Noch gefährlicher und dabei noch häufiger ist die Selbsthilfe der Schwangeren. Mit allen möglichen ungeeigneten Instrumenten geht sich so ein armes Geschöpf zu Leibe, und die Folge ist allzuoft dauernder Schade an der Gesundheit.

Gäbe man es in die Hand erprobter Aerzte, die an sich ja ganz unbedeutende Operation vorzunehmen, — die Gesundheit und das Lebensglück zahlloser junger Personen, die vielleicht sehr wohl imstande sind, unter günstigeren Bedingungen die gesunden Mütter gesunder Kinder zu werden, wäre nicht aufs Spiel gesetzt. Die Angst der Heimlichkeit, auf die heute zahllose Fälle von Körper- und Gemütskrankheiten zurückzuführen sind, und die Möglichkeit der Entdeckung mit der schrecklichen Folge des Zuchthauses und der häufigeren des Selbstmordes — wäre ersetzt durch eine völlig ordnungsmäßige Krankheitsbehandlung, bei der die Todesfolge auf ein Minimum von Fällen beschränkt wäre.

Die Paragraphen 218 und 219 sind vielleicht die grausamsten und neben dem § 166 (Gotteslästerung), 184 (Verbreitung unzüchtiger Schriften) und 175 (Päderastie) sicher die sinnlosesten des ganzen deutschen Strafgesetzbuchs, — und das will etwas heißen. Es ist Pflicht aller, die ein Herz im Leibe haben, diese Paragraphen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Auf den Kampf gegen derlei absurde, entsetzliche und obendrein verlogene Gewaltsamkeiten, wie die Entziehung des Verfügungsrechtes der Frauen über den eigenen Leib, sollten sich auch die

Neu-Malthusianer beschränken, wenn ihnen am Wohl der Frauen und ihrer Kinder gelegen ist.

Die Gesundung des Volkes kann nur ausgehen von der Freiheit der Persönlichkeit. Von dieser Freiheit haben bis jetzt die Frauen am wenigsten erfahren. Ihr Kampf, der zugleich ein Kampf um die Freiheit der Kinder ist, muß unterstützt werden, damit sie nicht mehr gezwungen werden können, gegen den eigenen Willen Mutter zu werden, und damit sie zu ihrem besten Rechte kommen, nach freiem Ermessen Kinder zu gebären, sobald ihre gute mütterliche Natur danach verlangt.

Bemerkungen.

August Bebel. Als sich August Bebel vor zwei Jahren in Jena als bedingter Anhänger einer imperialistischen Politik erklärt hatte, schrieb ich ihm im „Kain“ einen ausführlichen Nekrolog. (Vgl. Kain I. 7.) Denn ich war der Meinung, daß dieses Bekenntnis dem Leben eines revolutionären Kämpfers nicht mehr angehören dürfe, und daß nach einer derartigen Verleugnung einer ehrenvollen rebellischen Vergangenheit der Moment gekommen sei, einen Rückblick auf die Persönlichkeit und ihr Werk zu werfen, wie sie sich den Zeitgenossen bis dahin darstellten. Jetzt hat der wirkliche Tod den Rahmen um das Gesamtbild Bebels gelegt. Seine letzte politische Tat war die Bewilligung des famosen „Wehrbeitrages“ für die neue ungeheure Militärreform und damit der Beweis, daß der Volksmann Bebel sich in der letzten Lebenszeit nicht wiedergefunden hatte. Ich brauche das damals ausgesprochene Urteil also nicht zu revidieren. Bebel war eine imponierende Energie, in seiner Weise ein wahrhafter Idealist, aber durchaus kein bedeutender Mensch, sondern ein Unteroffizier mit erheblicher strategischer Begabung. Daß diese für die im inneren Kern schon recht bröckelhafte sozialdemokratische Partei sehr notwendige strategische Begabung aufgehört hat zu wirken, mag den Hirten der großen Wählergemeinschaft einigen Kopfschmerz verursachen. Denn es war der Herzschlag der Partei selbst, der in

Bebels Totenbett gestockt hat, und ob nun Frank, ob Scheidemann zunächst die Fahne an sich reißen mag, — in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie sind wir mit Bebels Abgang bei der Teripetie angelangt. Das völlige Einschwenken der Partei ins bürgerlich-demokratische Lager ist nicht mehr abzuwenden: für Syndikalisten, Anarchisten und konsequente Sozialisten ist jetzt die Zeit gekommen, ihre Scharen für die Aufnahme der Sozialdemokraten bereitzuhalten, die das Aufgehen der Bebeischen Erbschaft im nationalen Liberalismus nicht abwarten wollen.

... **ich mein Haupt kann kühnlich legen.** ... Im dreimal bekreuzten Jahre 1806 bedankte sich „der Korse“ für die unentwegt rheinbündlerische Haltung Bayerns durch Verleihung der Königswürde an den Landesvater Max Joseph. Am 18. Oktober 1813 bedankte sich das Königreich Bayern für die Gnädigkeit „des Korsen“ durch unentwegt rheinbündlerische Haltung in der Leipziger Schlacht. Als sich die Rechnung Bayerns durch den Sieg des verbündeten Europas als falsch erwiesen hatte, kündigte Bayern „dem Korsen“ die Freundschaft. Im Augu9t 1913 lud der gegenwärtige stellvertretende Landesherr Bayerns die Oberhäupter der übrigen 25 deutschen Vaterländer zur hundertjährigen Jubelfeier nach Kelheim ein und nannte dort den großen Bundesgenossen von Leipzig nicht ohne einen Unterton der Geringschätzung „den Kor9en“. In Kelheim gab es viel zu sehen — zwar nicht für das Publikum, wohl aber für die Festteilnehmer: Könige, Herzöge, Großherzöge, Fürsten, Prinzen, regierende Bürgermeister, Statthalter, Minister und Generäle durften sich gegenseitig betrachten. Im Geiste und in Worten wurde hierbei die schwierige Hand des Volkes gedrückt, als welche, wie offiziös versichert wurde, auch mal eine feige Mörderhand sein kann. Diese Erwägung führte zu einer militärischen Besetzung des friedlichen Donaunestes, die Väterchen Zar mit blassem Neid hätte erfüllen müssen. Von 3 Uhr nachts bis 6 Uhr nachmittags standen schweißtriefende Vaterlandsverteidiger in Reih und Glied Spalier und beschützten die im Siegerkranz voi anarchistischen Frelvbuben. Die Festgäste, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, mußten außerhalb des Kordons stehen und oftmals singen:

„Nicht Roß noch Reisi — göh
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn. . . .“

In den Münchener Ministerien soll nach dem schönen Verlauf der Kelheimer Feier große Beruhigung platzgegriffen haben, weil der Festtempel der Deutschen jetzt fünfzig Jahre lang keine Niederwald-Verschwörung mehr zu befürchten braucht.

Mesothorium. Die Abfälle bei der Glühstrumpf-Fabrikation enthalten ein Element, das imstande sein soll, als Heil-

mittel gegen die Erreger der entsetzlichen Krebskrankheit zu wirken. Ein Gramm dieses Heilstoffes kostete, als man seine gewaltige Bedeutung für das Wohl der gesamten Menschheit erkannt hatte, 80 000 Mark. Als die Entdeckung der ärztlichen Forscher bekannt wurde, sahen die spekulativen Leute, die über die Abfälle bei der Glühstrumpf-Fabrikation verfügen, sogleich ein, daß sie das große Los gewonnen haben und teilten mit, daß ein Gramm künftighin 200 000 Mark koste, daß sich also schnelles Zugreifen empfehle, da die Preise sich noch steigern werden. Der Staat hat bekanntlich für die Erhaltung von Menschenleben kein Geld. Er braucht es für die Anschaffung von Maschinen, die der Vernichtung von Menschenleben gewidmet sind. Sofern sich also die einzelnen Kommunen nicht entschließen, ihren Krankenhäusern ein Weniges von dem kostbaren Stoff zu beschaffen, mag der Klingelbeutel bei Privatleuten umgehen. Vielleicht finden sich bei diesem oder jenem neben den Beiträgen für den Flottenverein, den deutschen Schulverein, den Kolonialverein, den Luftschiffverein und die innere Mission noch anderthalb Mark für Beschaffung von Mesothorium. Wenn nebenher auch noch einige berühmte Künstler für den guten Zweck ihre Kräfte zur Verfügung stellen, man also einen seltenen Genuß geboten bekommt und dabei noch auf dem nobelsten Platz gesehen wird, läßt man gar einen blauen Lappen fliegen. Gegen den Profit, den die Glühstrumpf-Abfall-Aktionäre aus solcher Wohltätigkeit ziehen, hat niemand etwas einzuwenden, der Staat am wenigsten: setzt dieser Profit sich doch bei der Erhebung der Wehrabgabe in blanke Kriegswaffen um. — Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse stellt sich eine eigentümliche Ideen-Assoziation ein, die eigentlich nicht zur Sache gehört: Das Mesothorium gegen die Krebschäden der Gesellschaft, in der zu leben wir das Vergnügen haben, heißt Sozialismus.

Friede auf Erden. Der trübsinnige Neurastheniker, dessen Selbstherrlichkeit im russisch-japanischen Kriege Hunderttausenden das Leben gekostet hat und der unzählige Idealisten erschießen, erhängen und massakrieren ließ, die in seiner Selbstherrlichkeit nicht das Glück der Welt garantiert sahen, — Nikolaj Alexandrowitsch hat in seinem Leben einen einzigen guten Witz gemacht. Das war sein Aufruf an die Kollegen von Gottes Gnaden und sonstigen Staatsoberhäupter, Kriegsräte in den Haag zu entsenden, die dort den Weltfrieden ausbrüten sollten. Herr Carnegie aus Amerika, dessen unsaubere Finger in infamer Ausbeutung seiner Mitmenschen einige Milliarden ergaunert haben, und dessen Nase allezeit gefeit war gegen den Gestank der Leichen, über die sein Weg ging, hat in seinem Leben mehrere gute Witze gemacht. Das waren seine erfolgreichen Bemühungen, sich der Welt als uneigennützigem Menschenfreund zu empfehlen. Im Haag haben sich die beiden Seelenauktionäre zusammengefunden. Carnegie hat dort der Henne, die dem Zaren die Friedenseier legen soll, einen Stall gebaut. Nun gackern auf allen Hühnerstiegen die Pazifisten, daß das Ende aller Kriegsnot gekommen sei. Noch trieft der

Balkan vom Blute über dreihunderttausend Toter aus zwei scheußlichen Kriegen, noch hat sich Europa nicht von der Kriegsangst erholt, die es der grotesken Tolpatschigkeit seiner Diplomatie dankte, — und schon schalmeit es uns von den ewig Beglückten entgegen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Vielleicht aber werden Nikolaus und Carnegie es doch noch erleben, daß die Friedenstaube über Europa schwebt. Das wird dann geschehen, wenn einmal das Volk, das die Soldaten zu stellen hat, keine Neigung mehr haben wird, den Zaren und Milliardären die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Würde jede neue Kriegsdrohung mit dem Generalstreik beantwortet, was die französischen und englischen Arbeiter längst vorgeschlagen haben, und was nur an der nachgerade sprichwörtlichen Schlappeit der deutschen Sozialdemokratie immer wieder scheidert, dann bedürfte es keiner Friedenspaläste im Haag, um „humane“ Methoden der Menschentötung auszuheken. Wir werden es aber in diesen Tagen in Jena wieder hören, daß Generalstreik Generalblödsinn ist und daß das Heil der Völker in der Erringung des Reichstagswahlrechts für Preußen liegt. Das Mittel, mit dem dies Ziel erkämpft werden soll, wird man in analoger Terminologie billig als politischen Massenblödsinn bezeichnen dürfen.

Die konfiszierte Todsünde. Die Münchener Polizei ist nicht immer nur, wie ältere „Kain“-Leser vielleicht vermuten, ein Institut zu strafen und zu rächen. Sie kann sich ihren Schutzbefohlenen, und selbst den Künstlern, die sich gemeinhin ihre Fürsorge wie Ausschlag vom Leibe kratzen möchten, auch mal als Born lautersten Vergnügens und ungetrübter Heiterkeit beweisen. Demnächst bezieht das blaue Auge des Gesetzes sein neues Heim hinter dem Augustinerstock. Schon steht der Bau, in dem wir künftighin unsere Fingerspitzen abdrücken werden, in voller Pracht da. Auch der künstlerische Schmuck fehlt ihm nicht mehr. An der Löwengrubenfront zeigt sich uns nun die Münchener Hermandad von der neckischen Seite. Zum Zeichen, mit welchen Lastern sich die hohe Polizei herumprügeln muß, hat sie da die Todsünden in lustigen Mosaikbildern symbolisieren lassen. Erschreckliche Fabeltiere mahnen Münchens Bürger an die Schändlichkeit des Teufels. Da ist der scheele Neid, der hagere Geiz, die grunzende Völlerei dargestellt, daß einem das Herz im Leibe gruselt. Aber Donnerwetter! gibt es nicht sieben Todsünden? Soweit das Auge reicht, findet es am neuen Polizeigebäude nur sechs. Die nähere Prüfung ergibt, daß die Sünde der Fleischeslust von der Münchener Polizei konfisziert worden ist. Endlich einmal kann unsereiner dem Zensor aus voller Ueberzeugung ein Lob erteilen: Er hat ganz recht, die Sinnlichkeit an seinem Hause nicht im Bilde darstellen zu lassen. Wie leicht könnte es passieren, daß ein Schwerverbrecher beim Eintritt in das Polizeigebäude den Blick nach oben richtete und beim Anblick des geilen Fabeltieres zur Wollust angereizt würde. Das ist eine Empfindung, die für ein Verhör mit Bertillonschen Messungen durchaus unpassend ist. — Hoffentlich wirkt die Maß-

nahme der Münchener Zensur vorbildlich und die Fleischeslust bleibt endgültig aus der Zahl der Todsünden ausgeschlossen. Die niedrige Einschätzung des beliebtesten Vergnügens der hart genug geschlagenen Menschheit wird bei vielen Leuten schon lange als überlebte Ungerechtigkeit empfunden. Der Münchener Polizei sei für ihr reformatorisches Vorgehen auf dem Gebiete der Moral an dieser Stelle wärmstens gedankt und aufrichtige Anerkennung ausgesprochen.

Infolge einer Reise des Herausgebers war es leider nicht möglich, das vorliegende Heft zum gewohnten Termin erscheinen zu lassen. Die Leser werden gebeten, die Verzögerung freundlichst zu entschuldigen.

K a i n - V e r l a g .

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von **Erich Mühsam**

ist die **zweite, unveränderte Auflage** soeben in **neuer Ausstattung** im **Kain-Verlage** erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Du Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekt gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U E N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Parteitagsrede. — Verse. — Bemerkungen: Neuer Verein. —
Schach dem König! — Hedwig Müller. - Zum Gebärstreik. —

Kain-Verlag, München.

30 Pfg.

Soeben erschienen:

Erich Mühsam

Der Krater

Gedichte

== 2. Auflage ==



München
Kain-Verlag

Preis Mk. 2.—

Jahrgang 111.
No. 7.

München,
Oktober 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

"KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Marfex (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Parteitagsrede.

Nach dem Hoch auf die Völkerbefreiende (in das die Delegierten dreimal begeistert einstimmten) und nach dem Absingen der Arbeitermarseillaise (zu der sich die Sozialdemokraten endlich mal einen menschenmöglichen Text dichten lassen sollten), ging der Parteitag Jena 1913 auseinander. Ich hatte mir die Verhandlungen von der Journalistentribüne aus angehört, und in meinem Innern stieg die Lust auf, hinunter zu steigen und dem Proletariatsparlament jetzt nach Beendigung seiner Arbeit aus meinem parteifreien Gemüt heraus die Meinung zu geigen. Aber das wäre geschäftsordnungswidrig gewesen. So kommt es, daß die nachfolgende Rede in den Parteitagsberichten nicht enthalten ist:

„Verehrte Anwesende! Denn die Anrede „Genossen“ würden Sie sich jedenfalls entrüstet von mir verbitten. (Lebhafte Zustimmung. Vereinzelter Widerspruch.) Ihr neuer Parteivorsitzender Ebert hat soeben in seinem Schlußwort die Arbeit Ihrer jetzt abgeschlossenen Tagung mit Emphase als eine höchst

fruchtbare und für das Proletariat segensreiche gepriesen. (Sehr richtig!) In welcher Hinsicht Ihre Verhandlungen der Herbeiführung einer sozialistischen Gesellschaft förderlich werdenkönnen, hat er nicht verraten. Es ging auch aus den Reden dieser Woche nicht hervor. (Oho!) Mißverstehen Sie mich bitte nicht. Ich bin weit davon entfernt, Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, daß der Gedanke an ein freiheitliches Endziel bei Ihren Beratungen völlig in den Hintergrund trat. Ich sehe durchaus ein, daß eine politische Partei mit gegebenen Verhältnissen rechnen und mit realen Werten operieren muß, und ich würde, um meine von den Ihrigen abweichenden Ideen zu propagieren, weiß Gott ein anderes Auditorium aussuchen, als gerade einen sozialdemokratischen Parteitag. (Zuruf: ein anarchistisches!) Nein, Herr Dr. David! Einem anarchistischen Auditorium könnte ich mit der Konstatierung, daß alle parlamentarische Advokatenschläue (Frau Luxemburg nickt fast unmerklich mit dem Kopf) und alle Mandatsjägerei gegen Kapitalismus und Militarismus nichts ausrichten kann, keine neue Weisheit predigen. Die Wahrheit, daß Sozialismus in werktätigem Beginn erarbeitet werden muß, durch praktische Reorganisation der Produktion und der Zirkulation, in dem Sinne, wie der Sozialistische Bund es vorhat, — diese Wahrheit wird am ehesten von einem Publikum verstanden werden, das noch außerhalb Ihrer Parteidisziplin steht, das noch nicht von den stereotypen Schlagworten Ihrer Wahlaufrufe um die Kritik geredet ist. (Große Unruhe.) Mein ideales Auditorium wäre die hier mit einiger Verachtung behandelte unorganisierte Arbeiterschaft (Gelächter), wären die Opfer der von Ihnen seit fünfzig Jahren erfolglos bekämpften kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die Arbeitslosen aus Haß und Ekel, die

Verbrecher, Landstreicher, Vagabunden — und vielleicht auch die jungen Studenten, die noch unverdorben von parteikluger Zeitungslektüre ein leidenschaftliches Sehnen nach Freiheit und Menschenglück in sich tragen: kurz alle, die Brachland sind für Ideale und revolutionäre Gedanken. (Zur Sache! Zur Sache!)

Sie haben recht. Der Hinweis auf Umwälzung, Erneuerung und Sozialismus gehört nicht zur Sache Ihrer Parteitage. Ich werde mich also befleißigen, mit meiner Kritik bei den Gegenständen ihrer Beratungen zu bleiben. Ich wollte mit dem Gesagten nur die Entfernung meiner prinzipiellen Forderungen von den Ihrigen markieren. Um dabei nicht unbescheiden zu sein und die Grenzen, die ich mir als Gast und Geduldeter in Ihrem Kreise stecken muß, nicht zu überschreiten, will ich vorweg bemerken, daß ich mich nur an ein paar Hauptpunkte Ihrer Debatten halten werde, die mir zur Beurteilung der diesjährigen Tagung wesentlich scheinen. Wie Sie den Beschluß, der Herrn Radek unter Beraubung aller Verteidigungsmöglichkeiten ruiniert, einen Beschluß, der in weiten Kreisen wie ein Justizmord beurteilt wird, vor Ihren demokratischen Wählern und vor denen, die in Ihnen die wandelnden Säulen einer zukünftigen Gerechtigkeit erblicken, vertreten wollen, das ist Ihre Sache (Hört! Hört!). Mich geht am Ende das Wohl Ihrer Partei so wenig an wie das des Herrn Radek, den ich nicht kenne und dessen Schuld oder Unschuld ich trotz Herrn Staatsanwalt Müller-Berlin (große Heiterkeit) so wenig beurteilen kann wie bis jetzt irgend einer von Ihnen (Dr. Liebknecht: Sehr gut!). Auch die Maifeierfrage betrachte ich als Ihre interne Parteiangelegenheit (lebhaftes Hört! Hört!). Ich weiß, daß ich mich darin im Widerspruch zur Mehrzahl meiner anarchistischen Kämme-

raden befinde. Mir scheint aber die Forderung des Achtstundentages, der die Demonstration des 1. Mai ursprünglich ausschließlich gewidmet war, letzten Endes doch recht untergeordneter Natur (Widerspruch), und ob nun alle an diesem Tage bezahlten Arbeiter, ob nur die Partei- und Gewerkschaftsbeamten das am 1. Mai verdiente Geld an die Parteikasse abliefern, das geht mich um so weniger an, als ja die Durchführung der Maifeier seit zwanzig Jahren schon überall äußerst lax gehandhabt wird (Zustimmung und Widerspruch). Endlich möchte ich auch bei der Frage der Arbeitslosenversicherung, deren Wichtigkeit ich keineswegs verkenne, nicht allzu lange verweilen. Das von Herrn Timm überaus fleißig zusammengetragene Zahlenmaterial hat ja doch kaum mehr als statistischen Wert (oho!), solange keine ernsthafteren Abhilfsmaßregeln empfohlen werden, als die fast kindliche Forderung an die staatlichen Kommunen, den Arbeiterorganisationen in die Arbeitslosen-Unterstützungskassen Beiträge zu zahlen. Wenn Sie das erreichen sollten, was doch sehr unwahrscheinlich ist, so begeben Sie sich damit in eine vom Staat, und das heißt von den Kapitalisten, abhängige Stellung, und mit der Autonomie Ihrer Koalitionen ist es ein- für allemal aus. Wenn ich mir eine Anregung in dieser Frage erlauben darf, so rate ich Ihnen, sich mal mit Hans Ostwald in Verbindung zu setzen, der bekanntlich unter staatlicher Protektion die Urbarmachung von Oedland durch Arbeitslose betreibt (Lachen). Ich glaube, daß Ihre Mitwirkung bei seinen Bestrebungen manches Gute fördern könnte. (Peus-Dessau: Das wäre noch gar nicht so dumm.)

Ich komme nun zu den beiden Hauptpunkten Ihrer Beratungen: zur Massenstreik- und zur Steuerfrage. Verehrte Anwesende! Nach der Art, wie Sie

diese beiden Gegenstände hier erledigt haben, lehne ich es ab, meine von Ihren Beschlüssen weit abweichenden Meinungen näher zu begründen (große Unruhe). Ich begnüge mich damit, aus Ihrem Verhalten selbst einige Schlüsse zu ziehen (Lärm und Schlußrufe). Regen Sie sich doch nicht auf! Sie verraten damit nur, daß Sie ein schlechtes Gewissen haben (Ledebour: Sehr wahr!). Die Resolutionen, die Sie in den beiden Angelegenheiten gefaßt haben, die Referate, mit denen die Resolutionen begründet wurden, und die Diskussionen, die sich an diese Referate anschließen, weisen dem eben beendeten Parteitag in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in der Tat einen besonderen Platz an. Seit Ihrem Jena von 1913 wird man von Revisionisten in Ihrer Partei nicht mehr wohl reden können. Die Revision ist vollzogen. Sie haben sich in diesem Saal in optima forma selbst als eine staatserhaltende, nationale, bürgerliche und militärfromme Partei bekannt (großer anhaltender Lärm). Lesen Sie doch das „Berliner Tageblatt“, lesen Sie die ganze liberale Kapitalistenpresse, und schämen Sie sich der Zärtlichkeit, mit der man Sie als verlorenen und endlich heimgefundenen Sohn in die Arme schließt! Diese Blätter haben ganz recht, wenn sie in der Freude über Ihren vollkommenen Verzicht auf alle Opposition gegen die neuerdings vom Staat inaugurierte Steuerpolitik zur Dekkung der Heereskosten für Ihre platonische Liebeserklärung an den politischen Massenstreik ein verzeihendes Lächeln finden. Sie wissen genau, daß Dr. Franks plötzlich wild gewordene Opportunistenseele (Glocke des Vorsitzenden) auch in der preußischen Wahlrechtsfrage weitaus sanfter ist als sie scheinen möchte (Protest Dr. Franks). Ach ja, Herr Doktor! Ihr schönes Schlagwort: Wir werden das freie Wahlrecht in Preußen haben, oder wir werden den Mas-

senstreik haben! hat keinen Anspruch darauf, sehr feierlich genommen zu werden (lebhafter Widerspruch). Ihr Eintreten für die unverbindliche Parteivorstands-Resolution beweist doch, daß auch Sie die Frage, wie lange Sie noch auf die Abänderung des Wahlrechts warten sollen, ehe Sie zu dem Zwangsmittel der allgemeinen Arbeitseinstellung greifen werden, lieber nicht beantworten möchten. (Rosa Luxemburg: Sehr richtig!) Und Scheidemanns Referat? Was war das für ein ängstliches, vorsichtiges Beschwichtigungsgetue! Die Resolution, die den Eindruck erwecken soll, Sie seien für das herrliche Gut des preußischen Wahlrechts zum Aeüßersten entschlossen, wurde begründet unter Beschwörungen, man möge nicht über den Massenstreik reden. Seit Scheidemann zu Ihrem Bebelino avanciert ist (Pfui!), hat sich sein gärend Drachengift in die geronnene Milch der frommen Denkart gewandelt (vereinzelter Beifall, Protestrufe). Aber es scheint, wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er auch den Verstand (heiterer Beifall bei den Radikalen). Die Resolution Luxemburg unterschied sich ja eigentlich nicht sehr bedeutend von der zum Beschluß erhobenen. Aber es war doch wenigstens im Unterton eine Art Entschlossenheit darin zu spüren, und die Begründungsrede der Frau Luxemburg zeichnete sich denn doch sehr wesentlich vor Scheidemanns und gar erst Bauers Elegieen aus durch einen erfreulich energischen, temperamentvollen, männlichen — (stürmische Heiterkeit). Na ja, es kann ruhig einmal ausgesprochen werden, daß sich der Rest von Tatkraft, Angriffslust und Idealismus, der noch in Ihrer Partei lebt, fast ganz auf diese eine Frau konzentriert hat (oho!), auf diese Frau, die um ihrer Leidenschaft willen von dem witzlosen Hohn aller liberalen Schmöcke vogelfrei erklärt ist (lebhaftes Zustimmung), und vor deren Klug-

heit und Charaktergradheit ich trotz meiner überall abweichenden Ansichten respektvoll den Hut ziehe (Bravo!). Woran sich Frau Luxemburgs Logik fest-rannte, das war die Kleinheit des Zwecks der empfohlenen Aktionen (Widerspruch). Doch, Herr Ledebour! Daß Frau Luxemburg selbst nicht alles Heil im Parlamentarismus erkennt, wird sie wohl selbst nicht leugnen, und ihr Antipode Bauer hat den Idealismus der Gewerkschafter für die preußische Wahlreform hier sehr eindeutig in Frage gestellt. (Bauer: Das ist ein Mißverständnis.) Ja, Bauer, das ist ganz was anderes (große Heiterkeit): ob man nämlich gegen einen Parteigenossen oder gegen einen Anarchisten polemisieren soll. Ich hätte gewünscht, einer Ihrer Redner, die den Massenstreik als stärkstes Mittel, über das die Arbeiterschaft verfügt, anerkannt haben, hätte seine Anwendung auch für den Zweck der Verhinderung eines Krieges in Erwägung gezogen (aha!). Das ist von keiner Seite geschehen, und so bleibt das Resultat Ihrer Massenstreikdebatte, daß im Ausland das Odium auf der deutschen Sozialdemokratie lasten wird, ihr sei ein allgemeines Wahlrecht in Preußen wichtiger als die Erhaltung des Friedens (lärmender Widerspruch.).

Dieser Gedankengang führt mich nun zu der merkwürdigen Haltung des Parteitages zum Verhalten Ihrer Reichtagsfraktion in der Deckungsfrage (Hört! Hört!). Ich will mich nicht lange bei dem interessanten Naturschauspiel aufhalten, das sich hier vor unseren Augen vollzog, indem der blutrote Wurm sich plötzlich als ein sanft schillernder Schmetterling entpuppte (stürmische Heiterkeit). Ich glaube überdies, daß der verjüngte Wurm, der nun zum ersten Male an den duftigen Blüten des Opportunismus nippt (erneute Heiterkeit), nur die Konsequenz zieht aus der Taktik, die Ihre ganze parlamentarische Ver-

gangenheit bezeichnet hat (Zustimmung und Widerspruch). Die steuerpolitischen Grundsätze, die Wurm dargelegt hat, sind vom staatssozialistischen Standpunkte aus unanfechtbar, und Geyers, Luxemburgs und Ledebours Widerstand dagegen ist wohl mehr im revolutionären Gewissen als in marxistisch faßbarer Logik begründet. Mir, der ich kein Marxist bin, werden Sie freundlich gestatten, in diesem Gewissen mehr Wahrheit zu finden, als in all Ihrer pedantischen Gelehrsamkeit. Für mich bleibt die verhängnisvolle Tatsache bestehen, daß eine sich antimilitaristisch gebärdende Partei dem kapitalistischen Staat geholfen hat, die Mittel zur Deckung einer geradezu unerhörten Armeevergrößerung herbeizuschaffen (sehr wahr!). Die Folgen dieser Konzession an Ihre Wahlbündnisfähigkeit — denn allein darauf läuft Ihr Verhalten hinaus (lebhafteste Zustimmung) — werden Sie noch schmerzhaft zu spüren bekommen, und mit der landläufigen Redensart: Diesem System keinen Mann und keinen Groschen! werden Sie fernerhin keine Geschäfte mehr machen können! (Sehr gut! bei den Radikalen.)

Aber, verehrte Anwesende, das Aergste, was die Fraktion auf dem Gewissen hat, ist in Ihren Debatten kaum gestreift worden. Das ist die Lässigkeit, mit der die sozialdemokratischen Abgeordneten die Heeresvorlage selbst bekämpft haben (sehr richtig!). Wenn mein Gedächtnis nicht trügt, hat nur Heilmann-Chemnitz in mildem Tadel bemängelt, daß die Fraktion sogar dafür gestimmt hat, daß der Reichstag sofort in die zweite Lesung des Gesetzes eintrat. Davon, daß hier die schärfste Obstruktion am Platze war, daß die stärkste Partei des Parlaments unter allen Umständen Mittel zur Verschleppung der Sache hätte finden müssen, hat kein Mensch geredet. Bei einer solchen Gefahr, wie dieser Gesetzentwurf sie

darstellte, meine ich, wäre die äußerste Anstrengung am Platze gewesen, um den Gegenstand bis zum Herbst hinauszuschieben (Zustimmung). Es hätten Dauerreden gehalten werden können. Mit namentlichen Abstimmungen war zu arbeiten. Vor allem aber hätten die Massen mobil gemacht werden müssen. Daß Straßendemonstrationen ihre Wirkung tun, haben Sie ja im Laufe der Zeit einsehen gelernt. Und wenn sie die Massen zum Generalstreik gerufen hätten, um gegen die entsetzliche neuerliche Belastung des Volkes zu protestieren — Sie können sicher sein, viele Streikbrecher hätte es dann nicht gegeben! (Lebhafter Beifall.) Aber, was Ledebour hier angedeutet hat, die bekannte Feriensehnsucht der Abgeordneten, die in der verzweifelt nach Korruption riechenden Art der Diätenzahlung im Reichstag begründet ist, — darin können Sie zum größten Teil die Gründe suchen, weshalb die Regierung ihre Riesenvorlage so glatt in den Hafen brachte (große Unruhe). Ich kann Ihnen prophezeien, daß wir Anarchisten uns dieses Moment bei der Bekämpfung des Parlamentarismus nicht länger entgehen lassen werden (Bewegung).

Daß von allen diesen Dingen hier nur so wenig und so vorsichtig gesprochen wurde, das, verehrte Anwesende, werden sich die, die links von Ihnen stationiert sind, zu merken wissen. Warum aber soviel Beherrschung geübt wurde, das hat uns ja Ihr Parteivorstandsmitglied Molkenbuhr wissen lassen, als er den lebensgroßen Schatten August Bebels über Ihre Verhandlungen warf (Unruhe). „Wir werden der Diskussion den Hals umdrehen“, stand in dem Brief, mit dem Molkenbuhr diesen letzten Willen Bebels vollstreckte (erregte Zwischenrufe). Da hat Bebel zum letzten Male fast leibhaftig unter Ihnen gestanden und — ein Leichengräber seines eigenen

Lebenswerkes — zum opportunistischen Sammeln geblasen. (Betäubender Lärm. Rufe: Schluß! Pfui! Abtreten! Herunter! Gemeinheit! — Bock-Gotha schwingt hilflos die Präsidentenglocke.)

Ich komme schon zum Schluß. (Nein! Nicht weiterreden! Schluß! Die Delegierten drängen sich wütend zum Redepult. Der Redner verläßt achselzuckend die Tribüne und begibt sich, die Internationale pfeifend, ins Caféhaus.)

Verse.

Aus einem neuen Gedichtbuch von Erich Mühsam, das unter dem Titel „Wolken“ Anfang 1914 erscheinen soll.

Ein kleines Abenteuer.

*Ein kleines Abenteuer schienst du mir,
Du kamst. Ich nahm dich und empfing von dir,
was jemals schleudernd eine Frau verschenkte,
die all ihr Sein in ihre Liebe senkte.
Und ich genoss, ein alternder Galan,
geschmeichelt-zärtlich deinen jungen Wahn,
nahm dir die wilden Küsse gern vom Munde
und lebte zeitvergessen in der Stunde . . .
Der Rausch war kurz. Ein Abend kam herauf.
Ich deckte dir mein breites Lager auf
und staunte, dass zum Tee das Wasser kochte,
eh' deine Hand wie sonst ans Türkrenz pochte.
Und als ich dann des Nachts alleine schlief,
war mir's, als ob mich deine Stimme rief,
und eine Sehnsucht ging durch meine Tränne,
wie Frühlingwinde durch entlaubte Bäume.
Am andern Tag kauft' ich zum Mittag ein:
dein Lieblingessen und Tokayerwein.
Ich stand am Fenster, rief dich, brummte Flüche,
und schickt die Speisen wieder in die Küche.
Ein Brief kam an — dein Duft und deine Hand.
Ich wusst', noch eh' ich las, was drinnen stand.
Auf meinen — unsern ! — Divan sank ich nieder
und schob dein Tuch beiseite und dein Mieder...
Nachher im Spiegel schien ich krank und alt.
Im Aschennapf lag die Zigarre — kalt,
Ich pffiff und gab dem Stummel neues Feuer. —
Es war ja nur ein kleines Abenteuer.*

Bemerkungen.

Neuer Verein. Früher einmal äußerte ich im „Kain“ die Absicht, mich gelegentlich ausführlich mit den Veranstaltungen des Neuen Vereins zu befassen. Eine Reihe sehr wertvoller und genußreicher Abende, die der Rührigkeit dieses in seinen Bestrebungen in München einzigen literarischen Instituts zu danken waren, sollten im Zusammenhange mit solchen, auf die noch zu hoffen war, besprochen werden. Das Torige Jahr hindurch hofften wir vergeblich. Der Neue Verein rührte sich nicht. Man brachte das mit dem Regimewechsel im Hoftheater in Verbindung, da mit Speidels Tod das fördernde Entgegenkommen der Intendanz aufgehört hatte, ließ Milde walten und wartete. Endlich ein Lebenszeichen. Eine Aufführung im Schauspielhause. Es sollte ein Faschingsulk sein und war eine talentlose Abgeschmacktheit. Man schimpfte — aber: in die Ecke greifen kann jeder mal. Man ließ also Milde walten und wartete auf die neue Saison. Die geht jetzt an. Für den 18. Oktober ist angekündigt: „Das Mahl der Spötter“ von Sem Benelli. Regie: Dr. Robert. Hauptrolle: Frau Ida Roland. Sehr schön. Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Herrn Dr. Robert wieder einmal Gelegenheit gegeben wird, seine Kunst vor Münchnern zu produzieren. Es hat sich aber herausgestellt, daß Benellis Werk längst — und zwar noch von Herrn Dr. Robert — für die Münchener Kammerspiele erworben worden ist und demnächst in der Augustenstraße in Szene gehen soll. Ja, zum Donnerwetter! Ist denn der Neue Verein dazu da, den Münchener Theatern ihr Repertoire vor der Nase wegzuspielen? Da hört doch schon Verschiedenes auf! Wenn ein literarisch-dramatischer Verein Sinn und Zweck haben soll, so ist es der, daß er Stücke aufführt, die man anderswo nicht zu sehen bekommt, daß er entweder literarische Experimente macht oder der Zensur zum Opfer gefallene wertvolle Werke seinen Mitgliedern zur Beurteilung vorführt. Wenn es eingeführt werden soll, daß der Neue Verein als Konkurrent gegen die ständigen Theater auf den Markt tritt, dann ist nicht nur der nachdrückliche Protest des geschädigten Autors und seines Bühnenverlages, denen die Tantiemen aus einer möglichen Aufführungsserie entgehen, sehr verständlich, — dann kann auch kein Mensch mehr dem Intendanten der Hofbühnen oder irgend einem Theaterdirektor einen Vorwurf daraus machen, wenn er sich künftighin weigert, dem Verein jemals wieder

seine Spielkräfte oder seine Bühne zur Verfügung zu stellen. Ist es denn wirklich so kläglich mit unserer dramatischen Produktion bestellt, daß der Verein sich auf die Lauer legen muß, um den Dramaturgen der ständigen Bühnen ihre Stücke wegzuschneiden? Ich meine, es gibt noch genug unaufgeführte Dramen begabter Autoren, die ein Experiment wert sind, und auch die Vergangenheit hat genug Kuriositäten hinterlassen, deren Neubelebung sich lohnt. Man hat vor zwei Jahren Lenz' „Soldaten" unter B. v. Jacobis tüchtiger Regie aufgeführt. Warum nimmt man sich nicht einmal Grabbe vor? Seit Jahren heißt es, der Neue Verein wolle Büchners „Dantons Tod" aufführen. Jetzt feiern wir den 100. Geburtstag dieses genialen Dichters und jetzt kündigt das Hoftheater „Dantons Tod" an. Der Neue Verein hat's verschlafen und langt stattdessen nach der Arbeit eines lebenden Autors, die ihm nach jedem Rechtsgefühl nicht mehr gehören darf. Sollte die geschlossene Aufführung zum Schaden des Direktors und der Kammerspiele wirklich zustande kommen — noch ist ja zu hoffen, daß der Verein rechtzeitig zur Einsicht kommt —, dann wird sich der Vorstand nicht wundern dürfen, wenn die auf frühere Leistungen gegründete Sympathie auch noch in ihrem Restbestande Vor die Hunde geht. Ich richte die Frage an den Vorstand des Neuen Vereins: Soll wieder begonnen werden, ernsthafte, und selbständige Arbeit zu leisten, oder will sich die Hilflosigkeit, die nun seit zwei Jahren herumtappt, in Permanenz etablieren? Weiß man den Rückweg zu anständiger Arbeit nicht mehr zu finden, dann löse sich der Neue Verein auf — je schneller um so besser!

Schach dem König! Die Partie scheint nun doch endlich von Schwarz gewonnen werden zu sollen. Springer und Läufer haben den letzten entscheidenden Vorstoß unternommen, nun sollen noch die Bauern vorgeschoben werden, und endlich wird der die Zentrumslinie beherrschende schwarze Turm den von Anfang an eingeschlossenen König, dessen Chancen von vornherein nur auf remis standen, vollends matt setzen. Damit würde denn das Ministerium Hertling auf dem blau-weißen Schachbrett doch noch seinen Befähigungsnachweis erbringen, zu Meisterparteien zugelassen zu werden. Denn die Idee, dem Lande zuerst eine Erhöhung der Zivilliste für den Regenten zuzumuten, ehe man mit dem Plan herausrückt, die Regentschaft aufzuheben, ist nicht dumm. Man legt den Landtagsparteien damit die Anregung zu der Verfassungsänderung geradezu in den Mund. Fällt das Repräsentationsgeld für die Regentschaft fort, und kriegt der derzeitige Regent die erhöhte Zivilliste als König,

dann wird immer noch sparsamer gewirtschaftet als bisher, wo ein König außerdem vier Millionen bezieht, der keine Verwendung dafür hat. Der Landtag wird also aus Gründen der Billigkeit — im pekuniären Sinne des Wortes — wahrscheinlich leicht für den Systemwechsel zu haben sein. Wissende behaupten freilich, er werde gar nicht gefragt werden, man werde ihn nachher einfach zum Vivat-Schreien zulassen. Unserem kann es ja wurscht sein. Wir werden mit dem Gleichmut, den alles Dynastische in unseren Seelen auslöst, beobachten, wie Gottes Gnaden, als durch welche ja wohl die Könige Könige sind, von einem Haupt aufs andere herüberbugsiert werden. Auch werden wir zu erforschen trachten, welche staatsrechtliche Stellung fortan der annoch als Majestät fungierende König in seinem Lande einnehmen wird. Bayern wird in der Festlegung der Beziehungen zwischen einem Königreich und seinem im Lande verbliebenen, ohne eigenes Zutun pensionierten König jedenfalls bahnbrechend vorgehen müssen, da Monarchen a. D. bisher gewöhnlich nur der Luxus junger Republiken sind. Da Herr Manuel de Braganza sich zur Zeit gerade zufällig in München nach seinem verflommenen kurzen Herrscherglück zurücksehnen soll, empfiehlt es sich vielleicht für Herrn v. Hertling, ihn als Experten zu den Beratungen über die Angelegenheit hinzuzuziehen.

Hedwig Müller. Man hat also das arme Mädchel auf zweieinhalb Jahre ins Gefängnis geschickt. Weil Ordnung sein muß. Und weil Recht Recht bleiben muß. Und weil ja sonst jeder kommen könnte und mir nichts dir nichts unbequeme Leute über den Haufen schießen. Pardon: Wäre Hedwig Müller freigesprochen worden, glaubte dann irgend ein Mensch, jetzt werde die rechtliche Weltordnung aus den Fugen gehen? Oder jetzt werden alle meschugge gewordenen Reimanns (deren gibt es massenhaft) von den Gegenständen ihrer Raserei im Tiergarten versammelt und abgeknallt werden? Oder glaubt jemand, eine andere Hedwig Müller, (deren gibt es freilich nicht gar so viele), werde sich wegen zweieinhalb Jahren hindern lassen, zu tun, was sie doch nicht ungeschehen lassen kann? Oder die richtige Hedwig Müller werde im Gefängnis in sich gehen und sich bessern? Du lieber Himmel, — wollte man eine andere aus ihr machen, dann gab's nur ein Mittel, über das ja das Schwurgericht auch verfügt hätte: ihr den Kopf abschlagen lassen, diesen hübschen, gescheiten und fidelen Kopf, der ganz gewiß nie einsehen wird, daß die Revolversezene im Berliner Tiergarten neben einer traurigen Notwendigkeit auch noch ein straffbares Verbrechen war. Totschlag nannte man im Urteil die Tat des verzweifelten Mädchens. Dem Wortlaut des Gesetzes nach war Totschlag das einzige Delikt, das nicht in Frage kommen konnte. Es war entweder ein Mord oder ein Unglücksfall. Die Sachverständigen erklärten die Tat als Zufall im Dämmerzustand, der Staatsanwalt mühte sich um den Beweis, daß die Tötung in Ausführung einer planvollen Absicht geschah, — und plädierte weil es klar war, daß kein Mensch gegen die Sünderin das

Todesurteil hätte aussprechen mögen, um doch nicht ganz leer auszugehen, auf schuldig des Totschlags. In dubio pro reo! sagt ein alter Rechtsgrundsatz. Die Geschworenen haben in dubio schuldig gesprochen, haben es auf sich genommen, daß ein junges Mädchen die besten Jahre seiner Schönheit und Lebenslust hinter schmutzigen Gittern vertrauern muß, haben die Gutachten der Psychiater, die die Verantwortlichkeit der Hedwig Müller während der Schießerei in Frage stellten, ignoriert, haben die Möglichkeit, daß die Schüsse zufällig beim Ringen losgingen, nicht berücksichtigt, und glauben jedenfalls mit ihrem Spruch, der zwischen Grausamkeit und Milde die Mitte fand, dem Rechtsbewußtsein aller Welt Genüge getan zu haben. Haben sie wahrscheinlich auch. Umso mehr wird es nötig sein, einem Rechtsbewußtsein entgegen zu arbeiten, das auf Grund einer Reihe höchst zweifelhafter Indizien die Bestrafung verdächtiger Mitmenschen verlangt. Man spottet bei uns gern über die französischen Schwurgerichte, die oft selbst geständige Mörder freisprechen, wenn das Gefühl der Geschworenen für den Schuldigen bewegt wird. Es wäre wünschenswert, wenn auch in Deutschland eines Tages das menschliche Gefühl als Rechtsfaktor ein wenig in Aufnahme käme. Denn es ist noch lange nicht ausgemacht, ob die verständnisvolle Ergriffenheit eines Richters nicht einmal das richtigere Urteil zu finden weiß, als der abstraktest formulierte Paragraph eines juristischen Gesetzbuches.

Zum Gebärstreik. Daß die vor einem Monat hier dargelegten Ansichten über die Anregung, dem Elend der Zeit durch planvolle Geburteneinschränkung zu begegnen, in meinen Anschauungen sonst nahestehenden Kreisen auf Widerstand stoßen würden, war vorauszusehen. Von einer nationalökonomisch wohlversierten Dame erhielt ich einen Brief, in dem die Einwände gegen den Artikel „Kindersegen“ folgendermaßen präzisiert sind:

„ . . . Der Artikel hat zwei Fehler: erstens keine präzise Problemstellung, zweitens ein Abweichen vom Thema gegen das Ende. Also: es handelt sich um folgendes: Es besteht in der zivilisierten Welt die Tendenz der künstlichen Kinderbeschränkung. In den letzten Jahren hat sich diese Tendenz verstärkt, in Frankreich ist sie sogar zum festen Faktor geworden. Gründe dafür: die Frau fühlt sich mehr als Persönlichkeit, will nicht mehr nur Gebärmaschine sein. Mutterschaft ist für die meisten Frauen ein in ihrem Leben unentbehrlicher Faktor, aber Mutterschaft ist's auch, wenn man nur — ein Kind hat. Die Angst vor dem Kinde bei unehelichen Müttern ist eigentlich ein Ausnahmefall. Dieses „das Kind nicht wollen“ ist teils in den allgemeinen Anschauungen, teils in der Schwäche der einzelnen Person begründet. Die Tendenz zum freien Liebesleben — auch zum Kindergebären — besteht, und nicht nur in sozialistischen Kreisen, und somit sollte man mit dem Ausnahmefall schwacher oder ungebildeter, unentwickelter Naturen (die Dienstmädchen vom Lande stellen das Haupt-

kontingent) nicht allzu stark rechnen. Der Abtreibungsparagraph ist eine Sache für sich, die mit dem ganzen herzlich wenig zu tun hat. Denn es handelt sich nicht darum, daß die Kinderbeschränkung dadurch geschieht, daß die Abtreibung sanktioniert wird — das ist eine sekundäre, sozusagen technische Frage —, es handelt sich darum, daß die Kinderbeschränkung, deren Tendenz heute der Privat-Initiative überlassen ist, im Prinzip als sozialistisches Kampfmittel aufgegriffen werden soll: ich sage Kinderbeschränkung — das Wort paßt wohl besser als Gebärstreik. Denn, daß das ganze Proletariat absolut keine Kinder in die Welt setzen soll, das als Evangelium verkünden will wohl kein Mensch. Daß man die ganze Debatte darüber vom ethischen Standpunkt ablehnen muß — darin stimme ich mit Dir überein. Längst schon hätten die intellektuellen Frauen in der Partei und in Privatarbeit darauf sehen sollen, den Proletarierfrauen die Kinderbeschränkung nahe zu legen. Denn die liegt durchaus im Interesse der Arbeiter selber. Die politische Erwägung der Schwächung des Staates ist einfach Humbug. Die Tendenz der Kinderbeschränkung und ihrer Ausführung erstreckt sich nicht auf Deutschland allein, und so würde die Größe des Staates in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht sich wohl absolut vermindern, relativ aber auf gleicher Höhe bleiben, da in der übrigen sogenannten zivilisierten Welt eine gleiche Geburtenrückgangsziffer zu verzeichnen wäre. Und schließlich kommt es ja nur auf relative Größen an. Dagegen aber würde die Arbeiterschaft von einer Kinderbeschränkung kolossal profitieren, denn — da hast Du sehr recht — die Leute, die die entscheidenden Aktionen ausführen werden, müssen erst geboren werden. Aber wenn es dann eines unter sieben Kindern von einer Mutter ist, dann ist's die große Ausnahme. Ich glaube, es wird das einzige, oder das eine von zweien, höchstens dreien sein, die wegen ihrer geringen Zahl mit Liebe empfangen, getragen und erzogen werden dürften. Und diese wenigen werden vollbringen, was all die vielen nie und nimmer vermögen. Sie werden eine große Illustration zu dem Gesetze sein, daß Kraft und Masse nicht identisch sind . . . "

Daß der Artikel im vorigen Heft aus zwei nur lose zusammenhängenden Teilen besteht, die immerhin durch die Ueberschrift „Kindersegen“ zusammengehalten werden, bestreite ich nicht. Es beweist aber nichts gegen die Richtigkeit meiner Aufstellungen. Ich glaubte, meine Abneigung gegen § 218 Str. G. B. im Anschluß an die Bekämpfung einer methodischen Geburtenbeschränkung begründen zu sollen, weil erstens jeder Anlaß recht ist, um gegen derartige Folterparagraphen Stimmung zu machen, und weil ich zweitens den Verdacht nicht aufkommen lassen wollte, als wäre ich ein Gegner irgend welcher individueller Initiative der Frauen. Die Gründe, die nun die Schreiberin für den organisierten Gebärstreik, oder vielmehr für eine dem französischen Zweikindersystem nachgebildete Kinderbeschränkung anführt, kann ich nicht aner-

kennen. So richtig es ist, das Masse und Kraft keineswegs identisch sind, so falsch scheinen mir doch die daraus gezogenen Schlüsse. Daß immer oder in der Regel nur die ältesten von wenigen Kindern zu bedeutenden Persönlichkeiten prädestiniert seien, ist eine ganz willkürliche Hypothese, die angesichts der wirklichen Tatsachen völlig zusammenbricht. Ich danke dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Professors Dr. Lockemann-Wilmersdorf, eine kleine Aufstellung aus dem von ihm gesammelten Material, die ich hier folgen lasse: G. Chr. Lichtenberg war das jüngste von achtzehn Kindern, J. Kant das vierte von neun Kindern, W. Irving das letzte von elf Kindern, Mozart das letzte von sieben Kindern, Eichard Wagner das letzte von sieben Kindern, Josef Haydn das zweite von zwölf Kindern, Justus Liebig das zweite von zehn Kindern, der Physiker Wilhelm Weber das elfte Kind, und der Chemiker Dim. J. Mendelejew das jüngste von vierzehn Kindern. Selbstverständlich wären wohl ebensoviel Beispiele bedeutender Persönlichkeiten zu finden, die die einzigen oder die ältesten Kinder ihrer Eltern waren. Aber die Möglichkeit solcher Zusammenstellungen, wie der hier gelieferten, die sich natürlich sehr leicht erheblich vergrößern ließe, beweist doch ganz klar, daß sich mit der Argumentation meiner freundlichen Gegnerin nichts ausrichten läßt. — In der Forderung, die intellektuellen Frauen sollten den Proletarierfrauen die Geburtenbeschränkung nahelegen, liegt, fürchte ich, eine bedenkliche Ueberschätzung der Wissensbildung im praktischen Leben. Mit der Mitteilung, daß es Prohibitivmittel gibt, sagt man keiner Arbeiterfrau etwas Neues. Die Rechnung, daß ein Kind leichter zu ernähren ist als deren acht, wird im allgemeinen eine arme Frau eher begreifen als eine reiche. Wenn trotzdem zahllose Proletarierinnen lieber jedes Jahr gebären als vorsichtige Manipulationen anwenden wollen, so äußert sich darin ein gesundes Vertrauen auf die zwecklose Zuverlässigkeit der eigenen Natur, ein Vertrauen, das man nicht erschüttern, sondern bestärken soll. Ich bleibe dabei: die Geburtenbeschränkung darf nur der privaten Initiative überlassen bleiben. So tolerant ich gewiß in allen Dingen des Sexuallebens denke, zum leitenden Grundsatz möchte ich's denn doch auch bei der Arbeiterschaft nicht erheben wissen, daß die Bewegung alles, das Ziel nichts sein soll.

Adolf Schustermann



Zeitungsnachrichten - Bureau

Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben 1 Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • • Prospekte gratis.

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - V E R L A G , M U N C H E N .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **fielehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III.

No. 8.

November 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Monarchie. — Münchener Theater. — Bemerkungen:
Richard Dehmel. — Korruption. — Ritualmord. — Das starre
System. KurzeAnfrage- —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Soeben erschienen:

Erich Mühsam

Der Krater

Gedichte

== 2. Auflage ==



München
Kain-Verlag

Preis Mk. 2.—

Jahrgang III.
No. 8

München,
November 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Die Monarchie.

Hallelujah! Kränzt die Häuser! Hängt Flaggen heraus! Illuminiert! Lätet die Glocken! Habemus regem!

Als wir Kinder waren und alles Märchengold für blanke Wirklichkeit nahmen, da dünkte uns ein König ein Wesen von überirdischer Weisheit, ein gottähnlicher Mensch, der über alle Macht und über allen Reichtum des Landes verfügt. Da stellten wir uns einen König nicht anders vor, als thronend unterm Baldachin, geschmückt mit Krone und Purpur und erfüllt von aller Heldentugend und Gerechtigkeit.

Die Märchen mit ihrem Tugendzauber und ihren Hexenkünsten sind verblichen. Die öde Tatsächlichkeit des Lebens hat aus Kindern Geschäftsleute und aus Träumern Nörgler gemacht. Geschäftsleute und Nörgler aber wissen, daß es keine Feen gibt und keine verwunschenen Prinzessinnen, keine Tarnkappen und keine Wunderspiegel. Das einzige, was aus den Kindermärchen übrig geblieben ist, sind die Könige. Die gibt's wirklich noch bis auf den heutigen

Tag, — wahrscheinlich, um dem phantasievollen Gemüt auch noch den Rest jener glücklichen Märchenpoesie zu zerstören, die als Fürsten den Stärksten und Schönsten, den Edelsten und Mächtigsten feiern möchte.

Heutzutage spazieren die Könige unter ihren Landeskindern mit Brille und Regenschirm, und die Gottesgnade, daraus man ihre Herrseherwürde ableitet, muß zuerst von juristischen Paragraphenkrämern aus verstaubten Pandekten herausdestilliert werden. Die Macht der Majesäten reicht nirgends über die Rechte der Bürger hinaus und ihre Rechte haben ein Ziel bei der Macht des Bürgertums. Daß dem so ist, erfüllt den Demokraten mit Stolz auf die vorgeschrittene Freiheitlichkeit unserer Zeit. Wer aber nicht Demokrat, sondern ein Zweifler ist an den Errungenschaften der Gegenwart über die Vergangenheit, der fragt erstaunt: Was um des Himmels willen brauchen wir Könige, wenn wir uns allein zu helfen wissen? Was soll uns Krone und Thron, wenn ihr Inhaber aller Macht entkleidet ist, auf die der Titel einer Majestät sich gründen müßte? Die Alleinherrschaft ist beseitigt, aber von der Monarchie — die griechische Uebersetzung klingt so gut — können wir uns nicht trennen. Untertanen wollen wir nicht mehr sein, aber des Königs gehorsamer Diener zu heißen, will keiner sich nehmen lassen.

In was für einer Zeit leben wir eigentlich? Der gesunde Menschenverstand, dieser beliebte Normalausweis des Philisterintellekts, weiß vor lauter Skeptizismus, Realismus und Zeitgemäßheit nicht mehr ein und aus. Der liebe Gott ist abgesetzt. Ernst Haekels naturwissenschaftliche Affenkomödie ist der Inbegriff aller Weltweisheit. Jede mystische Gläubigkeit, jede schwärmerische Weltbetrachtung, jeder geschäftsfremde Illusionismus ist Gegenstand wildern den Gelächters. Alle Sehnsucht, deren letzter Aus-

blick kein gefüllter Geldsack ist, gilt als Gefühlsduselei, Kunst als Lebemannssport, Religion als Pfaffenintrigue. Das Wort „Freiheit“ wird im ungewaschenen Munde jedes Banausen gewälzt und bedeutet Fußtrittspolitik im Gewinnwettlauf. Wem aber Freiheit höchstes Menschengut ist, die Freiheit der Seele nämlich und die Freiheit, die keine Fesseln will im Eiligen um Erkenntnis und persönliche Würde, der ist ein Störenfried oder eine komische Figur.

Freiheit! Den Ellenbogen will man sie erkämpfen, aber dem Geiste muß die Knechtschaft erhalten bleiben, in der jede Rücksichtslosigkeit ihre Entschuldigung sucht. Nicht gegen die Monarchen wollen wir ankämpfen, die wir die Selbstherrlichkeit des in sich gefestigten Menschen predigen, sondern gegen die Jammerseelen, die um ihre Gunst buhlen, um daraus Vorteile im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben zu ziehen. Und ohne irgend eine Person zu kränken, die der Zufall auf den Piedestal eines Thrones gestellt hat, wollen wir aussprechen, welcher Klebstoff das Bürgertum am Idol des Monarchismus festhält.

Die konstitutionelle Monarchie — ich habe das hier schon einmal gesagt (vergl. Kain III, 3: „Der Kaiser“) — ist eine *contradictio in adjecto*. Ein König, der unter Ausschaltung aller persönlichen Willkür regieren soll, unterscheidet sich von anderen Menschen nur durch die dekorative Ausstattung seiner Amtshandlungen. Und eben auf diesen dekorativen Teil der monarchischen Einrichtung will der Bürger nicht verzichten. Er will Hofhaltung sehen, will vor Hofequipagen dienern, will den im nüchternen Geschäftsbetriebe aufgesparten Demutsvorrat los werden und will seine primitive Eitelkeit durch Hereinschmeicheln von Orden und Titeln befriedigt sehen. Diese doppelte Möglichkeit, zugleich die atavistischen Instinkte der Unterwürfigkeit und das ge-

schäftliche wie persönliche Reklamebedürfnis zu unterstützen, bietet allerdings die Monarchie in viel höherem Maße, als die Republik. Welche Eigenschaften dabei dem Monarchen selber innewohnen, spielt keine Rolle, nicht einmal, ob der Monarch persönlich imstande ist, sein Amt auszuüben. Ein mit den Befugnissen des Fürsten ausgestatteter Regent genügt dem Monarchisten vollauf zur Betätigung seiner Gesinnungen.

Die in den letzten Tagen bewirkte Ersetzung zweier Regentschaften im Deutschen Reiche durch die Thronbesteigung legitimer Fürsten von Gottes Gnaden liefert die instruktivste Illustration zu der Behauptung, daß es gleichgültig ist, ob ein Hofstaat einem Könige oder seinem Vertreter dient. Gerade das Aufhören der plötzlich als unhaltbar erkannten Zustände beweist, wie haltbar sie innerhalb der monarchisch organisierten Staaten waren. Denn die Kritik, die sehr konservative Elemente an die Veränderungen in Braunschweig sowohl wie in Bayern knüpfen, ist schärfer, als sie je in den jahrzehntelangen Provisorien geübt wurde. Ist es aber wahr, daß Monarchien auch ohne die Mitwirkung ihrer Monarchen bestehen können, dann verliert die Institution der Monarchie vor dem Urteil jedes nicht interessierten Beobachters den letzten Halt.

Die Herrscher selbst stützen ihren Anspruch auf die Krone auf Gottes jeder Kritik entzogenen Willen. Dem religiösen Menschen muß diese Beweisführung in der Tat genügen. Die Monarchie könnte, solange die Fiktion der Gottesgnade besteht, nur von der Seite der Gottesanzweiflung aus angegriffen werden, — wenn nicht das Verhalten der Staatskuratoren selbst dieser kindlich-religiösen Betrachtung die Voraussetzungen entzöge.

In Braunschweig durfte der angestammte Fürst

sein Amt nicht ausüben, weil er seine Angestammtheit, soweit sie einen anderen Thron betraf, nicht verleugnen wollte. Gottes Gnade wurde für das Herzogtum ausgeschaltet, und ein Regent mußte ohne sie tun, wozu den wahren Fürsten doch nur dieser überirdische Segen befähigt. Wie man erzählt, gings ganz gut. Erst die Heirat des Prätendenten setzte die Gottesgnade wieder in ihre Rechte ein, und jetzt wird in Braunschweig legitim regiert.

Noch seltsamer sind wir in Bayern zu einem neuen König gekommen. Zweimal hintereinander hatte die Gottesgnade diesem Lande Geisteskranke zu Königen bestimmt, und seit fast einem Menschenalter mußte der Stammälteste die Funktionen des verhinderten Fürsten übernehmen. Daß der Zustand der Regentschaft der Würde und dem Wohle des Landes weniger entsprochen hätte als die Ausübung der Regierung durch einen rechtmäßigen König, ist in den 26 Jahren, wo der Vater des neuen Königs den Posten verwaltete, nicht bekannt geworden. Verschiedene Versuche, den alten Herrn zur Uebernahme der Krone zu veranlassen, scheiterten an seinem Widerstand. Er scheint also die von ihm gepflegte Methode für besser gehalten zu haben, als eine Neuorganisation. Erst als er vor 11 Monaten starb, überkam die bayerischen Patrioten die Erkenntnis, daß der bisherige Zustand unwürdig, unerträglich und unhaltbar sei. Daß dieser Erkenntnis ein stark liebedienerisches Moment innewohnte, da dem neuen Herrn eine Abänderung dieses Zustandes von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus sicher genehm sein mußte, weiß jeder. Zuerst aber rannte sich die Liebedienerei die Köpfe ein. Denn die Zentrumsparthei, die bekanntlich die Rechte des lieben Gottes im bayerischen Staate vertritt, widersetzte sich. Sie behauptete, die Gottesgnade lasse sich nicht mir

nichts dir nichts von Fürstenried nach München verpflanzen, auch sei die Uebernahme der Königsinsignien mit dem Eide nicht vereinbar, den der Regent beim Antritt seines Amtes geleistet habe. Andere Leute behaupten freilich, die Zentrumsparthei wollte dem Ministerium Hertling Knüppel zwischen die Beine werfen, das gerade damals nicht ganz so tanzte wie der Klerus pfiß.

Das ist ein paar Monate her. Seitdem scheinen sich die frommen Ultramontanen mit ihrem Herrgott anders verständigt zu haben. Von jenen Bedenken wird plötzlich nicht mehr geredet, und Herrn von Hertling fiel die schwierige Aufgabe zu, der Staatsverfassung eine Wendung zu geben, die den Thronwechsel ermöglichte. Er fand die Lösung. Er fand auch im Landtag und bei den Reichsräten die Zustimmung zu seinem Werk, und so wurden wir eines Tages durch ein im Namen des Königs Otto erlassenes Gesetz erfreut, das dem Regenten die Möglichkeit eröffnete, den Platz eben dieses Königs Otto einzunehmen. Damit Ludwig III. aber als König von Gottes Gnaden den Thron der Wittelsbacher besteigen konnte, war es nötig, daß er nicht gewählt wurde, sondern sich selbst zum Monarchen ernennen durfte. Dieser Entschluß sollte der Volksvertretung nur zur Zustimmung mitgeteilt werden.

Kaum war das neue Gesetz unter Fach, da klebten auch schon an allen Anschlagstafeln feierliche Proklamationen, die die freundliche Wendung der Dinge verkündeten und dem beglückten Bayernvolke mitteilten, daß es wieder einen regierungsfähigen König von Gottes Gnaden habe. Um aber ganz sicher zu gehen, und um dem Prinzip des Gottesgnadentums um alles in der Welt nichts zu vergeben, legte Herr von Hertling den Willensakt des neuen Königs dem Parlament erst nach vollzogener Tat

„zur Zustimmung" vor. Jetzt schreien die Sozialdemokraten: Verfassungsbruch! Die Liberalen wimmern: Taktlosigkeit! Herr von Hertling aber und seine Freunde sind hochbeglückt, dem lieben Gott durch ein geschicktes Kunststück zu seinem Rechte verholphen zu haben.

Dem König Otto sind laut Kundgebung des Königs Ludwig alle Titel und Ehrenrechte der Majestät verblieben. Wir erfreuen uns nun also im Lande Bayern zugleich zweier Könige. Wie sie sich mit dieser Tatsache abfinden wollen, wird Sache der Monarchisten sein. Daß diese Spezies Zeitgenossen durch die geschilderten Vorgänge an Zahl zugenommen haben, wird füglich bezweifelt werden dürfen. Weder in Braunschweig, wo Familiensentiments, noch in Bayern, wo wesentlich Interessen rechnerischer Natur zur Neubesetzung des Thrones geführt haben, dürfte das monarchische Prinzip erheblich an Zutrauen gewonnen haben. Es wird sich aber für diejenigen, die nun zu einer Revision ihrer dynastischen Gesinnung bestimmt wurden, die Frage erheben, ob sie jetzt gleich für die Einführung der republikanischen Staatsform in allen monarchischen Ländern vom Leder ziehen sollen.

So zuverlässig behauptet werden kann, daß die Republiken vor vielen Unzuträglichkeiten der Monarchieen geschützt sind, so wenig darf man doch verkennen, daß die eigentlichen Uebelstände in allen Ländern überhaupt nicht in der politischen Organisationsform begründet sind. Der Kapitalismus blüht unabhängig von den politischen Herrschaftsinstitutionen und macht sich in jedem Lande die bestehende zunutze. Der Revolutionär hat seine Waffen gegen Kapital und Ausbeutung zu schärfen und seinen Spaten für den Aufbau sozialischer Kultur zu bereiten. Im Kampfe für neue Formen der Arbeit und des

Ausgleichs wird sich der Boden unter den Füßen der Staatsbeherrscher von selber lockern.

Manchmal freilich kann es nützlich sein, an geeigneten Beispielen darzutun, welche Wandlungen der Königsgedanke seit den Tagen der Mythen und Märchen bis zu unserer Zeit durchgemacht hat. Unsere Fürsten sind weder die Halbgötter der Vorzeit noch auch die Tyrannen der älteren Geschichte. Darum braucht niemand mehr die Könige zu hassen oder zu beneiden, und wem's Freude macht, der mag ungestört sein Haus beflaggen und in die Gassen jubeln: Habemus regem!

Münchener Theater.

Die mehrfach angekündigte Absicht, eine zusammenfassende Kritik der Aufführungen des Künstlertheaters zu schreiben, muß ich leider aufgeben. Die Saison des Theaters ist längst beendet, und eine so spät nachhinkende Aufzählung der einzelnen Leistungen erscheint zwecklos. Nur ein paar kurze Sätze mögen das Verhältnis kennzeichnen, in dem ich zur Regieführung des Herrn Franz Zavrel stehe. Seltsamerweise ist ja von Berlin aus so nachdrücklich gegen die Arbeit dieses Regisseurs Stimmung gemacht worden, daß eine Stellungnahme nötig erscheint. Ich habe Herrn Zavrels Leistungen in der Regel recht tüchtig gefunden. Besonderer Anlaß zu ekstatischer Bewunderung war nie gegeben, ebenso wenig aber irgend welcher Grund zu wütender Befehdung. Die Leistungen waren unterschiedlich, manche dürftig, andere wieder sehr respektabel. Im großen ganzen hatte ich den Eindruck, daß Herr Zavrel mit vielem Nutzen Reinhardt'sche Inszenierungen studiert hat, und das Gelernte in eigener Weise anzuwenden versteht. Da wir in München ja nicht eben mit überragenden Regieleistungen verwöhnt werden, konnte man sich den Direktor des Künstlertheaters im allgemeinen gern gefallen lassen.

Zu meinem großen Bedauern muß ich es mir auch versagen, die zahlreichen Premieren der verschiedenen Theater, deren Besprechung ich seit Monaten vernachlässigt habe, im einzelnen nachträglich Revue passieren zu lassen. Eine vier Wochen lange Abwesenheit von München gerade zu Beginn der Winter-

saison hat mich eine Reihe Premieren versäumen lassen, und die meisten der inzwischen aufgetauchten Stücke sind schon wieder vom Repertoire verschwunden, so daß sich ein Eingehen darauf von selbst erübrigt.

Ganz willkürlich greife ich nur ein paar Aufführungen aus der allerletzten Zeit heraus in der Hoffnung, von jetzt ab wieder mit größerer Regelmäßigkeit Theaterreferate bringen zu können.

Im Schauspielhause fand die Uraufführung eines neuen Werkes von Max Halbe statt: „Freiheit. Ein Schauspiel von 1812“. Ich gehöre zu denen, die zu starke und gute Erlebnisse von Halbes älteren Dramen empfangen haben, um nach ein paar schwächeren Arbeiten an jedes neue Werk mit der Wollust des Scharfrichters herantreten zu mögen. Ich kann nun einmal nicht finden, daß das Mißlingen eines Werkes oder selbst deren mehrerer ein unsühnbares Verbrechen darstellt, um so weniger, wenn — wie Max Halbe — der Verfasser noch im schwächsten Drama den Dichter verrät. Mit großer Freude aber verzeichne ich es, wenn ich in einer neuen Arbeit den alten Dichter auf neuem Anmarsch wiederfinde.

Das ist in „Freiheit“ der Fall. Mit diesem Schauspiel hat Max Halbe seinen Anteil zu der Jahrhundert Erinnerung des letzten Jahres beigebracht. Daß er das nicht in der Form eines Festspieles mit allegorischem Zuckerwerk getan hat, sondern in einem selbständigen Drama, in dem nur das Milieu und die Verwobenheit der Handlungen immer wieder an die geschichtlichen Begebenheiten jener Zeit gemahnen, macht das Werk schon in der Gesinnung sympathisch. Es geht ein patriotischer Zug hindurch, der sich nie aufdringlich in den Vordergrund stellt, der sogar nie so stark hervortritt, daß dadurch die Schicksale der handelnden Personen überschattet würden. Aber die Zeitereignisse sind doch stark genug hervorgehoben, um durch sie die Einzelschicksale überreichlich durcheinander zu würfeln und um aus ihnen die zahlreichen dramatischen und tragischen Spannungen erwachsen zu lassen. Ueberreichlich sind die Verquickungen von Geschehnissen. Das ist ein Fehler. Das ist aber zugleich der große Vorzug des Schauspiels. Die meisten Dramen unserer Zeit kranken an Mangel an Konfliktstoffen. Sie sind zu dünn, und die Dramatiker tun sich selbst zu leicht, indem Sie ein Konfliktchen hernehmen und in sorgfältiger psychologischer Zergliederung zu einer Lösung führen. Halbes Stück hat den entgegengesetzten Fehler. Es ist zu

reich an stofflichem Inhalt Immer neue Probleme und neue Erschütterungen entstehen aus den Wirrnissen der Zeit. Darunter leidet die Konzentration, und zum Schluß bleibt dem Dichter nichts anderes übrig, als unter Ausscheidung alles Beiwerks, unter Ausscheidung auch des patriotischen Grundmotivs ein paar Konfliktsfäden zusammen zu greifen und zu katastrophischer Auflösung zu bringen.

Da ist die Tragödie der jungen Friederike Ahrenfeld, der natürlichen Tochter des Danziger Senators van Steen, die dessen legitimen Sohn Karl August liebt, bei ihrem Halbbruder aber keine Gegenliebe findet und sich aus Verzweiflung darüber und um nicht von ihrer Mutter an alle in deren Krug kampferenden Soldaten verkuppelt zu werden, dem bayerischen Rittmeister von Thanstein in die Arme wirft. Da ist Gustav, der Sohn des van Steen'schen Gutsverwalters, der in seinem glühenden Haß gegen Napoleon nach Rußland geht, dann zurückkommt und als Hochverräter zum Tode verurteilt wird. Da ist jener Karl August in seinen Konflikten mit dem franzosenfreundlichen Vater und all den Aengsten und Zweifeln, die die Wirrnisse seiner Zeit in dem Jüngling aufwecken. Zwischen allen diesen Problemen, deren jedes zu einem eigenen Drama ausgereicht hätte, die Abenteurerfigur des Chevalier Domanski-Peranini, die Nöte des Danziger Bürgertums, die Soldatenszenen und was noch alles. Das ist eine Fülle von Stoffen, die den Erfolg eines Stückes gefährden kann, die den Erfolg dieses Stückes aber gerade bewirkt hat. Der Ausgang des Dramas, das sich schließlich ganz auf das Schicksal Karl Augusts und seines Freundes Gustav hin zuspitzt, und in dies Schicksal alle Fäden des Dramas verstrickt, ist von großer dramatischer Kraft. Vorzüglich gelungen ist besonders die Szene, in der die beiden zum Tode verurteilten jungen Leute in Erwartung der Exekution die bedrängten Herzen voreinander ausschütten. Die Seelenqualen des jovialen Thanstein, der die Hinrichtung an den beiden vollziehen soll, sein Schmerz vor der Leiche Friederikes, die beim Versuch, den heimlich geliebten Karl August durch eine Gewalttat zu befreien, das Leben lassen muß, endlich der innere Kampf des alten van Steen, als das Schicksal seines Sohnes in seine Hand gelegt wird, und sein Entschluß, den Sohn mitsamt dem Freunde freizugeben, — das sind ganz starke dramatische Effekte, wie sie nicht viele moderne Dramen aufzuweisen haben. Kommt hinzu die vorzügliche Disposition des ersten Aktes und die außerordentlichen sprachlichen Feinheiten, die, wie in allen Stücken

Halbes, auch in „Freiheit“ reichlich zu finden sind, so rechtfertigt sich der unbestrittene Erfolg, den das Werk beim Publikum fand, und der ihm wohl auch anderswo zuteil werden dürfte.

Gewiß ist ein Teil dieses Erfolges auch der Darstellung zu danken, in der sich besonders Fräulein Woiwode als Friederike auszeichnete. Auch die Herren Günther (Karl August) und Weydner (Gustav) standen gut auf ihren Posten. Ebenso verdient Herr Randolf lobende Erwähnung, der allerdings den bayerischen Offizier in ausgesprochen österreichischem Jargon reden ließ, und Herr Jessen interessierte in der Episodenrolle des Chevalier Domanski. Die langen Striche, die die Regie vorgenommen hatte, erwiesen sich für die Darstellung vorteilhaft, wie denn die ganze Aufführung ein etwas höheres Niveau hielt, als im Schauspielhause üblich ist.

Auch von der letzten Uraufführung des Schauspielhauses kann mit Anerkennung gesprochen werden. Sie galt dem neuen Werk Paul Apels „Gertrud. Tragödie des Herzens.“ Diese Arbeit leidet am entgegengesetzten Fehler wie die Halbesche: an Handlungsmangel. Mit feinen klugen Worten wird hier einer unter der Oberfläche zerbrochenen Ehe nachgespürt, — aber eben mit Worten. Gewiß interessieren diese Menschen, interessiert vor allem dieser Mann, der die Frau nicht mehr liebt, es sie aber aus Feingefühl und Rücksicht nicht merken lassen will. Aber es ist zu viel Literatur in dem Stück, und zu wenig Kraft. Der saubere Geist, der hier gearbeitet hat, ist überall spürbar und macht die Dichtung sympathisch. Aber man hätte mehr Selbständigkeit und Sicherheit wünschen mögen. „Gertrud“ ist, bei allem Eigenwert, die der Tragödie innewohnt, ein wenig aus „Einsame Menschen“ und „Rosmersholm“ zusammengeschnitzelt. Paul Apel hat bisher in seinen Komödien besseres geleistet, — immerhin ist das Trauerspiel, mit dem er sich jetzt vorgestellt hat, eine so feine und anständige Arbeit, daß auch auf diesem Gebiete noch recht Gutes von ihm zu hoffen bleibt.

Als Regisseur hat der Dichter nicht gut abgeschnitten. Es war ein Hinschleppen des Spiels, das die Mängel des Stückes stärker hervorhob als die Vorzüge. Die Schauspieler beflößigten sich einer Ueberdeutlichkeit in Ausdruck und Gesten, die manchmal peinlich wirkte. Eine wirklich schöne Leistung bot nur Frau Glümer in der Rolle einer älteren Dame.

In den Kammerspielen gab es die für Deutschland erste Aufführung eines Dramas des neuerdings in allen Tonarten ge-

priesenen Briten Galsworthy „Justiz“. Das war eine rechte Enttäuschung, und man fragt sich vergeblich, worauf sich denn eigentlich nach solcher Leistung der Ruhm dieses Dichters gründen mag. Ein junger Bankbeamter unterschlägt eine größere Summe, um damit einer geliebten Frau zu helfen, die unter den Roheiten ihres Ehemannes stöhnt. Er wird zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, die er absitzt. Dieser Inhalt füllt drei Akte, von denen der erste — ohne die Beziehung zu der Frau auch nur obenhin zu verdeutlichen —, die Disposition gibt, der zweite eine unendlich langwierige englische Gerichtsverhandlung, wie man sie im Münchener Justizpalast jeden Tag viel interessanter hören kann, und der dritte Szenen aus einem Gefängnis, die nicht auf die Bühne, sondern in ein Kriminalmuseum gehören. Diese beiden Akte bringen die Handlung nicht eine Spur vorwärts. Aber bei Philippi sehen wir uns wieder! denkt der Autor — und richtig: der vierte Akt wird dann mit einer Rührtragik hingebumst, wie wir sie ähnlich nur bei Felix Philippi gewöhnt sind. Warum man dieses Spektakel von England importieren mußte, ist unerfindlich. Erfreulich war bei der ganzen Bemühung nur, daß die Rolle des neurasthenischen Wechselfälschers Herrn Kaiser zu einer bemerkenswerten schauspielerischen Leistung Gelegenheit gab.

Bemerkungen.

Richard Dehmel. Wir mögen heute, wo er fünfzig Jahre alt ist, dem Lebenswerk Richard Dehmels ablehnend oder zweifelnd gegenüberstehen, — was dieser Dichter uns Jüngeren gegeben hat, als wir anfangen, uns umzuschauen, das darf ihm nie vergessen werden. Angefüllt mit der Schulstubenlyrik Unlands und Geibels traten wir neugierig ins Leben hinaus und erlebten mit staunender Bewunderung die heiße Kunst Lilienrons und Dehmels. Das waren ganz neue Klänge, das war persönliches Bekenntnis und wilde Musik, und wir zitterten in dem Gefühl, ein großes Neuwerden mit anzusehen und mühten uns in Stunden der Versenkung, den neuen Vorbildern nachzustreben. — Es ist das Schicksal fast aller reinen Lyriker, daß sie (trotz der Ausnahmen Goethe und Hölderlin) früh am Ziele ihrer Entwicklung sind. Kommt hinzu, daß junge Talente an gewordenen Größen emporwachsen und daher Vergleiche entstehen, wo vorher kritiklose Verehrung war. Richard Dehmels künstlerische Höhe war schon in frühen Werken erreicht. Seine „Erlösungen“ und „Aber die Liebe“ sind später

von ihm nicht mehr übertroffen worden. Das ist kein Tadel, denn die Schönheiten dieser Bücher bestehen fort, und sie sind köstlich genug, um ehrliche Herzen zu dankbaren Glückwünschen für den Dichter zu stimmen.

Korruption. Der zweite Krupp-Prozeß ist nun glücklich auch überstanden, und wenn sich die verurteilten Herren bei den aufgebrummt Strafen beruhigen, ist zu erwarten, daß der bekannte Ehrenschild der Firma Krupp in vierzehn Tagen wieder ebenso blank leuchten wird wie ihre Kanonenrohre. Das lehrreichste Ergebnis der Verhandlungen war die Erfahrung, wie anspruchsvoll die deutschen Patrioten nachgerade in ihrer Beurteilung unsauberer Handlungen geworden sind. Hier soll Korruption zutage getreten sein? I Gott bewahre! Wer für seine Bestechungen keine Hunderttausende ausgibt, sondern nur Zwanzigmarkstücke und eß- und trinkbare Naturalien, der ist kein Panamist! Früher war die Ansicht vorherrschend, daß der Begriff der Bestechlichkeit nicht von der Höhe des Kaufpreises abhängig sei und daß eigentlich, wer billig zu haben sei, einen unsichereren Kantonisten vorstelle als der, der wenigstens auf lohnende Vergütung hielt. Da müssen wir jetzt halt umlernen. Da die deutschen Rechtslichkeitsbegriffe bekanntlich für alle Welt vorbildlich sind, wird es sich vielleicht empfehlen, wenn die patriotischen Zeitungen, die in den Brandt'schen für die deutsch-nationale Renommierfirma Krupp begangenen Manipulationen keine erheblichen Ehrenrührigkeiten erblicken, einen Preiskurant aufstellten, nach dem sich Seelenkäufer richten können, um mit Hilfe sparsamer Finanzwirtschaft dem Vorwurf der Korruption auszuweichen.

Gottseidank ist ja auch Deutschland nicht die einzige Brutstätte der Sittenverderbnis. Das treu verbündete Oesterreich hat seine eigene anmutige Korruptionsaffäre. Da treiben hohe Beamte und Abgeordnete — liberale und klerikale, semitische und antisemitische finden sich hier freudwillig beieinander — einer Schiffahrtsgesellschaft fahnenflüchtige Auswanderer als Kundschaft zu. Dabei ist aber doch entschuldigend zu vermerken, daß wenigstens nicht bloß die kapitalistische Firma und die von ihr bezahlten Politiker Nutzen von der Prozedur hatten, — sondern vor allem die Handelsobjekte, denen das große Wasser jedenfalls angenehmere Luft in die Nase weht als unser teures Nachbarland gegenwärtig zur Verfügung hat. Demnächst wird ja wohl der Prozeß in Wien steigen. Was er auch für Tatsachen ans Licht ziehen wird, die Feststellung wird jedenfalls nicht ausbleiben, daß von einem Panama selbstverständlich gar nicht die Rede sein kann.

Ritualmord. Was muß eigentlich geschehen, damit das Fischblut Europas einmal in Wallung gerate? Da sitzt vor den Geschworenen in Kiew ein armer Jude und soll sich wegen Mordes verantworten. Seine Gegner — voran ein russischer Staatsanwalt — behaupten, er habe einen Christenknaben um-

gebracht, um dessen Blut in Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenossen in religiöser Zeremonie zu genießen. Diese Behauptung wird aufgestellt, obwohl der Aberglaube vom Ritualmord seit hunderten von Jahren widerlegt ist und findet, selbst in Deutschland, Verbreitung, obwohl es gerade im Falle Beilis evident ist, daß der ganze Prozeß eine Zettelung „echt russischer Leute“ ist, um Gelegenheit zu einem neuen Pogrom zu erhalten. Dies alles läßt unsere Zeitgenossen kalt. Sie werden es mit dem süßen Gruseln, das Sensationsangelegenheiten hervorruft, in den Zeitungen lesen, wie im Osten Europas Horden christlich-patriotischer Russen in den Städten von Haus zu Haus ziehen, die Juden herausholen und unter scheußlichen Martern zu Dutzenden ermorden werden, ohne die Kinder zu schonen und ohne die Frauen und Mädchen zu verschmähen. Sie werden in den nächsten Tagen ohne Emotionen erfahren, ob Beilis als schuldig verurteilt oder als unschuldig freigesprochen wird, und davon mit der Seelenruhe Kenntnis nehmen, die einen erfüllt, wenn beim Patiencelegen die Karten aufgehen oder nicht.¹⁾ Sie wundern sich, daß der Fall in Westeuropa überhaupt interessiert und geben den antisemitischen Blättern recht, die den Juden vorwerfen, sie machten eine Kiewer Lokalangelegenheit zur Sache des internationalen Judentums. Mit Verlaub: der Beilisprozeß ist in der Tat eine Sache des internationalen Judentums, da die scheußliche Beschuldigung des Ritualmordes jeden trifft, der dem Judentum angehört. Und der Prozeß wäre ebenso eine Sache des internationalen Christentums, wenn an der Beschuldigung eine kleinste Spur Wahrheit wäre. Wem jüdisches Blut durch die Adern läuft, weiß, daß das nicht der Fall ist, weiß es mit der gleichen absoluten Sicherheit wie der Angeklagte und seine Ankläger. Deshalb ist es Pflicht aller, die wir Juden sind, uns in solchem Augenblick unserer Herkunft und unserer Zugehörigkeit zu erinnern und zu verlangen, daß die Anklage, gegen die sich Beilis verteidigen soll, gegen uns alle erhoben wird. In diesem Moment darf es keine orthodoxen und liberalen, keine getauften und ausgetretenen, keine europäischen und asiatischen Juden geben. In diesem Moment weiß ich mich mit jedem galizischen Pferdehändler solidarisch, wie sich Spinoza oder Heinrich Heine ihm solidarisch gewußt hätten. Die immer wiederkehrende Verleumdung der Juden als Christenmörder ist ein fester Bestandteil der Judenverfolgung überhaupt. Der Antisemitismus ist die schimpflichste und gemeinste Bewegung aller Zeiten. Aller Friede und alle Menschenwohlfahrt kann nur erreicht werden durch die Verbündung der Völker in gemeinsamen Bestrebungen. Der Antisemitismus verhindert diese Entwicklung, da er systematisch ein Volk bekämpft, das, zwischen alle Völker verstreut, an der Kultur aller Völker den stärksten Anteil hat. Sein Kampf ist kein ehrliches Draufgehen mit sauberen Waffen, sondern ein schleichendes Verleumden. Der Antisemitismus ist der ehrloseste Kampf, der je geführt wurde.

¹⁾ Der inzwischen erfolgte Freispruch ändert so wenig an den antisemitischen Ritualmordmärchen wie an den daraus gezogenen Rückschlüssen.

Das starre System. Mit der Explosion des neuen Marine-luftschiffes — ehe die Kränze auf den Gräbern der beim Untergang seines Vorgängers Verunglückten welk waren — ist nun die Hälfte aller nach Zeppelinischem System gebauten Lenkballons vernichtet. 28 Leichen. Der Witz über die nach starrem System organisierte Ueberzeugungskraft unserer Patrioten, nach der diese unentbehrliche Kriegswaffe die Herrlichkeit selbst ist, erstirbt auf den Lippen. Man denkt mit Schauern daran, daß die noch funktionierenden Zeppeline nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit samt und sonders das gleiche Schicksal haben werden und fragt sich bloß immer erstaunt: warum protestiert das deutsche Volk nicht endlich, für dessen Geld man jede dieser Mordmaschinen erst aufbaut und dann kaputt gehen läßt? — Aber nein, wir wollen unsere Zeppeline haben, daß der Eibfeind sich vorsehen soll! Der neueste Mumpitz ist, daß die Schuljungen anfangen, für einen neuen Explosionskasten Geld zu sammeln. Die Lübecker Gymnasiasten haben im Einverständnis mit ihrem Direktor einen Aufruf an die übrigen deutschen Pennäler losgelassen, worin um Geld geschnorrt wird für Deutschlands armen Kriegswaffenetat. Die Eltern müssen also blechen, — denn wie steht so ein armer Junge da, wenn er nicht einmal zu einem neuen Zeppelin etwas beisteuern will? Ich habe einmal dieselben Lübecker Schulbänke gedrückt, auf denen jetzt diese patriotische Fatzkerei ausgebrütet wurde. Ich kann wohl sagen, daß wir damals andere Dinge im Kopf hatten als Geldsammlungen für Kriegswerkzeuge, — und gottseidank waren es meistens Dinge, zu denen wir das Einverständnis des Direktors lieber nicht einholten.

Kurze Anfrage. Wann gedenkt der neue Herr Polizeipräsident aus der Reserviertheit seiner bisherigen Amtstätigkeit hervorzutreten? Bis jetzt wissen wir nur, daß er die „Arbeitswilligen (Streikbrecher darf man ja wohl nicht sagen) im Chauffeurstreik mit jener wohlwollenden Neutralität behandelt, die gegen eine Ueberanstrengung auf Gefahr der Fahrgäste und der Straßenpassanten nichts einzuwenden findet. (Den Autobesitzern, die die Forderungen der Chauffeure bewilligt haben, sei bei dieser Gelegenheit nahegelegt, ihre Fuhrwerke durch besondere Markierungsfähnchen oder Schilder äußerlich kenntlich zu machen. Viele Leute, die im allgemeinen streikenden Arbeitern nicht in den Rücken fallen, benutzen jetzt aus Gedankenlosigkeit oder Unorientiertheit die Dienste der Arbeitswilligen. Auch geben die Chauffeure auf direkte Fragen oft falsche oder verwirrende Antworten.) Im übrigen scheint Herr v. Grundherr in den Fußstapfen seines Vorgängers wandeln zu wollen. Die Lokalmisere nach 3 Uhr nachts besteht unter seinem Regiment unverändert weiter, und man hat bisher nicht vernommen, daß der Polizeipräsident bereits eine Aenderung des unmöglichen Zustandes im Sinne habe. Der Teil des Publikums, der sich seine Privatentschließungen nicht durch Schutzmannseingriffe beeinträchtigen läßt, wünscht nachgerade zu wissen, ob

das Heydtesche Verfahren auch fernerhin in Kraft bleiben soll oder ob zum 1. Januar Nachtkonzessionen in München vergeben werden. Die gänzliche Zurückhaltung des Polizeipräsidenten wird sich auf die Dauer nicht durchführen lassen, da man sie sehr bald als Aggressivität gegen die Wünsche des Publikums auffassen und behandeln könnte.

Notiz. Auf mehrfache Anfragen seit mitgeteilt, daß der im vorigen Heft angekündigte neue Gedichtband von Erich Mühsam voraussichtlich nicht vor Frühjahr erscheinen wird. Der Titel „Wolken“ steht noch nicht endgültig fest. Nähere Mitteilungen werden im „Kain“ erfolgen. Vorbestellungen werden schon jetzt beim Kain-Verlag entgegengenommen. **E. M.**

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN - VERLAG, MUENCHEN.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für fielehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlere,
firoseInduetrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III.

No. 9.

Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Der bunte Rock. — Münchener Theater. — Bemerkungen:
Rabindranath Tagore. — Vaterländisches — Grundherrliche
Zensur. — Die Weltordnung in Gefahr!

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer** führende Frauen allen Ständen, die der Welt, 32,00Pseud anderes Material, ca. 2130 Seiten mit staben, vornehmendes Geschenk,



Zeitgenossen, und Männer aus Staatsoberhäupter donyme u. reiches aufgespeichert auf 14 Millionen Buchgebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeigenslexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 9,

München,
Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Der bunte Rock.

Als der zwanzigjährige Leutnant von Forstner (Zabern, 99. Infanterie-Regiment) im Mannöver sein Bett vollmachte, ahnte er schwerlich, daß aus der Selbsthilfe seines bedrängten Leibes ein Lärm und Gestank erwachsen werde, der von der stillen Lagerstätte des Landesverteidigers seinen Weg über Zabern und den Elsaß durch ganz Deutschland, Europa und die zeitunglesende Erde nehmen werde, und von dessen Erschütterung Regierungssitze und Kanzlerstühle ins Wanken geraten würden. Aber es ist so gekommen, und wir haben nun in aller Buchstäblichkeit die Illustration zu der Hyperbel, daß die Winde eines preußischen Leutnants als weltbewegende Stürme um die Fundamente von Recht, Gesetz und Ordnung brausen.

Der Fall ist zu lehrreich, für die Beurteilung der in Deutschland geltenden Auffassung von der Heiligkeit des bunten Rockes zu bedeutungsvoll, als daß man ihn nicht noch einmal in seinem ganzen erstaunlichen Verlauf darstellen sollte. Also der Leutnant

von Forstner hatte Malheur im Bett. Vielleicht hatte er abends zuviel getrunken, vielleicht hatte eine unruhige Auster in seinem Magen den Grabesfrieden nicht finden können, kurzum, er —, kurzum, ihm passierte etwas, was er diskret zu verbergen wohl nicht in der Verfassung war, kurzum: die Sache kam auf und sprach sich herum. Fröhlich kichernd gab einer dem anderen das Wort Bettschisser weiter, und unser Leutnant hatte seinen Spitznamen weg. Der Einfall, daß sich vielleicht eine Versetzung in ein anderes Regiment empfohlen hätte, kam Herrn von Forstner und seinen Vorgesetzten nicht in den Sinn. Vielmehr glaubte der junge Offizier, die verminderte Respektabilität durch erhöhte Schneidigkeit wettmachen zu müssen. Die Instruktionsstunde der zwar schon uniformierten, aber noch uninformierten Rekruten gab dazu erwünschte Gelegenheit. Hier konnte sich der forsche Jüngling an der Kakophonie des Ausdruckes „Wackes“ weiden, das der in schrankenlosem Machtbewußtsein geblähte Preuße den wehrlosen Elsässern möglichst oft an den Kopf warf. Wackes bedeutet im Elsaß so etwas wie Strolch, Zuhälter, Mistkerl, was man in Bayern Luki, in Sachsen Lumich, in Nordwestdeutschland Butjer, in Ostpreußen Lorbaß und in Berlin ne dufte Nummer nennt. Herrn von Forstners Rekruten mußten also antreten und erklären: „Ich bin ein Wackes!“ Wenn der Leutnant das hörte, freute er sich, und er lebte seine Phantasie nach jeder Richtung aus, indem er die armen Teufel auch noch gegen die Wackes außerhalb der Kaserne scharf machte und eine Prämie von zehn Mark demjenigen zusicherte, der einen Wackes totsteche. Ein dienstefriger Sergeant gelobte seinerseits, noch einen Taler draufzulegen. Ferner empfahl Herr von Forstner den Leuten, auf die französische Fahne zu scheißen, als für welche er in jenem Manövertraum sein Bettlaken gehalten haben mochte.

Solcherart waren die Belehrungen, die die neu eingestellten Soldaten als erste Eindrücke ihrer jungen Würde zum Besuch bei Vater und Mutter mitnahmen, als allererste Eindrücke: denn die eigentlichen offiziellen Verhaltungslehren hatten sie noch nicht gehört nicht einmal die, daß sie — eine, wie man sieht, vorsichtige Bestimmung — über alle Interna des Kasernenlebens draussen zu schweigen haben. Sie schwiegen aber nicht. Sie schwiegen schon aus Angst um das Leben ihrer Angehörigen nicht. Denn sie hatten erfahren, daß sie in den Augen des Vorgesetzten Wackes seien — sie hatten sich ja selbst so melden müssen —, mußten also schließen, daß auch ihre Angehörigen Wackes seien, und wußten, daß die Erstechung eines Wackes als verdienstvolle Tat angesehen würde. Wer garantierte ihnen, ob nicht ein nach den Knöpfen strebender Kamerad, der auch den Wert von dreizehn Mark zu schätzen wüßte, ihren Vater, ihren Bruder, ihren Freund als Objekt seiner Tapferkeit ausersehen möchte! Sie erzählten also, was der Herr Leutnant sie gelehrt hatte. Kein Wunder, daß sich die Angelegenheit herumsprach, und daß sich Zabern beunruhigt fühlte. Die Zaberner scheinen friedliche Leute zu sein. Sie haben erst später erfahren, daß sich auf Beunruhigungen, auch wenn sie sehr geringfügig sind, recht blutig reagieren läßt. Sie selbst begnügten sich damit, zu schimpfen, sich in aufgeregten Gruppen zusammenzustellen, und wenn der Herr von Forstner vorbeikam, dann fiel auch wohl aus Kindermund das Wort Bettschisser.

Damit war der Fall publik geworden, und begann gleicherweise die dem Leutnant von Forstner vorgesezte Militärbehörde wie die um ihre Lebenssicherheit besorgte Bevölkerung des Elsaß zu beschäftigen. Der Regimentskommandeur von Zabern, Herr Oberst von Reuter, wandte sich an den in Straßburg residierenden General von Deimling, den hurrafrohen

Hererobezwinger und Franzosenfresser, — und der, der das Land, in dem er lebt, als Feindesland zu betrachten scheint, gab den Befehl: Bloß nichts gefallen lassen! Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen! Die Spitzen der Bajonette — etc. in bekannter Melodie. Die anderen mobilisierten Presse und Reichstag.

Am Königsplatz in Berlin gab es nun eine „kurze Anfrage“, und der neue Kriegsminister, Herr v. Falkenhayn, beantwortete sie mit jener preußischen Schneidigkeit, die uns von jeher verpflichtet hat, beim Anblick einer Offiziersuniform die elende Jammerbarkeit unseres Zivilistendaseins einzusehen und in des Königs Rock alle Weisheit und alles Schicksal des Weltgeschehens eingenäht zu wissen. Er entschuldigte den Leutnant von Forstner mit seiner goldenen Jugend (*jeunesse dorée*). Die gleichalterigen Rekruten, die roh beschimpft und deren Angehörige und Landsleute bedroht waren, wurden hingegen nicht entschuldigt. Ihnen wurde vielmehr strenge Bestrafung in Aussicht gestellt, weil sie — ohne noch von ihrer Schweigepflicht unterrichtet zu sein — von dem gesprochen hatten, was erst durch Publizität bedenklich schien. Der Kriegsminister ließ keinen Zweifel darüber entstehen, daß ihn nicht die Verfehlung des Offiziers, sondern nur ihr Bekanntwerden ärgerte. Er war offenbar der Meinung, daß es die Zaberner Wackes nicht das Mindeste angehe, ob sie erstochen würden oder nicht.

Am gleichen Tage, an dem der Chef der Armee sich also schützend vor seine forschenden Westmarkkolonisatoren stellte, ging Herr von Forstner in Zabern Schokolade einkaufen. Sein besorgter Oberst hatte ihn zu diesem Zwecke von vier Soldaten eskortieren lassen (ob es Wackes waren, ist nicht bekannt geworden), die sich mit aufgepflanztem Bajonett vor den Konfitürenladen aufpostieren mußten. Andere Leut-

nants spazierten in ebensolcher Begleitung durch die Stadt. Dies geschah, wie sich herausstellte, um den Einwohnern des Elsaß etwa noch vorhandene Beste ihres gallischen Humors auszutreiben. Denn als man im Publikum lachte, ging das Militär zu Arretierungen über, sintemalen der Regimentskommandeur davon überzeugt war, daß Verhaftungen von Soldaten vorgenommen werden müssen, sobald die Polizei den Grund dazu nicht finden kann. Vielleicht lag ihm auch daran, seine Kerls für den Kriegsfall im Gefangennehmen auszubilden.

Das Zaberner Straßenbild muß einen recht angenehmen Eindruck gemacht haben. Ein Rudel Leutnants geht spazieren, darunter Herr von Forstner. Spielende Kinder bemerken ihn und eins ruft „Bett-schisser“. Das Rudel Leutnants zieht die Plempen und jagt hinter den Kindern her, — ein wahrhaft kriegerischer Anblick. Fortbildungsschüler verlassen ihr Institut. Sie amüsieren sich über den heldenhaften Aufzug der bajonettgeschützten Säbelrassler. Da erscheinen auf der Bildfläche 50 Mann Füsiliere, stellen sich in zwei Gliedern auf, das vordere kniet nieder, die Leute legen auf die Schüler an, und unter Trommelwirbel ertönt die Aufforderung, sich zu zerstreuen. Wer nicht sofort verschwindet, wird festgenommen — im ganzen 27 Personen, darunter zwei Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die gerade einen Uebeltäter gegen die bürgerliche Ordnung verknallt haben.

Die Verhafteten werden im ausgeräumten Kohlenverließ der Regimentskaserne, dem sogenannten Pandurenkeller, untergebracht, einem stinkenden, dunklen Loch, von dessen Bestimmung zur Menschenbehausung sein Erbauer sich nichts hätte träumen lassen. Es fehlte alles, was den Aufenthalt hätte möglich machen können. Selbst die Tätigkeit, zu der dem beleidigten Leutnant im Manöver ein Bett zur Ver-

fügung stand, mußte in aller Gegenwart in einer Ecke des Lokales vollzogen werden. Hier wurden die Sünder eine ganze Nacht hindurch festgehalten. Leider hatte man die Juristen vorher freigelassen. Gerade für sie, denen das Verhängen von Freiheitsstrafen Lebensberuf ist, wäre die Erfahrung am eigenen Leibe vielleicht sehr nützlich gewesen. Ich habe schon früher einmal angeregt, daß jeder Staatsanwalt und jeder Richter, ehe ihm sein Amt übertragen wird, ein Jahr Zuchthaus absitzen sollte, damit er weiß, was er tut, wenn er andere Leute verurteilt.

Die kollerig gewordene Soldateska hatte damit noch nicht ausgetobt. Sie setzte ihre Jagd auf lachende Kinder fort, drang in Häuser ein, verhaftete einen neunjährigen Jungen und ein vierzehnjähriges Mädchen, und der erste Held, Herr von Forstner, schlug bei einer Säbelattacke auf spielende Kinder in einem benachbarten Dorfe einem lahmen Schuster-
gesellen eine tiefe Wunde in den Kopf.

Mit Erstaunen und mit Grauen vernahm man im ganzen Lande und weit darüber hinaus von den Zaberber Wundertaten. Obwohl Zabern eine der wenigen altdeutschen Städte des Elsaß ist, mußte — besonders in Frankreich — der Verdacht platzgreifen, daß es sich um beabsichtigte Provokationen des französischen Volkes handle, zumal der Krach in unmittelbarem Anschluß an freche Beschimpfungen der Fremdenlegion und der französischen Fahne erfolgte, und der Oberst von Reuter ausdrücklich Öffentlich erklärte, daß er auf höheren Befehl handle, und zumal alle Bemühungen der Zivilbehörde, Ruhe und Sicherheit zu schaffen, an der gegen Krüppel und Kinder entfesselten Heldenhaftigkeit des bunten Rockes scheiterten. Die simpelste Psychologie macht es ja begreiflich, wenn alte Militärs wie jener kampf-
begierige General von Deimling nach 43 Friedens-
jahren allmählich zur Erkenntnis ihrer eigenen

Ueberflüssigkeit kommen und jetzt, wo eben die Machtstärke der Armee dank dem Entgegenkommen des Reichstags gewaltig erhöht ist, jede Gelegenheit — und sei es nur der auf Tatsachen gegründete Spitzname Bettschisser — willkommen heißen, um den Nationalstolz des „Erbfeindes“ zu verletzen. Dazu, daß das wütende Hineinprügeln in die elsässische Bevölkerung nur dazu taugt, in den nachgerade an die preußischen Naturalisationsmethoden gewöhnten und in ihr Schicksal ergebenen Grenzbewohnern die Sehnsucht nach der Franzosenzeit mit einem Schlage wieder lichterloh anzuflammen, hat die Einsicht der reichsländischen Patrioteska nicht ausgereicht.

Natürlich ging es nach den anmutigen Vorfällen im Reichstag hoch her. Außer den Sinnes- und Stammesverwandten der Deimling, Reuter und Forstner waren die Volksvertreter alle einig in der strengsten Verurteilung der Ereignisse und des in ihnen zutage getretenen Systems. Besonders fand der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach so energische und klare Worte, wie man sie in deutschen Parlamenten überall selten hört. Anders die Regierungsvertreter. Herr von Bethmann-Hollweg, des eisernen Kanzlers lederner Nachfolger, stümperte eine Rede zusammen, in der Gesetzesübertretungen des Militärs zugegeben, aber mit dem Verhalten des Zivils entschuldigt wurden. Der Sinn des Gestammels war der, daß in Deutschland das Volk zu kuschen hat, wenn ein Leutnant kommandiert, und daß die Gesetze des Landes ohne Wirkung sind, wenn ein Oberst sie als schlecht befindet. Deutlicher, schneidiger, unverhüllter gab dann Herr von Falkenhayn der gleichen Meinung Ausdruck, wobei er es an Entrüstung über die Zaberaner und ihre Presse nicht fehlen ließ. Wer sich Beschimpfungen und Bedrohungen von Offizieren nicht gefallen läßt, der beschmutzt des Königs Rock. Des Königs Rock aber darf nicht beschmutzt werden

(über die Behandlung von Betten verlautbarte nichts). Wenn man jedoch nicht will, daß das Militär die Bürger von der Straße weg in den Pandurenkeller schleppt, dann müsse man gewärtig sein, daß einem ein Leutnantsdegen in den Leib gerannt wird.

Unsere guten Parlamentarier haben sich über die beiden Regierungsreden höchlich aufgeregt. Ja, sie haben sich dazu aufgeschwungen, dem Reichskanzler mit riesiger Mehrheit ihr Mißtrauen zu votieren. Das ist nicht viel, zeugt aber von bravem Willen. Erreicht wird damit gar nichts. Denn zu gleicher Zeit, wo auf Grund einer Parlamentsabstimmung in Paris der Ministerpräsident Barthou von der Bildfläche abtrat, tat der lange Theobald im deutschen Reichstag einen Ausspruch, der ihn zum erstenmal nicht von aller Staatsklugheit verlassen scheinen ließ. Er erklärte, den Ernst der Stunde nicht darin zu erkennen, daß ihm der Reichstag seine Mißbilligung ausspreche, und zeigte sich damit für seine Person der prekären Situation praktisch durchaus gewachsen. Wenn es jetzt heißt, die Stellung des Kanzlers sei trotzdem erschüttert, ja, wenn sogar Beschwichtigungserklärungen ergehen, wonach Herr von Bethmann nicht gesagt habe, was er hätte sagen wollen, und Herr von Falkenhayn gesagt habe, was er nicht hätte sagen wollen, so mögen sich die Reichsboten auch darauf nicht zuviel einbilden. Das sind Stimmungsreaktionen, die nicht am Königsplatze, sondern in Donaueschingen ihren Ursprung haben. Ueber Beschlüsse des Reichstags, der erst vor ein paar Wochen der jetzt so hart befehdeten Armee die haarsträubendste Bereicherung zugebilligt hat, die je ein Volk für sein Heer hat aufbringen müssen, stolpern bei uns keine Minister. Kommt in sechs Wochen — vielleicht veranlaßt durch eine Volkserregung in Frankreich wegen der Zaberener Skandale — eine neue derartige Forderung, dann ist alles vergeben und vergessen, und der Reichstag hilft von neuem die Blutschraube fester drehen.

Wird das Parlament die Konsequenz aus seinem Verhalten ziehen? Wird die Empörung gegen die Ueberhebung des bunten Rockes solange vorhalten, bis das Reichsbudget zur Bewilligung steht? Werden die Herren dem aufsässigen Kanzler sein Gehalt, dem Kriegsminister den Heeresetat verweigern? Werden die Sozialdemokraten den angedrohten Proteststreik in Elsaß-Lothringen durchführen? Oder werden sie sich damit begnügen, Massenversammlungen zur Annahme von Resolutionen zu kommandieren, um die kein Mensch sich kümmert? Wir wollen es abwarten, ohne uns Hoffnungen zu machen. Bis jetzt sind in Deutschland großen Worten noch niemals große Taten gefolgt.

Das aber liegt daran, daß wir uns entwöhnt haben, in betrübenden Einzelercheinungen Symptome eines unmöglichen Systems zu erkennen. Es ist nicht wichtig, ob ein zwanzigjähriger Leutnant in der Instruktionsstunde dummes Zeug daherredet. Wichtig ist, daß das dumme Zeug sakrosankt wird, sobald es ein Leutnant gesagt hat. Wichtig ist, daß man einem dreiviertelwüchsigen Jüngling eine scharf geschliffene Waffe umhängt und ihn durch patriotische Phrasen in den Glauben versetzt, er sei eine geweihte Persönlichkeit, ein höherwertiger Mensch, der vor dem Leben der misera plebs keinen Respekt zu haben braucht. Bedenklich und gefährlich ist die Rolle, die man den bunten Rock in unserem gesellschaftlichen Leben spielen läßt. Verhängnisvoll ist, daß durch die Bevorrechtung des Militärs die Begeisterung für den Krieg gefördert wird.

Dem muß entgegengearbeitet werden. Bei den Kindern fangen die Patrioten an zu arbeiten. Bei den Kindern sollten auch die Antimilitaristen anfangen. Ihnen muß gesagt werden, daß Krieg Mord ist. Ihnen muß der Haß und der Abscheu gegen den Mord eingepflanzt werden, ehe die kriegerische Phrase von

ihrem Gemüt Besitz ergreift. Weihnachten steht vor der Tür. Wer seine Kinder vor Kriegslust und Grausamkeit beschützen will, der schenke ihnen zu dem Fest, an dem es heißt „Friede auf Erden“, keine Bleisoldaten, keine Uniformen, Flinten, Säbel, Helme, Festungen oder ähnliches militaristisches Werbespielzeug. Es gibt genug schöne Sachen, an denen ein Kinderherz sich reiner erfreuen kann. Die Arbeiter aber seien daran erinnert, daß auch sie helfen können, in revolutionärer Weise gegen Militarismus und Kriegslust zu wirken. Sie mögen sich fernhalten von jeder Arbeit, die Rüstungszwecken dient. Sie mögen in ihren Kreisen dafür agitieren, daß die Kriegsindustrie aus dem Arbeitermangel nicht herauskomme. Kein Arbeiter, der auf sich hält, sollte in eine Militärwaffenfabrik eintreten, keiner Militärschneider oder Militärschuster werden. Für Kasernenbauten sollten keine Maurer gefunden werden, keine Zimmerleute, keine Dachdecker, keine Glaser. In diesen Tagen, wo bis ins behagliche Rentnerheim alles über die Diktatur des Säbels stöhnt, scheint es an der Zeit, solche Probleme zur öffentlichen Diskussion zu stellen.

Es sind Utopieen — gewiß. Aber laßt uns erst anfangen, Utopieen zu haben, die Bedingungen, sie zu verwirklichen, werden sich dann schon einstellen. Wenn es möglich ist, daß die Magenrevolte eines jungen Leutnants Regimente versetzen, Regierungen stürzen und Kriegsgefahr heraufbeschwören kann, wie sollte es nicht eines Tages möglich sein, daß der Verstand der Menschen den Weg zu Glück und Wohlfahrt fände? Nur nicht verzagen! Nur nicht verzagen!

Münchener Theater.

Der provisorische Intendant des Hoftheaters, Herr Baron v. Frankenstein, hat seine besondere Eignung zur Nachfolge Speidels bisher nicht erkennen lassen. Mindestens das Schauspiel ist unter seiner Leitung in wahrhaft betrüblichem Maße in Stagnation geraten. Von dem Wagemut bei Annahme von Stücken, von der Entschlossenheit zu zeitgemäßer Regiekunst, von dem Eifer, die guten Schauspielkräfte des Hauses reichlich und sinngemäß zu beschäftigen, von all dem, was die Hofbühne vor Frankensteins Einzug zum wertvollsten Münchener Theater machte, ist nichts mehr zu spüren. Seit fünf Vierteljahren warten wir vergeblich, ob nicht endlich eine künstlerische Manifestation des Intendanten erfolgen werde, aus der seine Physiognomie erkennbar würde. Nichts ist erfolgt, garnichts. Wenn aber schon einmal die Ankündigung einer Aufführung Hoffnungen erweckte, dann kam der Premierenabend und mit ihm die Enttäuschung.

Georg Büchner sollte gefeiert werden. Das war Ehrenpflicht im Jahre seines hundertsten Geburtstags. Daß man sich dieser Ehrenpflicht bewußt war, ist gewiß anzuerkennen. Die Wahl der Stücke war ja nicht schwer. Drei dramatische Werke hinterließ der Dichter nur, als er mit 24 Jahren starb. „Leonce und Lena“ hatten die Düsseldorfer erst im letzten Sommer gespielt. Blieb also nur noch „Dantons Tod“ und das Fragment „Wozzeck“. Selten bin ich mit solcher Spannung und Vorfreude ins Theater gegangen, wie an dem Abend, an dem diese beiden herrlichen Werke auf dem Zettel des Residenztheaters angekündigt waren. Aber noch kaum je bin ich derartig deprimiert, ja empört aus dem Theater herausgekommen.

Es war natürlich schon unklug, zwei Stücke hintereinander zu spielen, deren jedes abendfüllend ist. Lieber hätte man auf eines überhaupt verzichten sollen, und jetzt kann man sagen: wäre „Wozzeck“ allein gegeben worden und diese „Danton“-Aufführung uns erspart geblieben, das Theater hätte dem Publikum, dem Dichter, den Schauspielern und sich selbst den größten Gefallen erwiesen. Dabei war die Bearbeitung des Werkes von Dr. Wolff verständnisvoll und sehr geschickt durchgeführt. Das Drama war in einer Weise zusammengestrichen und seine Auftritte zusammengeteilt, daß die Geschlossenheit der Handlung erreicht und die Verworrenheit vermieden wurde. Mit dieser Einrichtung in der Hand hätte ein brauchbarer Regisseur eine glänzende Aufführung zustande bringen können.

Es widerstrebt mir, die Vernichtungsarbeit, die Herr Dr. Kilian an der Tragödie verübte, im Einzelnen zu rekapitulieren. Ich müßte von der ersten bis zur letzten Szene abtragen, was er aufgebaut hat. Kein Tempo, kein Wechsel der Stimmungen, kein Zusammenklingen. Erfindungslos in den Einzelszenen und völlig von Gott verlassen, wo ihm Massenverwendung zugemutet wurde. Danton betritt das Gefängnis mit einer Bemerkung darüber, daß es schon übertoll ist. Die Ueberfülltheit des Kerkers von elenden, die Guillotine erwartenden Gefangenen wird im Münchener Residenztheater von vier behäbigen Herren besorgt, die sich gemütlich auf einer Bank räkeln. Danton kniet neben einer Grisette. Während sie ihm ergreifende Intimitäten erzählt, springt der große Erotiker auf, stellt sich in eine Ecke und rauft sich die Haare. Das sind irgendwo herausgegriffene Beispiele, die sich zu Dutzenden vermehren ließen. — Und die Rollenbesetzung! Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen! Dieser Danton! Ein sentimentaler Pfahlbürger. Dieser Robespierre! Ein Cabaret-Deklamator. Was nützen da die guten Leistungen, die Herr v. Jacobi (Camille Desmuolin) und vor allem Helene Ritscher (die Freundin Dantons) boten? Zwei Fettaugen auf einer ungenießbaren Wassersuppe.

Selbst die anschließende „Wozzek“-Aufführung konnte über den trostlosen Eindruck der Dantonverschandelung nicht mehr hinweghelfen. Zwar war Steinrück in der Titelrolle glänzend und Basil famos in einer komischen Charge. Aber der unglückliche Dr. Kilian führte auch hier Regie, und so wurde aus dem ungeheuren Auf und Nieder von Geschehnissen ein gleichmäßiges Sichabwickeln einer Handlung.

Hat sich der Intendant um diese Aufführung nicht gekümmert? Hat er sie gutgeheißen? Weiß er nicht, wer für bestimmte Stücke als Regisseur in Frage kommt? Oder kümmert er sich nicht darum? Herr v. Frankenstein wird ja wohl nach Ablauf seiner beiden Probejahre auf seinem Posten bleiben. Vielleicht nimmt er einen guten Rat an: Er engagiere für das Schauspiel umgehend einen eigenen Direktor.

B e m e r k u n g e n .

RabIndranath Tagore. **Wer ist das? Der neueste literarische Nobelpreisträger. Ein indischer Dichter, von dem die Zeitschriften plötzlich reichliche Beiträge bringen, — nicht weil er ein Dichter, selbst nicht, weil er ein indischer Dichter, sondern weil er der neueste literarische Nobelpreisträger ist. Aus den Dichtungen, die wir auf diese Weise kennen lernten, habe ich**

eigentlich nicht viel Anwartschaft auf Bekrönung vor allen europäischen Dichtern herausgelesen. Feine kleine Betrachtungen einer naiven, sauberen Seele. Anmutige Weltweisheit. Ein wenig verträumter Kritizismus. Vielleicht sind diese Dinge in der Muttersprache des Dichters unermeßlich schön. In den Uebertragungen wirken sie sympathisch, aber abgestanden. Warum die Zeitungen wegen der Erteilung des Nobelpreises an Rabindranath Tagore böse sind, ist mir unverständlich. Man hatte die Kandidatur Rosegger aufgestellt. Nun daraus nichts geworden ist, grollt man. Man besänftigte sich. Auch Petri Kettenfeier Rosegger, der erst siebzig ist, wird einst in die Jahre kommen, die jeden Mangel an dichterischem Können ausgleichen. Dann wird auch er den Nobelpreis bekommen — als Altersprämie, wie andere vor ihm. Alfred Nobel hat sein Legat nicht an Europa gebunden. Der beste Dichter soll ausgezeichnet werden: wo er auch sei. Als er in ihrer nächsten Nähe saß, wußten ihn die Stockholmer Richter nicht zu finden. Strindberg starb ungekrönt. Nun haben sie in weiter Ferne gesucht. Vielleicht ist Rabindranath Tagore wirklich von allen Würdigen der Würdigste. Vielleicht verdient er vor Anatole France den Lorbeer. Ich weiß nur einen Grund, der mich daran zweifeln läßt: daß er den Preis bekommen hat.

Vaterländisches. Wenn Amerika das Land der unbeschränkten Möglichkeiten heißt, so wird man Bayern billig das Land der unmöglichsten Beschränktheiten nennen dürfen. Der gegenwärtige Ministerpräsident des Zweikönigreichs sorgt, wie jener aus dem „Mikado“ bekannt gewordene Gerichtshof, weit und breit für dauernde Heiterkeit. Nachdem ihm die Beförderung des Landesonkels zum Landesvater beim zweiten Anlauf gelungen war, galt es, der neuen Würde den würdigen Aufwand zu sichern. Die liebe Volksvertretung jedoch, die eben erst der Gottesgnade eine neue Betätigungsmethode konzidiert hatte, wurde bockbeinig, als es ans Zahlen ging, und Herr v. Hertling mußte sich böse Additionen anhören und peinliche Vorschläge, wieviel man vom Prunk der Königspracht subtrahieren könne. Aber siehe, der Staatsmann hatte eine Ueberraschung im Sack und bescherte dem Landtag zum Nikolaus die Enthüllung, daß in Bayern sparsamer gewirtschaftet werde, als irgend ein Patriot ahnte. Wenn es hierzulande Gäste gibt, die sich mangels erfreulicher Vorfälle in unseren Tagen an zweifelhaften Erfreulichkeiten vor hundert Jahren begeistern, dann ist's ein Gratisvergnügen für die Gastgeber. Das Angstschwitzen vor anarchistischen Freveltaten bei der Kelheimer Fürstengeneralversammlung hat dem Hofsäckel nichts geschadet. Das hat ein anonymer Spender — ohne jede Gegenleistung! — bezahlt. Die liberalen Staatsbetreuer waren sehr entsetzt ob dieser Enthüllung, und einer von ihnen schwang sich zu der Forderung auf, dem freundlichen Geber müsse zurückgezahlt werden, was die

Gaudi gekostet hat. Beileibe nicht! Seien wir doch froh, wenn bei Befreiungsfestlichkeiten wenigstens das Portemonnaie der Steuerzahler befreit bleibt. Nur sollte der lebenswürdige Hoftraktierer aus seiner Verborgenheit hervortreten. Der Anblick eines Mannes, der — ohne jede Gegenleistung! — sämtliche deutsche Landesväter bewirtet, wird seine erziehlche Wirkung auf das Volksgemüt sicher nicht verfehlen können.

Aber wie zur Zeit der Regentschaft sonach schon äußerst ökonomisch gewirtschaftet wurde, so soll, wie der Ministerpräsident versicherte, auch weiterhin im Zweikönigreich, wo es nur möglich ist, gespart werden. Wo ist es am leichtesten möglich? Natürlich bei den Hoftheatern, besonders beim Prinzregententheater, das nach Hertlings Meinung ja doch keinen anderen Wert hat als den der Hebung des Fremdenverkehrs und des Hotelgewerbes. Der Mann hat ganz recht. Man sollte die Kunstbude schließen und ein Panoptikum für staatsmännische Kapazitäten daraus machen. Hertling und sein homogenes Ministerium werden im Foyer aufgestellt, umringt von den Cassel- und Quasselmännern des Landtags, die nicht verfehlt haben, ihm jeden verlangten Groschen für die erhöhte Ziviliste zu bewilligen. Vielleicht findet sich eines Tages wieder einmal ein anonymer Gerngroß, der — ohne jede Gegenleistung! — die deutschen Fürsten in diese neue Befreiungshalle zu Bier und Weißwürsten einlädt. Anarchisten brauchten sie dabei nicht zu fürchten. Die machen einen weiten Bogen um solche Feststätten.

Grundherrliche Zensur. Er lüftet das Visier, der Herr K. Kämmerer Freiherr v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus, kgl. Polizeipräsident zu München. Was darunter hervorschaut, ist das Anlitz des Herrn Barons v. d. Heydte. Kaum bietet sich ihm Gelegenheit, sein Zensuramt auszuüben, und schon zeigt der neue Herr, daß er sich auf alle Schikanen aus dem ff. versteht. Die Zeitschrift „Die neue Kunst“ (Verlag Bachmaier) veranstaltet für ihren Interessentenkreis eine geschlossene Vorstellung von Franz Bleis Drama „Die Welle“. Bekanntlich hat es in München schon oft geschlossene — d. h. der Zensur nicht unterworfenen — Aufführungen gegeben. Unter der Aegide des Herrn v. d. Heydte sahen wir die „Büchse der Pandora“, die erste (ungestrichene) Aufführung der „Franziska“ und noch etliche andere, ohne daß später sittliche Schäden bei den Teilnehmern und Zuschauern wahrgenommen werden konnten. Erst in der allerletzten Zeit seiner gesegneten Amtstätigkeit versuchte der frühere Polizeihauptling auch diesen privaten Vorstellungen engere Grenzen zu ziehen. Und man erinnert sich wohl noch, wie er dabei ausrutschte und sich plötzlich an der Spitze des Senats des Verwaltungsgerichtshofes wiederfand. Die bei Gelegenheit der „Lulu“-Premiere im Künstlertheater kreierte Praxis, „daß nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Pressenotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf an der Abendkasse“ — diese Praxis

(die lange Satzperiode stammt nicht von mir, sondern von der Polizei) hat nun Herr von Grundherr freudig aufgegriffen. Er hatte aber das Glück, bei der Konstruktion von Schwierigkeiten für die Aufführung der „Welle“ auch ein Gerichtsurteil verwerten zu können, das jüngst in einem bestimmten Fall den Begriff der geschlossenen Vorstellung definierte. Danach sollen nur solche Veranstaltungen als geschlossene gelten, bei denen die Teilnehmer einen geschlossenen, durch ein gemeinsames Interesse zusammengehörigen Personenkreis darstellen, d. h. Mitglieder eines Vereins sind oder deren nächste Angehörige. Der Zensor hat in seinem Bescheid an den Verlag der „Neuen Kunst“ das Gerichtsurteil, wenn auch ohne Quellenangabe, wörtlich zitiert. Es war ihm also bekannt. Es ist schade, daß er es nicht ganz gelesen hat. Sonst hätte er merken müssen, daß es sich auf einen ganz bestimmten singulären Fall bezog, auf dessen besondere Zusammenhänge — in übrigens sehr subjektiver Weise — immer wieder Bezüge genommen wird. Die prinzipielle Anwendung der juristischen Deduktion auf alle geschlossenen künstlerischen Veranstaltungen bedeutet eine erhebliche Verschärfung der bisher geübten und doch wohl hinlänglich rigorosen Münchener Zensurpraxis. Herr v. Grundherr wird gewärtigen müssen, daß ihm bei Einbürgerung derartiger kulturhemmender Anstrengungen die berufenen Organisationen der geschädigten Schriftsteller und Künstler sein amtliches Leben nicht eben versüßen werden. In dem erwähnten Urteil ist nun aber davon die Rede, daß öffentliche Ankündigungen von Privatveranstaltungen mit dem Charakter geschlossener Vorstellungen in Widerspruch ständen. Das ist ureigene Polizeiweisheit. Der Polizeipräsident sei darauf aufmerksam gemacht, daß redaktionelle Notizen in den Zeitungen weder seiner noch irgend eines anderen Aufsicht unterstehen. Will er verhindern, daß im redaktionellen Teile der Blätter Voranzeigen von Veranstaltungen irgend welcher Art erscheinen, so führt er damit vormärzliche Zustände in München ein. Es sei ihm nämlich die kleine historische Reminiszenz in Erinnerung gebracht, daß es einmal in Deutschland eine Revolution gegeben hat, der unter anderem die Zeitungszensur zum Opfer gefallen ist. Nicht einmal die Mecklenburger Grundherren haben sie bis zur Stunde einführen können, — es wird also vermutlich auch dem Münchener Zensor nicht gelingen. Die Autoren aber, die Theaterdirektoren, Dramaturgen und alle sonstigen Veranstalter künstlerischer Dinge mögen sich einmal überlegen, ob sie sich nichts damit vergeben, wenn sie bei jedem Verbot, bei jeder Einschränkung ihrer Wirksamkeit aufs Polizeipräsidium laufen und um Milde winseln. Die Polizei ist die natürliche Feindin alles kulturellen Fortschrittes, insbesondere der Kunst. Der einzelne Beamte möchte vielleicht manchmal sehr gerne entgegenkommen. Er darf es einfach nicht, weil stärkere Mächte ihn daran hindern. Man gebe aber der Polizei auch keine Gelegenheit, sich in Kleinigkeiten gütig zu zeigen. Dadurch stärkt man ihre Macht und degradiert sich selbst. Man zwingt die Behörde, die Dinge der Geistigkeit zu respektieren, und wo sie es nicht tut, provoziere man Prozesse, die die Rechtsgiltigkeit ihrer Verordnungen nachprüfen mögen. Die Öffentlichkeit

aber erinnere man unausgesetzt daran, wie schmachvoll es ist, daß sie sich zu jeder geistigen Unterhaltung von einem zensurübenden Kindermädchen gängeln lassen muß.

Die Weltordnung in Gefahr! Im bayerischen Landtag hat man den Etat beraten. Wenn man mal in so einen Parlamentsbericht hineinsieht, dann merkt man erst, wie faul es um alle die guten Einrichtungen eines modernen Staates bestellt ist, deren Kosten am Schluß der Rederei bewilligt werden. Da hat am zweiten Dezember Herr Held im Namen des Zentrums sein Wunschregister aufgezogen. Ja, das ist geradezu schrecklich, was da alles zutage kam. Zucht und Sitte, Religion und Erziehung sind in diesem Lande am Rande des Unterganges. Besonders hat es Herr Held mit dem Dr. Horneffer, der mit seinem freireligiösen Unterricht den „Geist der berühmten spanischen Ferrerschulen“ nach Bayern trage. Nein, nein, Herr Held! Sie tun unseren Konfessionslosen bitter Unrecht. Von Ferrers Geist hat Horneffer mitsamt seinem Moralunterricht und seinen atheistischen Gottesdiensten keinen Hauch verspürt. Um den ins Zweikönigreich einzuführen, dazu bedürfte es erst der leibhaftigen Erscheinung des Teufels, den Sie an die Wand des Parlaments gemalt haben. Ich zitiere:

„Hat die Regierung Garantien, daß dort (bei Horneffer) nicht auch andere Ideen gelehrt werden, die die heutige Welt- und Gesellschaftsordnung als Unsinn bezeichnen, die Zuchthäuser und Gefängnisse als Schandmaler der Menschheit, wie es von Horneffer geistig nahestehender Seite geschehen ist? Ist die Regierung auch fernerhin gewillt, einen Moralunterricht zu dulden, der . . . keinen Gottesglauben kennt, keine Verantwortung, keine unverrückbaren sittlichen Grundsätze, keine Autorität anerkennt? . . . Was einem Horneffer erlaubt ist, muß auch der Sozialdemokratie und schließlich auch einem Erich Mühsam erlaubt sein! . . .“

Das wäre gräßlich. Was aber meine Person anlangt, so kann ich Herrn Held und die Seinen beruhigen. Ich werde niemals einen bayerischen Kultusminister um Erlaubnis bitten, wenn ich meine pädagogischen Grundsätze betätigen will. Ich habe gefunden, daß man auch ohne staatliche Konzession ganz gut gegen die Dogmen der Jenseitsvergeltung, der Autoritäten und des unverrückbaren sittlichen Wertes der Zuchthäuser zu wirken vermag. Indessen: mit Freireligiösität haben meine Ansichten gar nichts zu schaffen. Ich glaube, diese Feststellung ist der einzige Fall, in dem Herr Dr. Horneffer und ich ganz einig sein dürften.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MUENCHEN.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für fielehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III.

No. 10.

Januar 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Bilanz 1913. — Gedichte. — Bemerkungen: Der Fall Groß. — —
Zaberner Nachwehen. — Der Radier seiner Ehre. — Bildende
Kunst. — Willi und Wittl. — Der Schutzmann.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer** führende Frauen allen Ständen, die der Welt, 3200Pseudonames Material, anderes Material, ca. 21 30 Seiten mit Stäben, vornehmendes Geschenk,



Zeitgenossen, und Männer aus Staatsoberhäupter donyme u. reiches aufgespeichert auf 14 Millionen Buchgebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 10

München,
Januar 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Bilanz 1913.

Abergläubische Menschen werden das verfllossene Jahr mit Fug als Beispiel anführen können, wenn sie die Unglücksbedeutung der Zahl dreizehn behaupten. Was in aller Welt unter dem Namen Politik vor sich ging, war der Niederschlag von Knechtsinn, Brutalität und Dummheit. Am Balkan die Massenmetzeleien unter den Völkern, die, angestiftet von russischen, österreichischen und englischen Kapitalshalunken, übereinander herfielen, ihre Länder verwüsteten, ihre Kulturen zerstörten, alle Keime einer Gesittung ausrotteten und mit Raub und Brand und Mord die Merkmale ihres Menschentums schändeten. In Mexiko die Schrecken von Revolution und Gegenrevolution, das verzweifelte Ringen eines Volkes, das nun im vierten Jahre schon im tapferen Aufstand sein Land gegen infame Vergewaltigungen durch seine, von den Vereinigten Staaten gestützten Blut-sauger verteidigt (vergl. „Kain“ I, 2, Seite 30), ein wüstes Auf und Nieder von Kabale und Betrug, von Massen- und Einzelmord, von Streberei und Schuftigkeit, ein wildes Geraufe habgieriger Abenteurer um die Arbeit eines tüchtigen, frei-

heitwilligen, sich seines Lebens wehrenden Volkes. In China die Unterminierung der eben erkämpften Republik durch ihren ersten Präsidenten, dessen Ehrgeiz in reaktionären Kundgebungen, in Verfolgungen und Hinrichtungen auf die Errichtung einer Dynastie Juanschikai hinarbeitet. In Afrika immer noch die Aufräumungsarbeiten unter den eingeborenen Stämmen Marokkos, wo spanische Soldaten im Dienste europäischer Spekulanten ihre Knochen mordend zu Markt tragen, ohne bisher das Land für ihren König erobern zu können, dem die Kritik seines Volkes aus dem Revolver eines jungen Revolutionärs peinlich um die Ohren knallte.

Für Europa aber bedeutet das Jahr 1913 den Bankrott aller Staatskunst. Aus allen Verwirrungen und Verwicklungen in den Beziehungen zwischen den Völkern haben die europäischen Diplomaten keine andere Rettung gekannt, als noch über das Maß der gewohnten Bewaffnung gesteigerte Verpanzerung gegeneinander, bis zu einem Grade, daß das verflossene Jahr für ganz Europa ein Jahr des Schreckens, des Hungers und des Elends war. Mit den gemeinsamen Operationen — so nennt man im diplomatischen Verkehr die zum Zwecke gegenseitiger Beargwöhnung und Uebervorteilung arrangierten Beratungen — während des ersten Balkankrieges fing es an. Hilflos, aber von den heimischen Geldinteressenten zu Taten gedrängt, sah man der unerwarteten Entwicklung der Dinge zu. Bulgarien schluckte Adrianopel. Es folgte die Einnahme Skutaris durch die Montenegriner und die ewig glorreiche Flottenaktion aller Großmächte gegen König Nikita. Daß es schließlich den vereinten Anstrengungen doch gelang, das Volk der Schwarzen Berge um den Ertrag seines selbstmörderischen Krieges zu bringen, war der einzige positive Erfolg der gemeinsamen Bemühungen der europäischen Nationen um internationale Verständigung. In London schwitzte

eine Diplomatenkonferenz, deren Beschäftigung es war, von Tag zu Tag die gefaßten Beschlüsse umzustößen, und als sie schließlich, stolz auf ihre Leistung, doch den Frieden unter den Balkanländern hergestellt hatte, nicht ohne im politischen Wurstkessel Europas selbst ununterbrochen Explosivstoffe zu häufen, da stürzten die siegreichen Serben, Griechen und Bulgaren übereinander los. Rumänien mischte sich hinein, und Siegerin war die Türkei. Europas Staatskünstler haben nun erreicht, daß alles anders wurde, als sie es in ihrer Weisheit bestimmt hatten, daß Oesterreich mobilisierte, daß Rußland probeweise riesige Truppenmassen an die österreichische Grenze warf, und daß Frankreich und Deutschland Hals über Kopf ungeheure Heeresverstärkungen vornahmen. Sie hatten erreicht, daß die Kriegsangst in allen Ländern wirtschaftliche Verheerungen anrichtete, die schon nach dem Kriege selbst schmeckten. Was dieses Jahr an ökonomischen und kulturellen Werten zerstört hat, das könnten Jahrzehnte des Friedens nicht wieder einbringen. Und an diese Jahrzehnte glaube, wer mag. Die bei ständig abnehmendem Bevölkerungszuwachs ständig zunehmende Truppenpräsenz in allen Staaten muß ja einmal die Katastrophe des Weltkrieges herbeiführen. Schon lange verschlingt die Erhaltung der Heere den weitaus größten Teil aller öffentlichen — von der Gesamtheit in immer steigenden Anforderungen erhobenen — Mittel. Das Jahr 1913 hat auch in dieser Beziehung einen Rekord aufgestellt; und es ist nur ein wahres Glück, daß wenigstens der von Herrn Carnegie bezahlte Friedenspalast im Haag fertig geworden ist. Sollten mal in Holland von West und Ost gegeneinander marschierende Truppen zusammenstoßen, so werden sie doch wissen, wo sie sich verschanzen können.

In Deutschland läuteten die Sylvesterglocken eine besonders trübselige Zeitspanne zu Grabe. Der Patriotismus herrschte unumschränkt über Land und

Leute. Wo Werte zur Geltung wollten, erschlug er sie, wo freier Atem auszuströmen schien, erstickte er ihn. Auch bei uns war der Balkankrieg der Ausgang alles Uebels. Die Habsgier der Monarchie machte geile Augen zu den umstrittenen Gebieten und suchte im Trüben zu fischen. Da Rußland ein gleiches tat und die beiden Waffenbrüder von 1813 miteinander ins Gedränge zu geraten drohten, erwachte bei uns die Begeisterung treuer Bundesgenossenschaft, der Friede schwankte, die Kurse fielen, die Krisen züngelten, die Pleite kroch über das Land. Das allgemeine Stocken in Handel und Gewerbe, die überall verminderte Kaufkraft und Kauflust, die dadurch bewirkte Arbeitslosigkeit und Hungersnot hielten die Staatsmänner, die Deutschlands Geschicke lenken, für den geeignetsten Zeitpunkt, um die tiefste Ursache all des Jammers, die unerträgliche Auspressung der Volksarbeit für Militärzwecke, in einer alles Dagewesene weit überbietenden, aller Phantasie spottenden Weise zu vergrößern. Um auf die klaffende Wunde, die man in den Leib der Volkswohlfahrt stieß, ein Heftpflasterchen zu kleben, kam man auf den vortrefflichen Einfall der nunmehr schmerzhaft fälligen Vermögensabgabe, die sich denn auch als eine vollkommen richtige Spekulation auf die kritiklose Kurzsichtigkeit unserer Politik machenden Nationalökonomern erwies. Ich habe hier mehrfach dargetan, daß diese angebliche Besteuerung der Reichen in der Wirkung ganz und gar auf eine erhöhte Belastung der Konsumenten, also der breiten Volksmassen, hinausläuft (vgl. Kain II, 12, S. 188 ff., III, 3. S. 70 etc.). Aber der Reichstag fraß die Riesenvorlage mit wahren Behagen. Außer den Sozialdemokraten waren alle Parteien einig, sie anzunehmen, und die Roten halfen immerhin (wie manche meinen, um rascher zur letzten Rate ihrer Abgeordnetendiäten zu kommen), sie ohne Pause zwischen erster und zweiter Lesung durchzuheizen, so daß

zehntausende junger Leute noch im Herbst zur Einstellung gelangen konnten. Der einmaligen Wehrabgabe erteilten auch sie ihren revolutionären Segen.

Die unmittelbare Folge dieser patriotischen Taten war in Frankreich die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, die den Zweck der deutschen Anstrengungen illusorisch machte und die Kriegsgefahr noch weiter steigerte.

Ehe die Heeresvermehrung und ihre Deckung noch unter Fach war, kamen jene anmutigen Enthüllungen über die Machenschaften der Firma Krupp, die reizende Kornwalzerepisode, die ja bekanntlich in zwei Prozessen allerlei Schiebungen und Bestechungen zum Zweck erhöhter Waffenaufträge für die Essener Industrie, keineswegs aber den Schatten eines Panamas sichtbar werden ließ. Als aber das Jahr zur Neige ging, da folgte der Essener Kornwalzer- die Zaberner Bettschisser-Affaire. Wer sie noch nicht kennen oder bei der Kurzlebigkeit unseres gesegneten Zeitalters schon vergessen haben sollte, lese die Begebenheiten im vorigen Heft des „Kain“ nach. In den Prozessen gegen die Herren v. Forstner u. v. Beuter haben sie inzwischen ihre Bestätigung gefunden. Zur Vervollständigung des Filmdramas sei noch nachgeholt, daß eines Tages im Dezember ein Schuß aus der Propfenpistole eines kleinen Jungen alles, was rote Streifen an der Hose trägt, in neue Aufruhrstimmung versetzte, und daß während der Panduren-Szenen der Oberst v. Reuter dem Wunsche Ausdruck gab, es möge Blut fließen, die fernere Aeußerung aber: „Jetzt beherrscht Mars die Stunde!“, wie er vor Gericht eingestand, in weiser Mäßigung unterdrückte. Nachträglich festzustellen bleibt ferner, daß die hochgebäumten Wogen der Empörung, die dem deutschen Reichstag vor einem Monat das Aussehen einer Art Nationalkonvent gaben, inzwischen vom Salatöl des Bewilligungseifers geglättet worden sind. Der lederne Kanzler

und der tönerner Kriegsminister kriegen ihr Gehalt, alle Etats werden bewilligt und die Sozi haben in großen Versammlungen Resolutionen gesammelt, aus denen jedermann erfährt, daß das Abgeben eines sozialdemokratischen Stimmzettels alle fünf Jahre einmal immer noch die erlösende Tat des deutschen Volkes bleibt. Mittlerweile ist der Winter mit Frost und Stürmen übers Land gekommen, und zur Wohnungs- und Fleischnot ist nun noch die bittere Sorge um das nötige Heizmaterial getreten. Denn der Gott, der Eisen wachsen ließ, hat sich in dieser Tätigkeit nachgerade übernommen und darüber die Produktion von Brennholz vernachlässigt.

Sat prata biberunt. Die Gefilde, auf denen Unzufriedenheit, Groll, Wut und keimende Rebellion gedeiht, sind überreich gedüngt. Wo soviel Schatten herkam, wie im Jahre 1913 über uns fiel, wird ja wohl auch viel Licht sein. Suchet, so werdet ihr finden! Klopfet an, so wird euch auf getan! Um aus den Niederungen des Elendes und der Verzweiflung in den Glanz unendlicher Lebensfreude zu gelangen, brauchen wir uns nur in die Regionen derer zu begeben, die auf den Höhen der Menschheit wandeln. Dort war 1913 ein Jahr der Lust, in dem liebliches Geläute und fröhliches Festefeiern keine Grenzen hatte.

Weil es just hundert Jahre her waren, seit der gewaltige Geschichtemacher Napoleon, geschwächt und am Ende seiner Leistungsfähigkeit aus Rußland zurückgekehrt, von den vereinten Armeen Europas auf deutschem Boden den Genickstoß erhielt, deshalb mußte bengalisches Feuer gemacht werden, bis allem Volk grün und rot vor den Augen wurde. Da gab es die Breslauer Säkular-Ausstellung mit dem erbaulichen Intermezzo des Hauptmann'schen Festspiels. Da gab es die Kelheimer Fürstenspeisung, auf Kosten eines bayerischen Hopfenpatrioten (ohne jede Gegenleistung! Allerdings soll der anonyme Gern-

groß inzwischen geadelt worden sein.) Da gab es die Leipziger Denkmalsenthüllung. Dort war der Gastgeber ein König, dessen Ahne als einziger deutscher Fürst Napoleon über Leipzig hinaus die Treue hielt. Da gab es allüberall Spezialfeiern, Kommerse, Serenaden und Reden, Reden, Reden. Es war sehr erhebend.

Aber es gab noch viel mehr. Es gab Fasanen-Massenabschießereien, Regimentsjubiläen, Fürstenbesuche und die Komplettierung der 22 deutschen Thronessel durch einen Herzog und einen König. An alledem durfte das deutsche Volk freudigen Anteil nehmen. Woran es keinen Anteil nehmen durfte, waren etliche Telegramme, deren letztberühmte vom deutschen Kronprinzen ausgingen und die Zaberner bunten Röcke zu ihrer Schneidigkeit gegen das Bürgerpack beglückwünschten, aus dem einige Schurken gewagt hatten, ihren Mund in einer Weise zu verziehen, als ob sie lächeln wollten. Ueberraschende Telegramme haben in Deutschland seit langem nichts Ueberraschendes an sich. Es wird sieh aber die Betrachtung verlohnen, daß der deutsche Kronprinz nach menschlicher Voraussicht einmal deutscher Kaiser und König von Preußen sein wird (von Gottes Gnaden). Als solcher wird er nach eigenem Ermessen die Minister zu ernennen haben, die seine Politik machen. Er wird oberster Befehlshaber der Armee sein und in seiner Hand wird die Entscheidung über Krieg und Frieden liegen.

Prosit Neujahr!

Gedichte.

*Stört mir den Schlaf nicht. Ich will noch träumen
von meiner bangen Jugend am Meer.
Aus des Wellenlärms Wüten und Schäumen
recken sich gischtige Gabeln und Besen,
langen die Hände gespenstischer Wesen
drohend zu meinem Strandsitz her.*

*Wahnvoll stürz' ich den Wogen entgegen.
Tragt mich in fremde Welten hinaus!
Auf euern Rücken will ich mich legen.
Wenn mich die stürmischen Wolken umpfeifen,
•will ich nach ihren Blitzen greifen,
leuchtende Waffen formen daraus.*

*Bleich in den Nebeln erscheinen Gestalten,
Frauen und Freunde. Ich will sie am Saum
spöttisch mich streifender Kleider halten,
•will sie um kurzes Verweilen bitten,
alle, um die mein Leben gelitten
Stört mir den Schlummer nicht. Gönnst mir den Traum.*

*Aus aller Trübnis sollst du mich retten,
sollst mir die Ketten
und Fesseln lösen
und mich vom Basen
und Kranken befreien.
Sieh! meine schönsten Gedanken sind dein.
Dich zu empfangen,
mach ich mich klar.
Weisst du noch, wie im vergangenen Jahr
uns Lerchen sangen r
So soll es wieder und immer sein.*

*Ich weiss von allem Leid, fühl' alle Scham
und möchte helfen aller Kreatur.
Der Liebe such ich aus dem Hass die Spur,
dem Menschenglück den Weg aus Not und Gram.
Den Trostbedürftigen geb' ich Wort und Fat,
den Haltbedürftigen reich ich meine Hand.
Doch Keiner war noch, der mein Wort verstand,
und Keiner, der die Hand ergriffen hat.
Ich weiss vom Leide nur, führ nur die Scham, —
und kann doch selber nicht Erlöser sein,
wie jener Jesus, der die ganze Pein
der Welt auf seine schwachen Schultern nahm.*

Bemerkungen.

Der Fall Groß.¹⁾ Ueber den Fall Groß, der geeignet ist, auch noch den letzten Rest von Vertrauen auf die Objektivität deutscher Polizeibehörden zu zertrümmern, ist die weitere Oeffentlichkeit sonderbarerweise bisher völlig unorientiert geblieben. Die Tagespresse, deren Aufgabe es doch wohl ist, Auffälligkeiten im staatlichen Geschehen mitzuteilen, hat den Fall völlig einigen esoterischen Zeitschriften überlassen, die trotz großer Anstrengungen die skandalöse Affäre nicht zum Gegenstand einer allgemeinen Erregung machen konnten. Länger zu den Dingen schweigen, hieße sich an der Teilnahmslosigkeit einer offenbar mehr auf Polizeigunst als auf Aufklärung bedachten Presse mitschuldig machen. Vor zwei Monaten wurde der österreichische Nervenarzt, Dr. Otto Groß, ein bedeutender Gelehrter auf dem Gebiete der Sexualforschung und Psychoanalyse, plötzlich in seiner Wilmersdorfer Wohnung festgenommen und unter polizeilicher Bedeckung an die österreichische Grenze befördert. Jenseits der Grenze ist er in eine Irrenanstalt gesperrt worden. Die Berliner Freunde des Dr. Groß haben inzwischen ermittelt, daß die Polizei ihn als lästigen Ausländer aus dem preußischen Staatsgebiet ausgewiesen hat, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, des bekannten Kriminalisten Professor Dr. Hans Groß in Graz. Die Lästigkeit des Ausländers wurde in reichlichem Konsum von Morphium und Kokain gefunden. Mit derselben Erscheinung scheint man auch den gemeingefährlichen Irrsinn begründen zu wollen, der allein die gewaltsame Internierung rechtlich möglich macht. Ich bin seit sieben Jahren mit Dr. Groß persönlich befreundet, habe ihn in der ganzen Zeit als Morphinisten gekannt, niemals aber Anzeichen einer die Umgebung gefährdenden Geisteskrankheit wahrgenommen. Diejenigen, die in der letzten Zeit um ihn waren, bestreiten ebenfalls, jemals Zustände bei ihm gesehen zu haben, die seine Abschließung rechtfertigen könnten. " Wer außerdem seine

¹⁾ Die Berliner Zeitschrift „Die Aktion“ fühlt sich bemüßigt, mich anzugreifen, weil ich nicht schon in der Dezember-Nummer des „Kain“ auf den Fall Groß eingegangen bin. Ich bin im Gegensatz zur „Aktion“ der Ansicht, daß man spruchunreife Dinge nicht öffentlich erörtern soll. Solange Hoffnung besteht, daß ein Unrecht ohne Druck von außen gut gemacht wird, fühle ich keinen Zwang, den Verlauf der Dinge durch Geschrei zu komplizieren. Die „Aktion“ möge sich mehr als bisher über die Tragweite des gedruckten Wortes Gedanken machen und die Redaktionsführung des „Kain“ getrost meinem Ermessen überlassen.

Publikationen las, die gedanklich überaus klar, sprachlich prachtvoll rein und logisch klar und zwingend waren, muß über die Idee, dieser Mann sei toll, lachen. Seine Eigenheiten und Auffälligkeiten waren typisch gelehrtenhaft, ein Eingreifen der Polizei haben sie niemals nötig gemacht.

Daß der Grazer Professor bona fide und in der Meinung gehandelt hat, seines Sohnes Interesse verlange den Gewaltakt, scheint mir selbstverständlich. Unglaublich aber ist das Verhalten der Berlin-Schöneberger Polizei: Seit wann ist ein Mensch „lästig“, weil er Medikamente nimmt? Seit wann finden Ausweisungen ohne Mitteilung an den Betroffenen und in der Form einer Verhaftung und Auslieferung an ausländische Irrenwärter statt? Seit wann genügt der Wunsch eines Vaters (selbst wenn er der berühmteste Kriminalist ist), zu Polizeimaßregeln, die ohne Rücksicht auf Gesetz und Brauch die Existenz allenfalls unbequemer Mitmenschen ruinieren? Was heute den Dr. Groß trifft, kann morgen jeden anderen treffen. Jeder besonders, der geistige Werte schafft, muß sich jetzt von der Polizei in seiner Lebenssicherheit bedroht fühlen. Wollen wir das schweigend hinnehmen? Die gesamte deutsche Presse (einschließlich der sozialdemokratischen) tut es.

Und noch ein paar Fragen. Bis jetzt hat niemand von Dr. Groß ein Lebenszeichen erhalten. Es muß als ausgeschlossen gelten, daß er an keinen seiner Freunde geschrieben hat. Auf Grund welchen Rechtes wird seine Korrespondenz unterdrückt? Und ferner: Er ist nach dem Gesetz berechtigt, gegen die Ausweisung Beschwerde einzulegen. Durch wen und durch welche Mittel wird er verhindert, das zu tun? Diese Fragen sind dringend. Sie werden, wenn sie nicht schleunigst einwandfrei beantwortet werden, öfter und nachdrücklicher gestellt werden.

Die Berliner Polizei — und die Tagespresse! — hat das Wort.

Zaberner Nachwehen. Der Berliner Polizeipräsident Traugott v. Jagow, Dr. jur., hat seinen Standpunkt verändert. Früher erklärte er: Die Straße dient dem Verkehr! Jetzt hat er sich zu der Ansicht durchgerungen: Die Straße dient der Staatshoheit! Staatshoheit ist ein Ding, das jenseits von Gut und Böse, außerhalb der Gesetze und hoch über der Kritik des Bürgerverstandes steht. Hält es die Staatshoheit für angezeigt, Schädel zu spalten, zumal wenn sie „fast in Feindesland“ spazieren getragen werden, dann müssen Schädel gespalten werden. Der Leutnant v. Forstner war ein Instrument der Staatshoheit, da er angesichts eines lahmen Schustergesellen an das Goethewort erinnert wurde: „Jetzt geht es an ein Schädelspal-

ten!" Also hatte kein Gericht ihn zu verurteilen. — Ich habe keinen Anlaß, mit dem Dr. jur. juristische Disputationen zu führen. Ich freue mich neidlos an den hübschen Sätzen, in die er bisher nur seine Erlasse, jetzt auch seine Ergüsse zu fassen weiß. Noch mehr sollte es mich freuen, wenn er recht bald die Konsequenz aus seiner schriftstellerischen Begabung zöge und sich als engerer Kollege im Bezirke der Literatur begrüßen ließe. Wenn er seinen Polizeihelm an den Nagel hänge und — ohne den persönlichen Verkehr mit der preußischen Adelsfronde aufzugeben — humoristischer Schriftsteller würde, dann könnte man auch diesem Zeitgenossen noch eine gar nicht aussichtslose Zukunft prophezeien.

Bei den Kriegsgerichtsverhandlungen in Straßburg gegen die Ueberschneid der Zaberner Offiziere trat eine naturwissenschaftlich höchst beachtenswerte Tatsache zutage. Die nämlich, daß die Bekleidung eines nackten menschlichen Körpers mit einer deutschen Militäruniform nicht nur das Ehrgefühl, sondern zugleich die physischen Sinne in wahrhaft erstaunlichem Grade schärft. Volk, Bürger, Rechts- und Staatsanwälte, Landgerichtsräte, Kreisdirektoren und hohe Beamte bis zum Gensdarmen hinauf konnten in den kritischen Zaberner Tagen bei aller Aufmerksamkeit keine Aufruhrstimmung in der Stadt bemerken, während umgekehrt Oberste, Hauptleute, Leutnants, Sergeanten und Musketiere übereinstimmend die helle Rebellion wahrnahmen, gegen die Maschinengewehre und Belagerungszustand präpariert werden mußten. Möglich auch, daß dem bunten Rock mediale Eigenschaften innewohnen. In dem Falle würden sich die widerborstigen, johlenden, schimpfenden, Steine werfenden und sich zusammenrottenden Zaberner Einwohner als für die okkulte Wissenschaft überaus lehrreiche Beispiele von Materialisations-Phänomenen charakterisieren. Vielleicht ließe sich das interessante Experiment anderswo wiederholen: Man stelle auf einen menschenleeren Platz ein Bataillon Soldaten auf, das in kriegerischer Begeisterung auf Semmeljungen und Zeitungsfrauen Jagd machte. Wer weiß, ob nicht binnen kurzer Zeit, hervorgerufen durch die transzendenten Kräfte der Uniformen, die leibhaftige Revolution in vollem Gange wäre¹⁾

Der Rächer seiner Ehre. Weibergeschichten sind in Kavalierkreisen der interessanteste Unterhaltungsstoff. Die Gentleman-Sitten gestatten es durchaus, daß die Zärtlichkeiten vertrauender Mädchen dem zotenden Gespött renommistischer

¹⁾ Oberst v. Reuter und Leutnant Schad sind freigesprochen worden. Auch Herrn v. Forstner hat das Oberkriegsgericht die sechs Wochen geschenkt, die ihm zuerst zudiktiert waren. Ich gönne den Herren, wie jedem anderen Menschen, gerne ihre Freiheit. Ich freue mich sogar des Urteils. Denn die nunmehr festgestellte Tatsache, daß in Deutschland die Offiziere so handeln dürfen, wie es die Herren in Zabern getan haben, wird ja vielleicht doch in manchen Landsleuten antimilitaristische Stimmungen erwecken, wie wir Agitatoren sie bei aller Bemühung in Jahren nicht zuwege bringen könnten.

Wirtshauskumpaneien ausgeliefert werden. Ist es gar einem geglückt, eine verheiratete Frau herumzukriegen, dann ist er der bewunderte Held der Gesellschaft. Welche Frau diesen Leuten Liebe entgegenträgt, hat ihre Achtung verscherzt. Das Recht auf Sinnengenuß steht nach ihrer Auffassung nur den Männern zu. Die armen Geschöpfe, die ihnen dazu verhelfen, sind für sie Jagdwild, das zur Strecke zu bringen Ruhm einträgt. Aus dieser schweinischen Ethik erklärt sich die ungeheure Furcht, selbst Hahnrei zu werden. Die angetraute Frau ist leibeigener Besitz des Mannes, der sich selbst außer-eheliche Freiheiten gerne verzeiht. Wem etwa die Frau eines Kavaliere ihre Liebe zuwendet, erwirbt ja nach der Meinung dieses Kavaliere das Recht, mit seinem Glück vor den Kneip-gefährten zu prahlen, die Nacktheit seiner Geliebten vor ihnen auszubreiten, ihren Namen — also den ihres Gatten — durch den Dreck zu zerren und also den Ehemann zu blamieren. Man hat es ja selbst ein Dutzendmal ebenso gemacht. Die Blamage — kommentmäßig geschändete Ehre genannt — kann natürlich nur mit Blut gesühnt werden. Schießt also der Ehemann die in flagranti erwischte Gattin über den Haufen, so findet das sein Standesgenosse ganz in der Ordnung, — sofern er nicht etwa der Ehebrecher war.

Meinetwegen soll das Schwurgericht den Reichstagsabgeordneten Grafen Mielczinsky gern freisprechen. Durch seine Verurteilung werden seine unglücklichen Opfer nicht wieder lebendig. Seine eigene Ueberzeugung von dem göttlichen Recht, seine Ehre durch den Doppelmord zu rächen, wird auch im Zuchthause nicht gebrochen werden. Andere Kavaliere aber die, wie er, sich die Liebe einer differenzierten Frau nicht zu erhalten wußten, werden sich durch sein Martyrium schon gar nicht abschrecken lassen, im gleichen Falle ebenso zu handeln.

Es wird, fürchte ich, noch recht lange dauern, bis die Maxime den Wert eines Gemeinplatzes hat, daß, was auf einem Liebeslager geschieht, allein Sache der beiden Liebenden ist. Alles Geschlechtliche wird erst unrein, wenn sich Unbeteiligte darum kümmern. Ob es freilich je gelingen wird, 'Kavaliere und Bürgern begreiflich zu machen, daß auch ein Ehemann unbetheilt ist, wenn seine Frau ihren Geliebten küßt, das steht dahin. Die Frauenbewegung muß ja die Erringung politischer Rechte betreiben. Für den Kampf um die Selbstbestimmung des Weibes in seinen persönlichen und ursprünglichen Angelegenheiten fehlt es ihr an Zeit.

Bildende Kunst. Der Münchener Bildhauer Ludwig Engler schreibt mir einen Brief, den ich im Auszug wiedergebe, soweit für die prinzipielle Seite der Sache Interesse bei den Lesern des „Kain“ vorauszusetzen ist. Wer Über die Details orientiert werden will, setze sich mit den Organisatoren der Idee selbst in Verbindung:

„Sehr geehrter Herr Mühsam!

Ich möchte Sie hiermit freundlichst bitten, in ihrem „Kain“ einige wohlwollende Zeilen dem Lebenswerke eines Idealisten

zu widmen, der von der gesamten Presse totgeschwiegen zu werden scheint, nämlich dem Projekt einer „Kunstbörse“, für die der Münchener Maler Dr. Bunzel seit Jahr und Tag agitiert und arbeitet. Daß es höchste Zeit war, für die bildenden Künstler, sich auch sozial zusammen zu tun, sah man allmählich ein, denn Kritik, Jury und Kunsthändler erschweren ihnen das saure Leben noch mehr. Zur Abwehr gegen die „Jury“ gründete man die juryfreie Vereinigung. In ihren Ausstellungen sieht jedoch schon der oberflächlichste Beschauer an der Zusammenstellung von sog. Schreckenskammern, daß eben doch eine Jury gewaltet hat. Ein kaltblütiger Vorstand benützte die Ausstellung gleich dazu, eine Kollektiv-Ausstellung seiner Schülerinnen zu veranstalten, um so auf seine hervorragende Lehrbefähigung hinzuweisen. Abgesehen hiervon ist auch die soziale Förderung durch Anschluß an diese Gruppe nicht erreicht. Um die andere Fliege zu fangen, wurde die Wirtschaftliche Vereinigung Münchener Künstler gegründet, deren geistiger Vater eben dieser Maler, Dr. Bunzel, ist. Zum Dank dafür ließen sie ihn in der Gründungsversammlung nicht einmal zu Wort kommen. Diese beiden Vereinigungen werden durch die „Kunstbörse“ überflüssig. Der Bau dieser Kunstbörse soll bis ca. 1. Juli 1914 errichtet werden aus dem Erlös einer Lotterie. Das Gebäude soll, dem Wesen der Kunst angemessen, von schlichter Vornehmheit und zweckmäßig ohne Einbauten und Stiegen sein, damit alle Plätze gleich belichtet sind. Mit der Bewilligung der Lotterie wird sofort die Ausschreibung einer Konkurrenz unter den in Bayern ansässigen Architekten erfolgen. Die „Kunstbörse“ bringt in erster Reihe die Hebung des Erwerbes aller Künstler. Jedem Künstler ist die Möglichkeit gegeben, als sein eigener Kaufmann — in stetem Kontakt mit der Oeffentlichkeit — durch die Schaustellung seiner Produktion auf seinem fixen — ihm lebenslänglich zugehörigen Platz — allen Liebhabern, Sammlern, Händlern, Galerie-Leitern — einen Ueberblick über sein gesamtes Schaffen zu geben. Insbesondere der Amerika-Export, wo uns Frankreich und England um 700 bis 1000 Prozent übertrifft, wird dadurch gesteigert werden. Es werden Aufträge und Bestellungen vermittelt werden. Die Kunstbetriebsmittel werden vorteilhaft beschafft werden können. Der Absatz wird günstiger durch die Ausschaltung jedes Zwischenhandels, da alle Werke in eigener Regie verkauft werden etc. etc. Die Kunstbörse würde weiter evtl. durch Stiftungsfonds armen darbedenden Künstlern durch Abkauf oder Bestellung von Werken helfen; beim Verkauf dieses Werkes würde der Erlös als Tilgung wieder dem Fonds zugute kommen: sodann würde leicht eine Krankenkasse ausgebaut werden können. Es soll sodann durch freie Vorträge auf das Publikum eingewirkt werden, als Weihnachts-, Namensstags-, Geburtstags-, Hochzeits- und Brautgeschenke lieber billige Kunstwerke als billigen Bazarschund zu kaufen. Schutz der Kunst als Wirtschaftsfaktor, der einzelnen Künstler gegen boshafte Herabwürdigung und Schädigungen in ihrem wirtschaftlichen Fortkommen von seiten der Kritiker. Schutz gegen unlauteren Wettbewerb, gegen ausbeuterische und wucherische Unternehmungen aller Art, gegen bedenkliche Wettbewerbsausschreibungen. Die Kunstbörse wird mit einem Normalvertragsformular die einheitliche Wahrung sämtlicher

Verlagsrechte sichern: sie wird den Wertzuwachsanteil jedes Werkes gewährleisten und die wirtschaftlich Schwachen werden gehoben werden."

Es handelt sich also um die Idee einer wirtschaftlichen Koalition der bildenden Künstler auf genossenschaftlicher Basis. Da ich den gangbarsten Weg zur Sozialisierung der Weltwirtschaft in der genossenschaftlichen Eliminierung des Zwischenhandels erkenne, ist mir der Plan überaus sympathisch. Um so mehr, als er sich eng mit einer Idee berührt, die ich seit Jahren mit mir herumtrage: der Gründung einer Schriftsteller-Verlags-Genossenschaft. Die Schwierigkeit liegt nur hier wie dort im „Widerstand der stumpfen Welt". Miesmacherei war von jeher die Schrittmacherin aller Reaktion. (Daher der Name Liberalismus.)

Aus Graphikerkreisen werde ich auf die gegenwärtige Schwarz-Weiß-Ausstellung der Münchener Sezession aufmerksam gemacht, die den Anblick kompletter Unfähigkeit bieten soll. Das wird damit erklärt, daß die Jury ausschließlich aus Malern bestand. Kein einziger Graphiker war unter ihnen. Demnächst soll, wie ich höre, eine Pferdeausstellung stattfinden. Die Jury wird sich aus Roßschlächtern zusammensetzen.

Willi und Wittl. Kürzlich hatten wir Besuch aus Berlin. Der Kaiser und seine Frau kamen nach München, um dem König und seiner Frau zu ihrer neuen Stellung zu gratulieren. Zum Zeichen der Begeisterung hatte man überall, wo schöne Architektur zu verstecken war, Grünkram mit Fähnchen und goldlackierten Kränzen davorgebaut. (Bei dem Sturm am Abend vorher war so ein Riesenkranz aus Lorbeer und Bronze aus Haushöhe gerade neben mir niedergeklatscht und hätte mich beinahe erschlagen. Ich gestand mir, daß mir fast jede andere Todesart sympathischer wäre.) Die Ausschmückung der Stadt mit Verkehrshindernissen kostete 30 000 Mark. Die Patrioten sagten, so komme das Geld unter die Leute. Die Hoflieferanten, unter die das Geld kam, sollen auch wirklich freudig bewegt gewesen sein. Ebenso beglückt waren die bevorzugten Mitbürger, die zum Hofknix in die Residenz oder aufs Rathaus bestellt waren. Zu ihnen gehörte auch der zweite Gemeindebevollmächtigte der Stadt, der vaterlandslose Geselle Wittl. Willi und Wittl haben sich lange und leutselig miteinander unterhalten. Der „Vorwärts" hat sich darüber aufgeregt, aber die süddeutsche Ratschkat. auch „Münchener Post" genannt, hat dem „Vorwärts" das Maul gestopft. Wir wissen nun, daß die Wahl Wittl zum Gemeindebevollmächtigten von der Bereitwilligkeit der Sozialdemokratie abhängig war, ihre republikanische Gesinnung auch mal beiseite zu stellen. Wittl hat bloß „repräsentiert", als er, den Zylinder in der Hand, vor den Mann hintrat, der in 25 Regierungsjahren aus der Verachtung, die ihn gegen Wittl's Partei beseelt, nie ein Hehl gemacht hat. Der „Takt" gebot Herrn Wittl, auf huldvoll an ihn gerichtete Fragen, den Daumen an der Hosennat, „jawohl, Majestät!" zu stammeln. Wilhelm II. hat einmal — vor langen Jahren schon —

behauptet: „Mit den Sozialdemokraten werde ich allein fertig.“
Er hat recht behalten.

Der Schutzmann. Ich werde nicht müde werden, hier das Material zusammenzutragen, das der Schutzmann nicht müde wird, seinem Ordnungseifer zu entbinden. Freilich ist er produktiver, als ich. Das Tempo seiner Sittlichkeit wird so leicht von keiner Publizistik innegehalten werden können. Seine Wirksamkeit als Theater- und Kinozensor soll heute übergangen werden, obwohl die Kastration des Hauptmannschen „Atlantis“-Films gerade aktueller Gegenstand allgemeinen Gelächters über den Münchener Schutzmann ist. Ich will lieber eine kleine Geschichte erzählen, die ich vor ein paar Tagen beobachtete.

Ich saß mal wieder.-unabgeschreckt, zu nächtlicher Zeit im Restaurant des Hauptbahnhofes, versehen mit einem gültigen Fahrtausweis zum Südbahnhof, und selbstverständlich in der festen Absicht, mit dem nächsten Zuge die Reise zum Südbahnhof anzutreten. Denn zu dieser jeweils zu fassenden Absicht bin ich schon einmal verurteilt worden. Der große Raum war gesteckt voll Menschen. (Das Bedürfnis nach einem nachts geöffneten Restaurationslokal ist dem Schutzmann in München bekanntlich noch nie bemerklich geworden.) Alle hatten gültige Fahrtausweise bei sich. Der Eisenbahnfiskus muß eine schöne Einnahme haben buchen können. Mein Blick aber haftete an einem Plakat, das die Wände der Wirtsstube zierte. Darauf stand, daß in den Stunden von 3 bis 6 Uhr morgens am Bahnhof alkoholhaltige Getränke nicht verabreicht werden dürfen. Ich überlegte: als was für besoffene Schweine müssen sich doch die Fremden bewährt haben, die des Nachts den Münchener Hauptbahnhof passieren, daß man zu so rabiaten Maßnahmen greifen muß! Oder sollen vielleicht die Einheimischen mit dem Verbot getroffen werden, die in den Straßen der Residenz hilflos umherirrend, endlich nach reichlich erlegter Steuer Einlaß im Bahnhof gefunden haben? Aber dann wäre ja die Sperre überflüssig? Dann wäre ja abgestellt, was angeblich mit der Schließung auch dieses Restaurants verhütet werden sollte? Während ich darüber nachdachte, kam die Kontrolle, ein Bahnbeamter, ein Polizeiwachtmeister und zwei Schutzleute, und ich merkte, daß über meine Betrachtungen der Zug nach dem Südbahnhof abgefahren war. Also mußte ich zu meinem Kummer die Reise aufgeben. Inzwischen sah ich, wie sich die Anwesenden scharenweise von den Tischen erheben und, dem Befehl des Wachtmeisters gehorchend, das Lokal verließen. Aber ein junger Mann war dabei, ein Ausländer, der den Schutzleuten begreiflich machen wollte, er habe nichts getan und wolle nur seinen Kaffee austrinken. Er konnte es durchaus nicht einsehen, daß er hinausgeschmissen werden sollte, da er doch ein Billett gekauft und sich, wie alle anderen, absolut ruhig verhalten hatte. Aber die Schutzleute verstanden ihn so wenig, wie er sie. Sie packten ihn — drei Mann hoch — und pufften, schoben und schleppten ihn zur Bahnhofswache. Hinterher ein mächtiger Schwarm Menschen,

aus dem plötzlich ein Pfiff ertönte. Und nun gellte der ganze Bahnhof von schrillum Pfeifen und lauten Pfui!-Rufen. Ich kaufte mir noch eine Zeitung und sagte dann zu meinem Begleiter (der das Münchner Nachtleben kennen lernen und mit dem ich deshalb zum Südbahnhof fahren wollte): „Sehen Sie, so ist der Münchener Schutzmann. Wo Ordnung ist, schafft er Verwirrung, wo Zufriedenheit ist, Wut, und wo Ruhe ist, Lärm.“ Schweigend gingen wir heim.

Zuhause las ich die Zeitung. Da stand drin, daß man auch in diesem Fasching keine Schiebe- und Wackeltänze dulden werde. Ebenso sei der Tango verboten. Denn nach dem Urteile von Sachverständigen sei dieser moderne Tanz geeignet, die Sinnlichkeit zu reizen. Lieber Herr Schutzmann! Bestellen Sie Ihren Sachverständigen einen schönen Gruß von mir und sagen Sie ihnen: Bis jetzt war alle Welt der Meinung, daß jeder Tanz die Eigentümlichkeit hat, die Sinnlichkeit zu reizen. Der Herausgeber des „Kain“ sei aber persönlich der Ueberzeugung, daß noch nie, seit die Welt steht, zu einem anderen Zwecke getanzt worden sei, als um sinnliche Reizungen hervorzurufen.

München ist die drittgrößte Stadt des deutschen Reiches. . .



Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MUENCHEN.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von **Erich Mühsam**

ist die **zweite, unveränderte Auflage** soeben in
neuer Ausstattung im **Kain-Verlage** erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau Adresse:

Name:

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III.

No. 11.

Februar 1914

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Fremdenlegion. — **Bemerkungen:** Geburtstage. — Der
Leim klebt nicht. — Komische Leute. — Calumniatur audacter...
— Großstädtisches. — Die Groß-Affaire. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

” ” **II 1912|13**

” ” **III 1913|14**

à 3 Mark.

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

**Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen!**

Von der **WÜSTE**

Gedichte von

ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige
Exemplare zum Preise von
Mk. 10.— vom Verfasser,
Akademiestrasse 9/11 zu be-
ziehen.

Der Krater

Gedichte von

Erich Mühsam.

II. Auflage Mk. 2.—

Die Hochstappier

Lustspiel

von **Erich Mühsam.**

Preis Mk. 2.—.

Jahrgang III.
No. 11.

München,
Februar 1914

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Die Fremdenlegion.

Mit zwei Milliarden Mark muß jährlich die Henne gefüttert werden, die unter dem Namen „Deutsche Wehrmacht“ im bedrohten Vaterlande herumgackert. Jetzt ist sie mit einer Extramilliarde noch fetter aufgeplustert worden und beansprucht infolgedessen fortan noch erheblich mehr Getreidekörner aus den Aeckern des deutschen Volkes als bisher. Der Geflügelzüchter Michel ist ein Schafskopf, denn er merkt nicht, daß das meschuggene Huhn ihm nichts als Kuckuckseier in den Stall legt. Eines guten Tages aber wird es ihm schmerzlich fühlbar werden, wenn nämlich der zärtlich gepflegte „bewaffnete Friede“ an Ueberfütterung krepirt, seine Kücken aber auskriechen und sich die mißgestalteten Kreaturen als Krieg, Hunger und Pestilenz über das Land ergießen.

Die Erbpächter der deutschen Ehre und der deutschen Phrase möchten das 43jährige Friedensvieh schon längst zum Platzen bringen. Sie ängstigen deshalb den dummen Michel heute mit diesem, morgen mit jenem Bauernschreck und heißen ihn zur Abwehr immer größere Mengen seiner schwitzend erarbeiteten Profite in die Armee hineinstopfen. Fehlt

blos noch ein geeigneter Anlaß — und der Krieg gegen den „Erbfeind“ ist fertig.

Aber es hat sich herausgestellt, daß es bei den schauerhaften Formen, in denen sich heutzutage ein europäischer Krieg abspielen würde, nicht mehr so ganz leicht ist, die Volksseele zum Kochen zu bringen. Weder die marokkanischen Diplomatenkünste noch die Bemühungen, die Folgen der Balkanwirren friedlich zu überwinden, haben der Schwerindustrie und ihren Hintermännern genützt, den Massenmord in Szene zu setzen. So ein Krieg muß schon aus den Tiefen des europäischen Volksgemüts selbst herausprudeln.

Seit geraumer Zeit kultivieren die patriotischen Giftmischer eine sehr wirksame Methode, um besagtes Volksgemüt in Wallung zu bringen. Sie zeigen ihm den Feind in der Beleuchtung eines Schubiaks, der darauf aus ist, wehrfähige Söhne der Deutschen mit den Mitteln der Verführung und Vergewaltigung ins eigene Lager hinüberzulocken, um sie der französischen Fremdenlegion einzuverleiben. Dort seien die also Geworbenen den schändlichsten Mißhandlungen und Plackereien ausgesetzt, in fortwährender Gefahr, massakriert zu werden, wehrlos entrechtet und über kurz oder lang einem elenden physischen und psychischen Zugrundegehen preisgegeben.

Hier soll gewiß kein Lobgesang auf die Fremdenlegion angestimmt werden. Denn es sei ferne von mir, an irgend welche militärische Organisation freundliche Empfindungen zu hängen. Aber die Hetzanklagen der deutschen Friedensstörer sollen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und ihre Propaganda soll als deutsche Kriegsmache dargetan werden, — um des Friedens willen. Das Material, mit dem ich den systematischen Lügen der deutschen Legionsgegner entgentreten will, danke ich zum Teil eigenen Informationen, zum Teil einem sehr sachlichen und instruktiven Artikel des Franzosen

Pierre Mille, der unter der Ueberschrift „La Legion étrangère et l' Allemagne" in der Züricher Zeitschrift „Wissen und Leben" erschienen ist.

Wollte man der deutschen Schreipresse und dem neuerdings mit der Zentrale München etablierten „Schutzverband gegen die Fremdenlegion" glauben, dann reisen in Deutschland Dutzende französischer Werber umher, die junge Leute in verrufenen Kneipen besoffen machen, sie dann einen Wisch unterschreiben lassen, der sie für fünf oder zehn Jahre oder auf Lebenszeit mit Haut und Haaren der Fremdenlegion ausliefert, und verschleppen sie über die Grenze. Die französische Regierung aber unterjocht mit den also düpierten deutschen armen Teufeln die algerischen Aufwiegler. — Zunächst ist es schon Schwindel, daß sich die Legion ganz oder auch nur zum größten Teil aus Deutschen rekrutieren soll. Herr Mille stellt folgende Statistik zusammen: Die Legion hat etwa 14 000 Mann. Das zweite Regiment bestand am 1. Januar 1913 aus 2196 Franzosen, 985 Deutschen, 354 Elsaß-Lothringern, 391 Belgiern, 327 Schweizern, 255 Italienern, 128 Spaniern, 87 Thunesen, Algeriern und Marokkanern, 61 Russen und Polen, 141 Luxemburgern, und einer Anzahl Oesterreichern, Türken, Amerikanern, Japanern und Malaien. Im ersten Regiment sind die Zahlenverhältnisse — bei sorgfältiger Beobachtung — die gleichen: Im Januar 1912 enthielt es, bei 5300 Mann, 50 Prozent Franzosen, 18 Prozent Deutsche, 7 Prozent Elsaß-Lothringer, 7 Prozent Belgier, 6 Prozent Schweizer, 3 Prozent Italiener. Daß der Bericht Deutsche und Elsaß-Lothringer unterscheidet, scheint mir sehr berechtigt, da ja die elsässischen Legionäre von der Eindeutschung ihres Vaterlandes für ihre Personen keinen Gebrauch mehr machen, ihre wahre Nationalität aber, wenn die Politik der deutsch-nationalistischen Grenzkolonisatoren irgend einen Sinn haben soll, französisch ist. Aus der ganzen Aufstellung aber

ist ersichtlich, daß der internationale Charakter der Fremdenlegion durch ein Ueberwiegen des deutschen Elements in keiner Weise bestimmt oder gar beeinträchtigt wird.

Auf das Märchen von den in Deutschland herum-schwärmenden „racoleurs“ geht Mille fast gar nicht ein. Er hat wohl keine Ahnung von den Dimensionen, die die Furcht vor den Werbern für die Fremdenlegion bei uns schon angenommen hat. Immer häufiger liest man in den Zeitungen von Fällen, in denen ein Student, ein junger Kaufmann oder ein reicher Erbe von solchen Seelenkäufern über die Grenze gelockt und um sein Lebensglück geprellt sein soll. Besonders seit der Entstehung jenes „Schutzverbandes“ häufen sich die Fälle ganz auffallend. Ich wage die Behauptung, daß noch niemals ein „Werber“ für die Legion in Deutschland gewirkt hat, es sei denn, daß ein ehemaliger Legionär selbst rühmend von seinen Erlebnissen erzählt und damit andere Leute veranlaßt hat, dort auch ihr Glück zu versuchen. Denn es wäre doch merkwürdig, wenn es in den 80 Jahren des Bestehens der Legion den berühmten scharfsinnigen deutschen Polizeibehörden noch nie gelungen wäre, so einen Schweinekerl dingfest zu machen. Schließlich ist doch nicht überall, wie in München, die ganze Tätigkeit der öffentlichen Gewalt mit dem Aufstöbern von Polizeistunden-Uebertretungen absorbiert. Das Einstellen von Werbern wäre aber auch eine ganz überflüssige Energie- und Geldverschwendung für die französische Militärbehörde. Denn der Zulauf zur Fremdenlegion ist so groß, daß höchstens die Hälfte von denen, die hinein wollen, aufgenommen werden können. Die Legion stellt jährlich etwa 2000 Marin ein. 18 Prozent Deutsche macht darunter 360 Mann. Es bedarf keiner umständlichen Psychologie, um zu begreifen, daß unter uns mehr Leute sind, die den Wunsch haben, in jener allgemeinen Zuflucht für Enteleiste unterzutauchen.

Im Jahre 1907 war ich in Paris. Der Verkehr mit den paar deutschen Anarchisten, die sich dort aufhielten, führte mich auch in die kleine Herberge, in der sich deutsche arme Teufel trafen. Da waren Deserteure, Defraudanten, auch einzelne, die um schwerer Verbrechen willen im fremden Lande Versteck spielten. Die meisten von ihnen hatten nur noch ein Ziel: die Fremdenlegion. Ich riet ihnen ab, gab ihnen antimilitaristische Lektionen. Was müßtet ihr in Deutschland desertieren, fragte ich, wenn ihr nun doch Soldaten werden wollt? Dann geht schon lieber zurück, reißt euere zwei Jahre herunter und seid frei. Aber die Leute hörten nicht auf mich. Sie hatten nur eine Angst: daß man sie nicht annehmen werde.

Freilich konnte ich ihnen wenig erwidern, wenn sie mir die Unterschiede auseinandersetzen zwischen dem strengen Drill im deutschen Heer und dem wilden Erleben, dem abenteuernden Draufgehen in Afrika. Der Einwand, daß die Eingeborenen, auf die sie schießen müßten, Menschen seien wie sie, verfiel nicht. Auch sie seien Wild, Gehetzte, Verfolgte, vor deren Leben kein Mensch Respekt habe. Und sie setzten ihr Leben aufs Spiel.

Das Verführerischste aber ist dies: denverirrten Burschen, der wegen irgend eines Deliktes gesucht wird, und der nun in die Fremdenlegion flüchtet, fragt niemand nach Namen und Art. Er hat keine Papiere und kein Geld, Dort findet er die Möglichkeit, weiter zu leben. Er erhält den Namen, den er selbst sich beilegt. Seine Vergangenheit ist ausgelöscht. Eine — vielleicht schönere — Zukunft liegt vor ihm. Er wird Kamerad von Menschen aus anderen besseren Lebenssphären. Denn es ist eine merkwürdig zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich in der Legion zusammenfindet. Pierre Mille erzählt darüber höchst seltsame Dinge. Das seltsamste davon ist wohl, daß eines Tages ein deutsches Kriegsschiff kam, um den Leichnam eines Hohenzollern-

Prinzen abzuholen, der als Legionär gestorben war. Die deutschen Zeitungen haben davon nichts erfahren, aber der von mir zitierte Gewährsmann ist seriös und zuverlässig, daß an der Wahrheit dieses Berichtes kaum gezweifelt werden kann.

So tendenziös lügenhaft wie die Werbergeschichten, sind auch die Behauptungen der Kriegsschürer über die Behandlung der Legionäre an Ort und Stelle. Ueber Soldatenmißhandlungen herzuziehen steht vielleicht denen, die sonst das Maul nicht voll genug nehmen können, wenn sie die „Disziplin“ in der deutschen Armee preisen, am übelsten an. Es ist natürlich sehr wahrscheinlich, daß derartige Dinge auch in der Fremdenlegion vorkommen. Herr Mille dürfte in diesem Punkt zu optimistisch urteilen. Er weiß nur von einem Unteroffizier zu berichten, der sich durch seine Rohheiten hervortat. Der Mann war Deutscher. Ich habe keine Ursache, eine militärische Einrichtung in Gloriole zu setzen, und nehme ohne weiteres an, daß Rüpeleien gegen Untergebene in der Fremdenlegion ebenso zuhause sind wie anderswo, obwohl das Gefühl der Kameradschaftlichkeit naturgemäß dort erheblich stärker ausgeprägt sein muß, als in den übrigen Heeren. Was aber von den drakonischen Bestrafungen von Deserteuren gefaselt wird, ist — diese Kenntnis beziehe ich nicht allein aus der Mille'schen Arbeit — größtenteils Mumpitz. Richtig ist, daß Desertionen „vor dem Feinde“ mit dem Tode gesühnt werden. Das ist dort so wie überall, und wer sich als Freiwilliger zum Kriegführen anwerben läßt, muß das wissen und handelt also auf eigenes Risiko. Er muß sich sogar sagen, daß eine Desertion aus der Fremdenlegion unter solchen Umständen viel gravierender ist, als in anderen Fällen, wo der Soldat, ohne irgend welche Neigung zum Militärdienst je bekundet zu haben, gewaltsam gezwungen wird, in den Kugelregen hineinzumarschieren. Im übrigen aber werden in der Legion mili-

tärische Vergehen bedeutend laxer beurteilt als in den europäischen Heeren. In Friedenszeiten gibt man sich wenig Mühe, Deserteure einzufangen. Denn Menschenzufluß ist genügend vorhanden, und auf Elemente, die sich durch die Tatsache ihrer Flucht als unzuverlässig erweisen, legt man keinen großen Wert. Erreicht man sie aber doch, dann gibt's ein paar Wochen Arrest, und die Sache ist erledigt. Daß der Dienst in Algier strapaziöser ist als in Europa, ist wohl selbstverständlich. Aber die Lust nach strapaziösen Abenteuern ist ja für die meisten der Magnet, der sie in die Fremdenlegion gezogen hat. Die Leute wollen ja Kriegsgefahren. Das Risiko ihres Lebens setzten sie dafür vorher zum Pfand.

Die Einzelfälle, die in der letzten Zeit durch die deutsche Presse gezogen wurden, werden von Herrn Mille ausführlich erörtert. Was davon übrig bleibt, ist nichts, was die bezweckte Erregung rechtfertigen könnte. Der Bürgermeister Trömel von Usedom trat freiwillig in die Fremdenlegion. Das wird auch in Deutschland nicht mehr bezweifelt. Der junge Hans Müller, der tatsächlich wegen Fahnenflucht vor dem Feinde fusiliert wurde, sollte erst Deutscher sein. Dann gab man zu, daß er aus der Schweiz stamme, und endlich stellte es sich heraus, daß er Franzose war. Der arme Junge hat die Scheußlichkeit, die an ihm verübt wurde, und die jedes Kommando an ihm verübt hätte, selbst gar nicht als Ungerechtigkeit empfunden. Der Abschiedsbrief an seine Eltern lautete: „Je sais que demain je vais etre fusilié" et c'est justice. J'ai mérité mon chatiment. Je vous demande pardon. Oubliez-moi." Bleibt noch der Fall des Deutschen Max Simon. Dessen Abschiedsbrief an seine Eltern, wonach er ebenfalls von seinen Kameraden erschossen werden sollte, ging durch alle Blätter. Diese ganze Geschichte hat sich als dummer Schwindel entpuppt. Als man dem Simon, der gar nichts verbochen hatte, das Zeitungsblatt vorhielt.

erklärte er, sehr erstaunt: „Ich habe das gar nicht geschrieben!“

Nach alledem besteht gar keine Ursache, die Fremdenlegion heftiger oder aus anderen Motiven heraus zu bekämpfen als jede andre militärische Organisation. Daß wir Anarchisten und Antimilitaristen die Fremdenlegion von dieser prinzipiellen Bekämpfung nicht ausnehmen werden, versteht sich ganz von selbst. Denn auch sie ist ein Institut, dazu bestimmt, Menschen zu töten, Länder zu usurpieren und dem Kapitalismus Halt zu geben. Das ist wenigstens gegenwärtig ihre Aufgabe. Bei ihrer Gründung waren allerdings andere Motive maßgebend, die politischer Natur waren. Der eigentliche Gründungstermin war der 10. März 1831; als es sich für Frankreich schon darum handelte, Algier zu unterjochen. Aber der Plan der Gründung liegt weiter zurück. Auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde die Idee gefaßt, aus den Resten der international zusammengesetzten großen Armee Napoleons eine ständige internationale Einrichtung unter französischer Herrschaft zu machen, für die schon damals der Name „Fremdenlegion“ erfunden wurde. Es handelt sich also nicht um eine französische, sondern um eine internationale Gründung, und es ist heute immerhin interessant, daran zu erinnern, daß sich unter denen, die sich für die Idee dieser Fremdenlegion besonders interessierten, der preußische Generalfeldmarschall Blücher befand. Dies sei nachdrücklich hervorgehoben, um die Lächerlichkeit des Wehgeschreies darzutun, daß es möglich ist, deutsche Menschen unter französischen Fahnen zu sammeln.

Der Lärm um die Fremdenlegion hat bisher schon größere Unruhe in Deutschland bewirkt, als im Interesse des Völkerfriedens gut ist. Kaum einer wagt, gegen das Gekeife der deutschen Nationalisten den Mund aufzutun, um seinen Patriotismus nicht in Zweifel zu setzen. Bis in die Reihen der Sozialdemo-

kraten herrscht diese Angst vor der öffentlichen Kritik. Bedenkt man dagegen, wie empfindlich die Franzosen gerade in puncto Fremdenlegion reagieren, und wie schwer derartige Sentiments und Ressentiments bei politischen Komplikationen ins Gewicht fallen, dann wird man ermessen, wie leicht die Kriegshetzer gerade mit dieser Agitation ihr verwerfliches Ziel erreichen können. Bekämpfen wir die Fremdenlegion wie jede Militärmacht mit den Mitteln, die uns unsere antimilitaristische Friedensliebe eingibt, niemals aber in Formen, die in sich selbst neue Kriegsgefahr enthalten.

Bemerkungen.

Geburtstage. Ernst Haeckels 80ster Geburtstag kann hier übergangen werden. Von dem, was der Gelehrte Haeckel geleistet hat, verstehe ich nichts. Seine Philosophie aber geht mir derartig *contre coeur*, daß ich mich bei Gelegenheit eines Freudenfestes nicht mit ihr auseinandersetzen möchte. Als Menschen wünsche ich dem alten Herrn alles erdenkliche Gute.

Mein Herz ist in diesem Monat bei anderen Jubilaren, und von ihnen will ich zuerst einen nennen, dessen Wirken in Deutschland nahezu unbekannt ist, und dessen Name doch in der Geschichte der Arbeiterbewegung leben wird, solange Revolution die Triebkraft menschlichen Fortschrittes ist. Am 16. Februar wird James Guillaume 70 Jahre alt. Ich bin dem Gesinnungsfreunde dankbar, der mich auf den Tag aufmerksam machte und mich bat, im „Kain“ ein paar Zeilen zu schreiben „über den prächtigen Menschen, der seine revolutionäre Gesinnung nie preisgab und heute noch aktiv für die Ideen der Revolution und des französischen Syndikalismus tätig ist. . . . Für die Deutschen wäre es auch kein Unglück, wenn man ihnen sagte, daß es einen solchen Menschen tatsächlich gibt.“ Seine Kindheit verlebte Guillaume, der 1844 in London geboren war, im Schweizer Canton Neuenburg, an dessen Befreiung von der preußischen Herrschaft sein Vater regen Anteil hatte. (Vergl. Fritz Brupbacher: Marx und Bakunin. München, bei H. Birk & Co., 1913). Ich zitiere einen Absatz aus Brupbachers wertvollem Buch (S. 55): „In Le Locle lebte er inmitten einer Arbeiterbevölkerung, der es nicht besonders gut ging. Da kam ihm sein klassisches Studium eitel und nichtig vor. Es schien ihm viel

wichtiger, als alle großen wissenschaftlichen Pläne sei die Bildung des Volkes. Er organisierte Bildungskurse für Lehrlinge. Es war damals eine Art moralischer Krise in ihm. Das persönliche Leben füllte seine Existenz nicht genügend aus. Die psychische und materielle Misere des Arbeiters bedrückte ihn, und seine bisher gewonnene Weltanschauung, die aus der klassischen Bildung herausgewachsen war, entsprach seinem ganzen Wesen nicht mehr ganz. Er fing an zu grübeln und zu suchen, las Feuerbach, Darwin, Fourier, Louis Blanc, Proudhon. Gleichzeitig lenkte die französische Genossenschaftsbewegung und die Gründung der ersten Sektion der Internationale durch Coullery die Aufmerksamkeit James Guillaumes auf die Mittel, durch die das psychische und materielle Elend der Uhrenarbeiter gehoben werden könnte. Der alte Revolutionär Constant Meuron aber wurde ihm zum lebendigen Beispiel eines Menschen, der sein persönliches Leben der Idee geopfert hatte. Aus dieser Krise ging James Guillaume als Sozialist hervor." Guillaume beteiligte sich nun eifrig an der Entwicklung der sozialistischen Internationale, und im Januar 1869 trat er mit Michael Bakunin in persönliche Beziehung, die sich zur dauernden Freundschaft auswuchs. — Als ich Guillaume in Paris aufsuchte, trat mir ein Mann entgegen, den ich im ersten Augenblick für einen sehr gelehrten Theoretiker hielt. Aber nach kurzem Gespräch wußte ich, wen ich vor mir "hatte. Da erzählte er mir mit so viel Wärme und Güte von seinen Erlebnissen, von Bakunin, von Louise Michel, vor allem von der Pariser Commune, an der er persönlich teilgenommen hatte, daß mir seine Persönlichkeit unvergeßlich sein wird. Und mit welcher Inbrunst und Herzlichkeit sprach er von den modernen Erfolgen des Sozialismus und Anarchismus! Welche Hoffnungen knüpfte er an die junge Bewegung des Syndikalismus! Mit welchem Eifer ermutigte er mich in dem fast hoffnungslosen Beginnen, in Deutschland revolutionären Geist zu pflegen! — James Guillaumes Lebenswerk ist die Geschichte der Internationale von 1864—1878: „L'Internationale. Documents et Souvenirs". Es ist ein Skandal, daß dieses grundlegende Werk, daß ich selbst leider nur auszugsweise kenne, noch nicht in deutscher Sprache erschienen ist. Hoffentlich erlebt es der alte Kämpfer noch, seine Arbeit in den Händen seiner Freunde in allen Ländern zu wissen. Uns anderen aber möge der tapfere Kamerad noch lange Jahre erhalten bleiben — in Kampf und Kampfesfreude!

Mit freundlichen Wünschen soll auch zweier Männer dea jüngen Deutschland gedacht werden, die in diesem Februar ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet haben, zweier Dichter,

deren Lebensarbeit aus revolutionärem Drang geboren wurde Ludwig Scharf und John Henry Mackay. Scharfs Verse sind ausgezeichnet durch die fanatische Wut des Enterbten und Entrechteten, die durch seine beiden Gedichtbände „Lieder eines Menschen“ und „Tschandalalieder“ zittert. Ein hemmungslos Empörter, dämonisch Zerrissener spricht daraus,, und es gibt Ausbrüche, die für unseren heutigen Geschmack kaum mehr erträglich, für die Beurteilung der Zeit aber, aus der Scharf hervorging, äußerst charakteristisch sind:

„Ich hebe meinen Arm. Ich balle meine Faust.
Ich schlage sie dir ins Gesicht,
wo dein verrottetes Denktier haust, —
goldhäufender Schurkenwicht!“

Am bekanntesten ist wohl das herbe Anklagegedicht „Proleta sum“. — In den letzten Jahren hat Scharf sich mehr der reinen Stimmungslirik zugewendet, und sein nächster Versband,, der hoffentlich nicht mehr sehr lange auf sich warten läßt, wird wohl ganz erheblich mildere Züge haben als die früheren. Als Uebersetzer hat Scharf sich ebenfalls vorzüglich bewährt. Besonders sind seine Verhaeren-Uebersetzungen mustergiltig und den in Wien besorgten in jeder Hinsicht überlegen. Eine gute Versübertragung des mittelhochdeutschen Heldenmärchens „König Laurins Rosengarten“ (München 1911. Verlag der Deutschen Alpenzeitung) zeigt Scharf von einer ganz anderen Seite und beweist seine hohe Formbegabung und den feinen Sinn für lyrische Melodien. Dem Freunde und Gefährten herzlichen Glückwunsch!

Eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der zeitgenössischen Literatur ist John Henry Mackay, dessen revolutionäre Lyrik („Sturm“, „Das starke Jahr“, „Wiedergeburt“ etc.) bei ihrem Erscheinen auf die deutsche Jugend zündende Wirkung übten. Mackays Weltanschauung baut sich auf Stirners Schrift „Der Einzige und sein Eigentum“ auf, die Mackay aus dem Staube hervorholte und mit ergreifender Hingabe propagierte. Er entwickelte die Stirnerschen Ideen "weiter zu einem eigenen individualistisch-anarchistischen System, das er in dem künstlerisch großartigen Kulturgemälde „Die Anarchisten“ niederlegte. Die darin bewiesene erzählende Begabung bewährte er weiterhin in mehreren ausgezeichneten Romanen, unter denen mir „Der Schwimmer“ den stärksten Eindruck machte. Mackay will nicht Sozialist, will vor allem kein Kommunist sein. Anarchist! nennt er sich mit großem Nachdruck und versteht darunter den freien, nur auf die eigene Kraft und Bedeutung gestützten Menschen. Aber der starke soziale Geist verleugnet sich nirgends in seinen Werken und findet in seinen Gedichten oft eine

begeisterte und drohende Gebärde: „Einen Tropfen noch — und dann wehe der Welt!“

Das verbindet die drei Geburtstagskinder dieses Februars, daß ihnen allen eine tiefe revolutionäre Sehnsucht eigen ist, eine Sehnsucht, die Mackay einmal in den packenden Versen zusammengefaßt hat:

„Komm herüber, über die Berge,
Mutter der Freiheit — Revolution!“

Der Leim klebt nicht. Wir Anarchisten haben es immer gesagt: auf die Dauer ist mit dem Zentralismus kein Geschäft zu machen. Seit 43 Jahren jammern die Bayern, daß sie verpreußt werden. Die Raupenhelme haben sie mit den Pickelhauben vertauschen müssen. Preußische Orden hageln ins Land. Alle Naslang gibt's in bayerischen Gefilden Kaisermanöver, bei denen der preußische König die strategischen Geheimnisse der süddeutschen Bundesgenossen erspähen kann. Eine preußisch-bayerische Staatslotterie-Fusion knöpft von Eydtkuhen bis Lindau allen Glücksrittern das Geld gemeinsam ab. Kaum hat man sich noch die strengere Zensur, die eigenen Briefmarken und die Strafbarkeit des Konkubinats als Reservatrechte vor den Saupreiß'n retten können. Und nun geht's nördlich vom Main ebenso los. Nun wollen sich auch die Preußen selbständig machen. Der Liberalismus hat's mit schlotternden Knieen angehört, daß die Preußen bei Orleans viel tapferer waren als die Bayern, daß die demokratischen Einflüsse des Südens die preußischen Ladestock-Traditionen korrumpieren, und daß das Reich im Hinblick auf Preußens Macht und Herrlichkeit keine Existenzberechtigung habe. Wenn aber die Preußen kommen, dann kriegen sie alle Kurage. Wir haben die Kurage, die den Liberalen in Nord und Süd in die Glieder fuhr, beobachten können. Ach Gott, haben die sich aufgeregt, daß die schöne Einheit des Vaterlands in die Brüche gehen könnte! Nein, haben sie gebetet, daß das einige Deutschland; das unter Preußens breitem Hintern geborgen ist, nicht wieder in schmähliche Kleinstaaterei auffliege!

Laßt uns die Hüte abnehmen und nach bewährter Melodie ein patriotisch Lied singen:

Deutschland, Deutschland, liberales,
von der Etsch bis an den Belt!
Seht ihr nicht am preuß'schen Pfahl es.
wie es auseinanderfällt?

Deutscher Reichstag — Preußenbündler —
Deutscher Schnaps und bayerisch Bier —
Deutschland, Deutschland, liberales —
Deutschland, Deutschland — hüte dir!

Komische Leute. Anderswo stöhnt alle Welt über die fürchterliche Landplage des Militarismus, die am ärgsten von den Bauern empfunden wird, wenn sie ihre Söhne und Arbeiter hergeben müssen, um dem geliebten Vaterlande ihren Tribut zu zollen. Gebenedeiet sei das Land Schweden. Dort eilen 30 000 Bauern, die offenbar auf ihren Feldern nichts zu tun wissen, im langen Bittzuge zum König Gustaf und beschwören ihn, natürlich im Namen von noch 70 000 Gleichgestimmten, das schwedische Heer müsse vergrößert werden, die Sehnsucht des Volkes nach längerer Dienstzeit und höheren Steuern für Kriegsrüstungen lasse sich nicht mehr bändigen. Komische Leute. Aber der militärische Eifer des biederen Landvolks, das selbst nie weiß, wessen Strippe es an der Nase führt, war von jeher Wasser auf die Mühle der Könige. Gustaf bedankte sich also schön und gab die nicht eben überraschende Erklärung ab, die Verstärkung seiner Armee entspreche ganz seiner eigenen Meinung. Der Mann übersah, daß man im Norden Europas keine Könige mehr wünscht, die eigene Meinungen haben. Im schwedischen Reichstag gab es also Krach. Sozialdemokraten, Liberale und selbst Konservative muckten gehörig auf gegen die Anmaßung des Trägers der Gottesgnade. Man sprach von deutschen Kaiseimanieren, und die Minister versicherten, daß sie ihren Gustaf allesamt gehörig in seine Herrscherschränken zurückgewiesen hätten. Komische Leute. Monarchisten sind sie bis auf die Knochen. Denn ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit. Erhebt aber der König sein Oberhaupt zu einer bescheidenen Meinungsäußerung, um sozusagen seine berechtigten Interessen als Herr der schwedischen Heerscharen zu wahren, dann kriegt er eins drauf. Die konstitutionsvergessenen Bauern werden nun traurig zu ihren Mistbeeten zurückkehren und sich in selbstquälerischen Betrachtungen fragen, warum sie eigentlich einem Könige die Gage zahlen, wenn er ihnen nicht mal dazu verhelfen kann, für Schutz und Wehr des Vaterlands mehr Steuern zu entrichten, als die Regierung von ihnen verlangt. Komische Leute, diese Schweden. — komische Leute!

Calumnator audacter . . . Es gibt außerhalb der klerikalen Einrichtungen nichts Gutes, Sauberes, Schönes, woran ultramontane Philister nicht mit schmierigen Fingern herumtasten. Wer irgend Freude an freier Regsamkeit hat, begleitet die frischen Emanzipationsbestrebungen der Jugend mit hoffnungsvoller Aufmunterung. Die Schüler wollen heraus aus dem Zwange überlebter Erziehungsmethoden. Sie haben selbst die Initiative ergriffen, um neuem Leben in ihrem Wachstum Bahn zu schaffen. Das ist zu schön, als daß es die schwarzen Ge-

seilen nicht sündhaft finden sollten. Im bayerischen Landtag ist man über die plötzlich aufatmenden jungen Menschen und über die Männer und Frauen, die ihnen anfeuernd zur Seite stehen, hergefallen, hat sie beschimpft, verlästert, und in ihren Absichten und Zielen niederträchtig verunglimpft. Daß sich der Zentrumsabgeordnete Schlittenbauer dabei besonders hervortat, kann niemanden überraschen. Aber unsagbar kläglich ist doch, daß Liberale in dieselbe Posaune stießen. Es muß geradezu deprimierend stimmen, daß ein sonst ganz charakterfester Mann, wie der Hochschulprofessor Günther sich zum Wortführer der Angstmeier machte, die die Staatsgewalt gegen jugendliche Sehnsucht und Begeisterung mobil machen möchten. In diesen Tagen fand eine große Versammlung in München statt, in der mit wahrhaft erquickender Entschiedenheit gegen die Leisetreterei und Duckmäuserei der Bakelschwinger Stellung genommen wurde. Der Heidelberger Professor Alfred Weber fand ganz starke und von Liebe für die Jugend eingeebete Worte. Wolfgang Heine unterstützte ihn ausgezeichnet, und am wirksamsten nahm der prächtige Idealist Dr. Wyneken, der vortreffliche Organisator und Propagandist freier Schulgemeinden und Leiter der Jugendzeitschrift „Der Anfang“, seine Lebensarbeit und seine jungen Freunde in Schutz. Die Emanzipation der Jugend, die alle Zukunft, alle Freiheit und allen Aufstieg in sich birgt, soll hier baldmöglichst ausführlich behandelt werden.

Großstädtisches. Es wäre hübsch, wenn die Münchener Polizei einmal die Abrechnung über ihre Einnahmen aus den Strafmandaten wegen Polizeistundenübertretung publizierte. Die geschädigten Wirte könnten dagegen den Ausfall ihrer Einnahmen bekannt machen und wir könnten berechnen, für welche Summe der Polizeifiskus Münchens Entwicklungsmöglichkeiten als Fremdenstadt preisgibt. Nicht zu berechnen aber ist der Schaden, der den Wirten tatsächlich zugefügt wird, und nicht zu zählen und noch weniger wiederzugeben sind ihre Flüche. Aber Herr Dr. Roth hat erklärt: „München ist keine Großstadt!“ und der muß es wissen. Denn er verfügt über die persönliche Macht, einer Stadt von 700 000 Einwohnern die Existenz als Großstadt zu unterbinden, und macht, wie jeder täglich beobachten kann, von dieser Macht ausgiebigen Gebrauch. Natürlich wird die Melodie, die er uns aufspielt, nicht in der Weinstraße gepfiffen, sondern höheren Orts. Eine sehr hochgestellte (neuerdings noch höher gestellte) ältere Dame soll von dem Wunsch beseelt sein, daß man in München zeitig zu Bett gehen soll. Ein Cafétier, der sich schwer geschädigt fühlt, raunte es uns neulich zu. „Dees is der Dank“, flüsterte er konspirativ. „Dees is der Dank!“ — und ich erkannte erschrocken, bis in wie weite Volkskreise hinein der monarchische Gedanke schon wandend geworden ist.

Der Karneval gibt dem neuen Polizeipräsidenten und seinen Organen wieder einmal Gelegenheit, sich in aller Glorie zu zeigen. Jedes harmlose Amusement wird zum Gegenstand polizeilicher Schnüffeleien gemacht. Bei allen Tanzfesten stehen Kriminalherren herum und beäugen die Beine der Damen,

ob sie nicht etwa in zu enge Berührung mit denen der Herren geraten. Die Absicht, den Fasching in München durch unerträgliche Schikanierung des Publikums zu unterdrücken, ist an allen Verordnungen, die aus der Weinstraße niederprasseln, deutlich erkennbar. Ach, verehrte Herren v. Grundherr und Dr. Roth! Es wird Ihnen trotz all Ihrem sittlichen Ehrgeiz nicht gelingen, die Lebensfreude der Menschen umzubringen! Was Sie erreichen können, ist allenfalls die Unterbindung des Faschingsgeschäfts, auf das viele Wirte das ganze Jahr hindurch warten, und auf das sie angewiesen sind. Daß sich aber die jungen Leute, die Künstler, Studenten und die Münchener Mädels von Ihnen um ihr Vergnügen prellen lassen werden, das werden Sie mit all Ihren Machtmitteln nicht bewirken. Es gibt Ateliers, es gibt Privatwohnungen genug, in denen man treiben kann, was man will, und in denen man schon aus Freude am Widerstand gegen die Staatsgewalt jetzt vielleicht freiere Sitten einführen wird, als Sie ahnen. Werden Sie nun künftighin in allen Privathäusern Polizeihunde stationieren, die anschlagen müssen, wenn ein Damenkleid nicht weit genug über Busen und Knie reicht? Wäre es da nicht gescheiter, Sie gingen lieber ganz in Pension? Denken Sie mal! Ich selbst propagiere jetzt in München die Gründung von Klubs nach englischem Muster, allein zu dem Zweck, Ihre miserablen Verordnungen Über das Nachtleben unschädlich zu machen. Eines guten Tages wird es in allen Stadtvierteln wohleingerichtete Wohnungen geben, in denen nach 3 Uhr nachts den Klubmitgliedern Kaffee (und natürlich auch alkoholische Getränke) verabreicht werden. Glauben Sie, in Ihrer Paragraphenfabrik auch dagegen Würgeinstrumente herstellen zu können? Sie werden sich, glaube ich, höllisch wundern, wieviele und was für Leute sofort als Mitglieder in die Klubs eintreten werden.

Ich werde oft nach meiner Meinung gefragt, welche Motive die Polizei wohl für ihren merkwürdigen Eifer haben mag. Ich weiß immer nur eine Erklärung: die Polizei ist Selbstzweck. Alle ihre Wirksamkeit konzentriert sich darauf, ihre eigene Existenz fortgesetzt zu beweisen. Bei der Verfolgung von Diebstählen und ähnlichen Angelegenheiten gelingt es ihr nicht immer, ihre Unentbehrlichkeit und ihr unfehlbares Geschick darzutun. Erinnerung sei nur an die Jagd hinter dem Bilderdieb, der die Neue Pinakothek besucht hatte. Da hat sich unsere Polizei mit ewigem Ruhm bedeckt. Aber wenn die öffentliche Volkswohlfahrt nach korrekt bürgerlichem Urteil im geringsten nicht gefährdet ist, dann zeigt sich die Behörde auf ihrer Höhe. Dann wird verboten und gestraft, daß alles kracht: damit doch jedermann merkt, daß auch die Polizei da ist, die für das gute Geld, das die Steuerzahler zum Zwecke ihrer eigenen Entmündigung bezahlen, auch wirklich etwas leistet.

In jeder vernünftigen Familie schaffen die Eltern nachgerade den Gewaltston gegen die Kinder ab. Das Wort „Du darfst nicht!“ wird von halbwegs modernen Menschen nicht mehr angewandt, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die Unterdrückung der Eigenart Verbitterung und Widerstand schafft. Die Erwachsenen selbst aber lassen sich in ihren privatesten Unternehmungen von fremden Leuten, die zeitweilig über eine zufällige Macht verfügen, ihr ganzes Eigenleben verbieten. Es ist wohl erstaunlich, daß das Gelächter, das die Münchener Polizei überall

erregt, noch nirgends als Ausdruck kräftiger Wut in die Erscheinung getreten ist. Die Konfiskation von Kunstwerken, mit der sich die Berliner Polizei jetzt wieder blamiert hat, die Razzien auf graziöse Zeichnungen des „Simplizissimus“, die gegenwärtig in München wieder an der Tagesordnung sind, die überall sichtbare enge Verbindung von Pfaffen und Polizisten — alle diese Dinge haben das eine Gute an sich, daß sie die Autorität ihrer Urheber in viel ausgiebigerem Maße untergraben, als es der angestrengtesten Anarchisten-Agitation möglich ist.

Die Groß-Affaire. Erst nach Schluß dieses Heftes erhalte ich neue Nachrichten über den Fall Groß, die nachzuprüfen keine Zeit mehr ist. Jedenfalls wird im Laufe der kürzesten Zeit eine sehr energische Aktion erfolgen müssen, um dem vergewaltigten Gelehrten, der von aller Welt abgeschlossen, in der Irrenanstalt auf ein Eingreifen seiner Freunde warten mag, aus seiner entsetzlichen Situation zu helfen. Die Leser des „Kain“ werden selbstverständlich über den weiteren Verlauf der Angelegenheit unterrichtet werden. Besonders wird das sehr merkwürdige Verhalten der Tagespresse, die sonst jeden Skandal wollüstig breittritt und jetzt kein Wort, auch nur der sachlichen Mitteilung, herausbringen kann, noch Gegenstand ernsthafter Kritik sein müssen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte
Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III.

No. 12.

März 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Das Duell. — Münchener Theater — **Bemerkungen:** Das Schicksal des Dr. Groß. — Fiat justitica! — Wilhelm der Streb-same. — „Wahlweiber.“ — Die Heinzemännchen. — Betragen: lobenswert. — Studentenfutter

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ **II 1912|13**

„ „ **III 1913|14**

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

Freunden des Kain sei nahegelegt, die

Probefbände an Bekannte zu empfehlen!

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. -

Jahrgang III
No. 12

München,
März 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Das Duell.

Parlamentarier zeichnen sich — besonders wenn sie die Bänke der Opposition drücken — durch erhebliche Festigkeit einer wohlparaphierten Gesinnung aus. Diese Gesinnung wird in den verschiedenen Parteien mit verteilten Rollen in den Abständen zum Ausdruck gebracht, die sich durch die Arbeitseinteilung der vaterländischen Redeinstitute von selbst ergeben. Manchmal aber tritt ein aktuelles Ereignis ein, das den schematisch sortierten Gesinnungsfluß unterbricht und zwischendurch eine Art Repetitionskurs in einer Spezialüberzeugung herbeiführt. Bei solchen Gelegenheiten tritt dann sehr viel Charakter zutage, der sich nach Anhörung der aus den Etatsdebatten wiederholten Regierungsüberzeugung, daß alles, so wie es ist, wunderschön sei und beim Alten bleiben müsse, wieder schlafen legt. So ist jetzt in einer Reichstagskommission die Erhitzung wegen der Korruption in der Waffenindustrie, in einer anderen der Bürgerstolz vor der Zaberger Leutnantsschneid röchelnd entschlummert.

Gegenwärtig ist mal wieder ein Fall akut, der eine uralte Walze in der Drehorgel der parlamentarischen

Redefreiheit ablaufen lassen wird: die Duell-Walze. Das Zentrum (das gegen Kriegsrüstungen keine ethischen Einwendungen erhebt) wird Gottes und des Papstes Zorn herabbeschwören auf die Häupter derer, die da das Blut ihrer Nebenmenschen vergießen. Die Sozialdemokratie, die an die untrügliche Beweiskraft moraltriefender Vokabeln glaubt, wird in allen Tonarten das Wort „Duellmord“ zeternd und zum Zwecke des Umsturzes der bürgerlichen Gesellschaft gegen Duellanten Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Rechte fordern. Der Fortschritt (du lieber Himmel: Fortschritt!) wird den beleidigten Ehrenmann auf den Weg der Zivilklage vor das Schöffengericht verweisen. Der Kriegsminister aber wird nicht den Mut haben, zu sagen, was er nach seiner Ueberzeugung sagen müßte: „Ich stehe hier als Vertreter einer Kaste. In dieser Kaste herrschen heute noch Begriffe von Ritterlichkeit, von denen Sie, meine Herren Abgeordneten, nichts verstehen. Ich bin nicht in der Lage, den Offizieren der Armee aufgrund Ihrer Majoritätsbeschlüsse eine neue Weltanschauung einzupflegen.“ Er wird vielmehr um die Sache herumreden, wird zu vermeiden suchen, die Herren, die ihm das Gehalt bewilligen sollen, allzu derb vor den Kopf zu stoßen, wird versprechen zu tun, was sich irgend tun läßt, und wird einen Stein vom Herzen fallen hören, wenn das Zweikampfproblem endlich zur ewigen Ruhe in eine Spezialkommission eingesargt worden ist.

Es wird niemanden wundern, daß mir als Individualisten der Standpunkt des Kriegsministers (zu dem sich vielleicht der eine oder andere Konservative mit größerer Ungeniertheit bekennen wird), sympathischer ist, als derjenige der betriebsamen Spießer, die die Moral des Viktualienhändlers als Norm über dem Lebenswandel aller Menschheit aufpflanzen möchten. Ich leugne keinen Moment, daß ich in der persönlichen und in privater Vereinbarung bestimm-

ten Regulierung von Ehrenangelegenheiten eine sicherere Gewähr für den Respekt vor dem Eigenleben der Nebenmenschen erblicke, als in der papiernen Gleichmacherei einer unpersönlichen Strafjustiz durch Dritte. Das Einzige, was mich zur Ablehnung des Duells in seiner heutigen Gepflogenheit bewegt, ist gerade wieder das demokratische, gleichmacherische Prinzip, das — wenn auch nur für eine bestimmte Kaste gültig — im Schema des Ehrenkodex begründet ist. Töricht und inkonsequent scheint es mir, daß in bestimmten Fällen von dritten Personen ein moralischer Zwang zum Zweikampf ausgeübt wird, und daß in anderen Fällen ein Ehrengericht das von beiden Parteien gewünschte Duell inhibieren kann. Ebenso absurd kommen mir die Formen vor, in denen man die Händel selbst austrägt. Ein Duell, aus dem beide Kämpfer mit heilen Knochen hervorgehen, ist eine dumme Farce. Denn das sollte die Vorbedingung zu jedem Zweikampf sein, daß nur sehr ernste Gründe zwei Gegner die Waffen zur Hand nehmen ließen, und daß nur die für beide Teile unantastbare Erkenntnis zu dieser ultima ratio veranlassen dürfte, daß einer von beiden aus dem Wege muß.

Der Metzger Fall, der zurzeit die Gemüter bewegt, soll sich folgendermaßen zugetragen haben: Die Gattin eines Offiziers begibt sich zur Herrichtung ihrer Toilette für ein Faschingsfest in die Wohnung eines Kameraden ihres Mannes. Der nimmt die Gelegenheit wahr, und durch Klatsch oder durch Renommisterei des Beteiligten kommt die Geschichte auf. Das angerufene Ehrengericht erklärt sich außerstande, einen friedlichen Ausgleich vorzuschlagen. Die beiden Offiziere treten einander mit Pistolen gegenüber, und der Ehemann bleibt tot am Platze. Dieses Duell setzte also die beschränkte und rückständige Auffassung voraus, daß die Frau ihrem Manne „gehört“, der sich sein Besitzrecht mit Ge-

walt ertrotzen kann. Aber diese scheußliche Moral (der beliebte Vergleich: Ich will meine Zahnbürste für mich alleine haben!) war ja für die Beteiligten kein Gegenstand des Zweifels und ist es gemeinhin auch für die Duellgegner nicht, am wenigsten für die wutschäumenden Politiker und Parlamentarier. Nach gesundem Empfinden hätte natürlich der Frau die Entscheidung überlassen werden müssen, für welchen Mann sie sich entschließen wolle, und erst, wenn sie beide gewählt hätte, und beiden wäre der Verzicht auf sie so unmöglich gewesen wie die Nebenbuhlerschaft des anderen, wäre der Zweikampf ethisch untadelig gewesen. Solche Betrachtungen stellen ja aber die guten Leute nicht an, wenn sie einem mutigen Menschen, der sein Leben ebenso zum Ziel einer Kugel setzt, wie sein Partner, in gellender Selbstzufriedenheit den Schimpf „Mörder!“ in die Ohren schreien.

Als der Graf Mielczynsky seine Frau mit ihrem Freunde niederknallte, da wußten unsere Duellgegner sich nicht zu fassen vor Mitleid mit dem armen „betrogenen“ Gatten. Da fanden sie es menschlich völlig verständlich, daß einer in der Wut hingehet und auf wehrlose Menschen schießt, die glücklich wären, wenn er nicht wäre. Jetzt haben die Geschworenen den Grafen freigesprochen, und wieder ist allgemein die Befriedigung darüber, daß dem Hahnrei kein Haar gekrümmt wird. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß ich gegen seinen Freispruch nichts einzuwenden hätte, weil dadurch, daß man den Mann zum Zuchthäusler macht, weder sein Ehrbegriff geändert noch die Welt verbessert würde. Das darf ein Anarchist sagen, dem die Straf Justiz ein höchst problematischer Regulator der irdischen Wohlfahrt ist. Die Bürger aber, die da meinen, Richtersprüche halten die Weltordnung zusammen, sollen sich ihrer Freude über den Freispruch schämen. Denn sie, die sich anmaßen, den Frauen ohne deren Mitwirkung Gesetze zu geben

und Pflichten aufzuerlegen, enthüllen damit eine Auffassung von den persönlichen Rechten des Weibes, die dem im besseren Sinne sittlichen Menschen das Blut zu Kopfe treibt. Sehr lehrreich ist das zeitliche Zusammenfallen des Metzger Vorganges mit dem Mezeritzer Freispruch immerhin. Hätte nämlich der polnische Graf den Neffen seiner Frau vor die Waffe gefordert und in ehrlichem Gegenüber niedergestreckt, dann wäre er heute nicht der bedauernswerte Rächer seiner Mannesehre, sondern ein blutrünstiger Duellmörder, der ins Zuchthaus gehört, wo es am finstersten ist.

Was hätte nun also der gehörnte Offizier in Metz tun sollen? Er hätte — nach Meinung der geachteten Tugendwächter — die Frau wegen Ehebruch verklagen und womöglich den Ehebrecher einsperren lassen sollen. So etwas ist nicht jedermanns Geschmack. Aber es soll einmal gelten. Wie nun aber, wenn ein im Ehrenpunkt sehr empfindlicher Mensch durch gröbliche Beschimpfung und Verleumdung gekränkt ist? Dann soll er zum Kadi gehen, die Angelegenheit zwei Schöffen — einem Milchmann und einem Geometer — unterbreiten und befriedigt heimgehen, sobald der andere vor aller Welt die Privataffären des Klägers ausgebreitet hat und schließlich zur Zahlung von 100 Mark in den Staatssäckel verurteilt worden ist. Herrschaften, es gibt Leute, die mehr Temperament im Leibe haben, als ihr euch in eurem Geschwafel träumen laßt. Und es gibt Leute, die es anekelt, persönliche Angelegenheiten im öffentlichen Gerichtssaal für jeden Sensations-Reporter breitwälzen zu lassen. Denn das ist der Sinn des Duells: private Dinge privat zu erledigen, und deshalb, weil das Duell diese Möglichkeit gibt, ist es die sauberste Form der Justiz und wird es trotz aller Parlamentsbeschlüsse und Volksversammlungsresolutionen, so lange es heikle Naturen gibt, nicht aus der Welt zu schaffen sein.

Ob ich selbst zum Zweikampf antreten würde? Ich weiß es nicht. Deshalb, weil mich jemand Esel schimpfte, würde ich ihn nicht fordern. Denn entweder bin ich einer, dann bleib ich's auch, wenn ich mich deswegen schlage, oder ich bin keiner, dann wird meinen Werten durch die Beschimpfung kein Abbruch getan werden. Ohrfeigt mich jemand, dann wehre ich mich meiner Haut, so gut es gehen will, aber meine Ehre fühle ich nicht dadurch ramponiert, daß ein anderer stärker war als ich. Wegen einer Frau würde ich auch kaum ums Leben kämpfen, weil ich der Ansicht bin, daß die Frauen ihre Entscheidungen selbst zu treffen haben. Ich kann mir den Grund, der mich persönlich zum Duellieren veranlassen sollte, also kaum vorstellen. Trotzdem kann ich mir denken, daß es Gründe geben könnte, um deretwillen ich selbst zum Zweikampf herausfordern würde. Ethische Bedenken hätte ich jedenfalls nicht. Denn sich mit gleichen Waffen zu gleichem Kampfe einem Feinde gegenüberstellen, dünkt mich tapferer und ehrenvoller, als etwa im Kriege aus verdeckten Gräben auf Befehl auf Menschen schießen müssen, die mir nichts getan haben und die ich nicht kenne.

Den Herren Sozialdemokraten aber sei in Erinnerung gebracht, daß es auch in ihren Reihen schon Leute gegeben hat, die über das Duell anders urteilten, als sie heute tun. Vor wenigen Jahren trat der Franzose Jaurès zu einem Zweikampf an, und es ist nicht lange her, da bestattete man im Münchener Waldfriedhof eine Frau zur letzten Ruhe, die ihrem verpfuschten Leben mit Gift ein Ende gemacht hatte, einem Leben, für das einmal ein tapferer aufrechter Mann im Duell gefallen war. Wenn einmal wieder die Arbeitermarseillaise ertönt, dann mögen sich die Sänger an den Tod des Besten erinnern, den sie gehabt haben, ehe sie den Schlußvers singen:

„Der Bahn der Kühnen folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!“

Münchener Theater.

Den ungeduldigen Lesern, die die Freundlichkeit haben, meinem Urteil über Theaterleistungen Wert beizumessen, zur Antwort, daß das Schweigen des „Kain“ seit einem Vierteljahr nicht allein mit Raummangel entschuldigt werden soll. Den Platz für Bühnenberichte hätte ich allenfalls schaffen können, wenn in irgend einem Münchener Kunstauschank in diesen Monaten eine Beträchtlichkeit zum Vorschein gekommen wäre. Ich bin heilfroh, daß ich von Anfang an hier nicht in pedantischem Pflichtgefühl hinter jedem belanglosen Schmarrn hergelaufen bin, um ihn in kritischer Betriebsamkeit in seine Bestandteile zu zerlegen. Denn ich bedanke mich dafür, die ausreichend bekannte Tatsache, daß die Münchener Theater kein der Bedeutung und dem Renommee der Stadt als Kunstzentrum, noch den Ansprüchen eines keineswegs minderwertigen Theaterpublikums auch nur entfernt entsprechendes Repertoire haben, Monat für Monat an einem halben Dutzend Schreckbeispielen zu erhärten. Ich verzichte auch darauf, die Erfahrung, daß die Bühnen wichtige Darstellungskräfte entweder nicht haben, oder wo sie ihnen zu Gebote stehen, nicht benutzen, immer und immer wieder zu bejammern. Daß wir hier ein Hof- und Residenztheater besitzen, das die ein wenig anspruchsvolle Rolle einer jugendlichen Liebhaberin einfach nicht besetzen kann, (nachdem dem unmöglichen Zustand, ohne jugendliche Charakterspielerin auszukommen, durch das Engagement des Frl. Ritscher allerdings das erfreulichste Ende gemacht worden ist), daß seit Herrn v. Frankensteins Berufung wichtige und begabte Schauspieler, wie Frau v. Hagen, Gustav Waldau und Dr. v. Jacobi, nahezu kaltgestellt sind, das sind Verhältnisse, an die wir uns nach und nach so ziemlich gewöhnt haben. Daß dort immer noch die klassischen Heldinnen von der Berndl gespielt werden, bemerken wir längst nicht mehr, weil wir seit undenklichen Zeiten schon aus diesem Grunde in kein klassisches Drama mehr hineingehen. Ebenso wenig wundert es jemanden, daß am Max-Joseph-Platz seit Non-Posarts Tagen für Hebbel, Grillparzer, Ibsen usw. keine Umbesetzungen vorgenommen worden sind. Speidl, der sicher sehr gern reformiert hätte, mußte gegen Widerstände kämpfen, an denen er zerbrach. Herrn v. Franckenstein aber scheint die Verknöcherung des ihm unterstellten Instituts gar nicht zu inkommodieren. Er berufe endlich für das Schauspiel des Hoftheaters einen modernen und sachverständigen Mann als Direktor und beschränke sich selbst auf die Pflege der Oper, von der er ja etwas verstehen soll. Oder aber er trete nach

Ablauf seiner Probezeit von seinem Posten, dem er sich bisher nicht gewachsen gezeigt hat, zurück.*)"

Das Schauspielhaus bietet ebensowenig Anlaß, Jubelhymnen zu singen. Der Ehrgeiz der Direktion, gelegentlich seriöse Literatur zu bringen, scheint ganz eingeschlafen zu sein, sofern nicht gerade ein Münchener Autor nicht zu umgehen ist. Wir verschmerzen ja schließlich diese Zurückhaltung eines Wagemuts, der sich vor zwei Jahren noch an die „Königin Christine“ herantraute, wenn wir etwa der „Rausch“-Katastrophe vom vorigen Jahre gedenken. Dabei wäre gerade aus diesem Theater viel zu machen, wenn sich die Direktion entschließen könnte, endlich einen modernen Regisseur zu engagieren und das Personal nach leidlich großstädtischen Ansprüchen zu ergänzen. Mit weiblichen Kräften ist ja das Schauspielhaus ganz befriedigend versorgt. Mit den Damen Glümer, Woiwode, Nicoletti, Rosar, Rust ist viel anzufangen, und wenn die Herren Günther, Weydner, Pepler, Jessen usw. die Unterstützung anderer tüchtiger Schauspieler in den unbesetzten Fächern des jugendlichen Charakterspielers, des komischen Bonvivants und etlicher Chargen erhielten, dann dürfte sich eine umsichtige Regie mit diesem Personal recht wohl an große Aufgaben herantrauen. Solange aber ein Schauspieler, der in derben, volkstümlichen Rollen mitunter ganz anständige Leistungen gezeigt hat, wahllos zu allen diffizilen Aufgaben herangezogen und wie ein Heldentenor poussiert wird, solange kein Stück

*) Ich freue mich, noch vor Abschluß des Heftes dem Residenz-Theater eine höchst erfreuliche Tat attestieren zu können. „Das Friedensfest“, dieses unheimlichste und zugleich stärkste Werk des jungen Gerhart Hauptmann, wurde in Steinrücks vortrefflicher Inszenierung aufgeführt. Ich muß auf eine ausführliche Besprechung des Stückes, das keineswegs durchaus in die Serie der konsequent naturalistischen Dramen gehört und eher mit Strindberg als mit Ibsen Verwandtschaft hat, verzichten. Ueber die Darstellung ganz kurz die Feststellung, daß Steinrück seinen Verdiensten als Regisseur und Darsteller (sein Dr. Scholz war erschütternd stark) ein neues hinzugefügt hat, und daß die ganze Aufführung ausgezeichnet war. Frl. Schwarz gab der verhärmten Frau echtes Leben, Frl. Hohorst zeichnete die ältliche hysterische Tochter in klaren Strichen, v. Jacobis Wilhelm war eine sehr klug angelegte Leistung. Graumann zeichnete sich als der zynische Materialist Robert durch ruhige Sicherheit und große Natürlichkeit aus. Frau Buchner war in Frl. Berndl sinngemäß verkörpert (warum gibt man dieser Schauspielerin nicht immer solche Rollen?), und an der Darstellung der wichtigen Rolle der Ida zeigte sich leider von neuem, daß das Fach der Sentimentalen am Hoftheater unbesetzt ist. Ein hübsches sympathisches Gesicht tut es nicht allein: ein klein wenig Temperament sollte doch wohl auch dabei sein.

an die Rampe kommt, dem nicht ein halbes Dutzend Besetzungsfehler im voraus das Genick umgedreht haben, solange wird das Theater in der Maximilianstraße keinen Anspruch darauf erheben dürfen, sehr respektvoll kritisiert zu werden.

Flüchten wir also in die Kammerspiele. Ich wollte Herrn Direktor Ziegel erst verschnaufen lassen, wollte die schwierige Situation berücksichtigen, in der er das Theater übernahm, ihm Zeit geben, seine Stellung dem mißtrauischen Publikum gegenüber zu festigen, ihn nicht durch vorzeitige Nörgeleien kopfscheu machen, ihm jetzt aber endlich doch ermunternd zuzurufen: Nu aber los! So war meine Absicht, als ich die Betrachtungen dieses Artikels überdachte. Es schien mir angezeigt, ermutigend anzuspornen, daß in den Kammerspielen modernste Versuche angestellt würden. Denn was bisher an dem Theater auszusetzen ist, betrifft eigentlich nur das Repertoire, das zaghaft nur immer das auswählt, was schwerlich über lauwarme Temperatur erhitzen kann. (Von der Ausnahme des Eulenbergschen Inzest-Dramas laßt uns verzeihend schweigen.) Der Regisseur hätte sonst Unannehmlichkeiten zu fürchten.) Einen Vorzug vor allen anderen Münchener Bühnen haben die Kammerspiele jedenfalls: ein Ensemble, das diesen Namen wirklich verdient, gute — zum Teil vorzügliche — Schauspielkräfte, die brillant aufeinander abgestimmt und daher prädestiniert sind, vor schwere und ungewöhnliche Aufgaben gestellt zu werden. Mit den Herren Ziegel, Schwaiger, Kaiser, Manning, Albrecht und den Damen Horwitz, Lorm, Unda könnten famose Aufführungen wertvoller jüngstmoderner Dramen unternommen werden. Bei Thomas „Sippe“, einem wahrhaftig sehr gefährlichen Stück, half die vorzügliche, ganz abgerundete Darstellung an allen Klippen vorbei und bewirkte einen großen Erfolg, der dem Theater redlich zu gönnen war.

Plötzlich wird jetzt ein Gerücht laut, daß jeder, der es hört, das Maul aufreißt und sich an den Kopf faßt: Ziegel löst sein Ensemble auf. Ablaufende Kontrakte werden nicht erneuert, fortlaufende werden gekündigt. Schwaiger, der solide Köhner, der nie eine Rolle schmeißt und für jede Wurzen zu brauchen ist, geht. Manning, eine als Schauspieler wie als Regisseur gleich schätzbare Kraft, tritt ab. Emilia Unda, die sich in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit an den Kammerspielen auf schwierigen Posten bewährt hat und ohne Frage ein Talent von guten eigenen Werten ist, soll verschwinden. Und Sidonie Lorm, selbst die Lorm, die heute unter den deutschen Chargenspielerinnen in der ersten Reihe figuriert, und der das Ziegeische Theater mehr als einen Erfolg verdankt, hat den blauen Brief

gekriegt. Ja, liebster Erich Ziegel, was ist Ihnen blos in die Krone gefahren? Sind Sie denn von Gott und allen guten Geistern verlassen? Wovon, mit Verlaub, wollen Sie denn Ihr Geschäft weiterführen? Sie spielen da eine gefährliche Partie und erschweren sich Ihre Position böser, als Sie zu ahnen scheinen. Wissen Sie denn schon, wie der Ersatz aussehen wird, den Sie sich zusammenengagieren müssen, daß Sie als einziger Münchener Direktor, der über ein geschlossenes Ensemble verfügt, jetzt von vorn anfangen wollen? Mit größerem Geschick hätte man schwerlich die Talente aus einem Bühneninstitut eliminieren können, wie Sie es jetzt zu tun im Begriffe stehen. Wollen Sie vielleicht in Roberts Bahnen einschwenken und wieder ein Startheater aus den Kammerspielen machen? Wenn Sie guten Ratschlägen zugänglich sind: hüten Sie sich davor! Laufen Sie jetzt noch hinter Ihren Mitgliedern her und halten Sie fest, was Sie noch kriegen können. — und sei es auch um den Preis eines gründlich erhöhten Gagenetats! Sie begehen eine Torheit, die Sie nicht wieder reparieren können!

Vielleicht ist meine einsame Stimme zu schwach, um den übel beratenen Mann zur Vernunft rufen zu können. Dann aber möge Direktor Stollberg sich besinnen! Eine solche Gelegenheit, sein Ensemble zu regenerieren, kehrt nicht so leicht wieder. Er verpflichte sie allesamt an sein Institut, die Künstler, die ihm sein Kollege Ziegel in die Arme treibt! Ein guter Regisseur und vier ausgezeichnete Schauspieler sind zu haben! Wenn aber beide Herren jetzt den Moment verpassen, wenn wir mit einem Schlage alle diese wertvollen Leute aus München fortziehen lassen müssen, dann wollen wir uns betrübt gestehen, daß an dem Theaterbetrieb in dieser Stadt Hopfen und Malz verloren ist. Dann wollen wir uns in den Kientopp setzen und uns bei elegischem Harmoniumspiel daran erbauen, wie Max Reinhardts Renommierschauspieler in ergreifenden Schicksalstragödien siebzehn Mal die Stiegen auf- und abspazieren, und wie König Ludwig von sechs Oberförstern vor ein erlegtes Wildschwein geleitet wird.

Bemerkungen.

Das Schicksal des Dr. Groß. Der Arzt Dr. Otto Groß befindet sich immer noch in der Irrenanstalt. Wie aus einem Brief von ihm hervorgeht, den Maximilian Harden (mit eigenen Sätzen, in denen er sich warm für den Gelehrten einsetzte) in der „Zukunft“ veröffentlichte, ist die Internierung zurzeit eine freiwillige, d. h. Dr. Groß hat sich nachträglich damit einverstanden

erklärt, auf seinen Geisteszustand beobachtet zu werden, um den Beweis der Intaktheit vollkommen erbringen zu können. An dem widerrechtlichen Verfahren, durch das seine Festnahme, Ausweisung, Auslieferung und Einsperrung charakterisiert ist, wird damit natürlich gar nichts geändert. Vielmehr scheint jetzt die erhöhte Wachsamkeit seiner Freunde geboten. Denn im „Neuen Wiener Tagblatt“, das übrigens auch den erwähnten Brief und die Ansichten der Freunde des Internierten wiedergab, wurde der Versuch gemacht, die Gewaltmaßregeln nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch der dauernden Entmündigung und Abschließung vorzuarbeiten. Dazu sucht man die öffentliche Stimmung in der Weise zu beeinflussen, daß Dr. Groß als gemeingefährlich hingestellt wird. Um diesen Zweck zu erreichen, sind dem „Neuen Wiener Tagblatt“ Behauptungen mitgeteilt worden, die glatte Lügen sind und die als Lügen zu ihrer Zeit erwiesen werden sollen.

Die deutsche Tagespresse schweigt immer noch. Der Vorwurf der Feigheit kann ihr länger nicht erspart bleiben.

Fiat justitia! Die staatserhaltenden Elemente unseres deutschen Vaterlandes haben Grund zu heller Freude. Ein Graf, der mit zwei wohlgezielten Flintenschüssen sein Haus vom Ehebruch gründlich gesäubert hatte, ward von den aus dem Volke erlosten Richtern von Schuld und Sühne frei erkannt. Das deutsche Familienleben (und wenn es auch ein polnisches sei) ist also gerettet. Zu gleicher Zeit erkannte die Strafkammer der Stadt Frankfurt a. M. zu Recht, daß die Ueberzeugung eines kränklichen Weibes von der Unzulänglichkeit staatlicher Einrichtungen, in der Hitze des Temperaments in eine verhängliche Form gefaßt, mit einem Jahre Freiheitsberaubung gesühnt werden muß. Warum hält auch das Frauenzimmer nicht die Fresse! Wiederum zu gleicher Zeit aber wurde von deutschen Richtern ein dreizehnjähriger Junge, der, ohne heut anheben zu können, warum, ein kleines Mädchen mit einer eisernen Stange totschrug, zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Solche Pflänzchen muß man mores lehren! Blätter vom Schlage der „Deutschen Tageszeitung“ (deren Redakteur Nordhausen immer noch die „liberalen“ „Münchener Neuesten Nachrichten“ mit sehr nachträglichen Berliner Berichten versieht) haben alle diese Urteile mit lebhafter Befriedigung zur Kenntnis genommen.

Die Gerechtigkeit unseres Landes bietet also dieses Bild: Der Mann, der über zwei Leichen weg seine verletzte Hausherreneitelkeit rächt, tut wohl daran. Die Frau, die gegen Kriegsallarm das menschliche Gefühl der Massen anruft, gehört wie ein Vieh in den Käfig gesperrt. Das Kind, das noch ohne Kontrolle seiner Triebe, noch ohne Respekt vor fremdem Leben, fehlt, muß seine Tat mit dem Verlust der ganzen Jugend sühnen.

Der Fall Mielczynsky ist hier ausführlich genug behandelt worden. Gegen den Freispruch wäre nichts einzuwenden, stände er nicht in so grauenhaftem Widerspruch zu den Bestrafungen, die allenthalben um kleinerer Vergehen willen verhängt werden. Möge der Graf sich seiner Freiheit so gut freuen, wie er kann. — Das entsetzliche Urteil gegen den jungen Totschläger spricht für sich selbst. Oder glaubt ein Mensch, daß der Kleine, wenn er mit 23 Jahren das Licht wiedersehen wird, ein besserer Erdenbürger sein wird, ein sittlich gefestigter, von der Weisheit der Welt belehrter Mann? Was noch heil ist in dem Knaben, dem ganz gewiß seine furchtbare Tat allein Strafe genug ist fürs ganze Leben, das wird in der Zelle zerbrochen werden. Die Jahre seiner Pubertät, die Jahre, die mehr Sonne brauchen als vorher und nachher das ganze Sein, diese Jahre werden ihm Leib und Seele auffressen — von Rechts wegen.

Rosa Luxemburg aber, die tapfere Rebellin, die um einer sittlichen Idee willen leiden muß, möge die Hand nehmen, die sich ihr aus dem anderen Lager hinstreckt, und dem herzlichen Wunsche glauben, daß sie ungebrochen an körperlicher und seelischer Kraft zurückkehren möge zu neuem Kampf um Freiheit und Menschenglück! Denn das alte Wort hat besseren Sinn, als die ahnen, die es zumeist im Munde führen: *Fiat justitia — percat mundus!*

Wilhelm, der Strebsame. Die Albanier sind glücklich, restlos glücklich. Deutschland hat aus der Ueberfülle seiner Fürstenhäuser ein zu krönendes Haupt abgestoßen und dem freundlichen Balkanvolk, das jetzt einen eigenen Regierungsladen aufmachen will, zum Anhochten überlassen. Wilhelm zu Wied hat den Leitungsdrat seiner Vaterlandsliebe schon umgeschaltet und ist nun eifrig beschäftigt, sich mit seinem Volk auf albanisch anzubiedern. Zu seiner Hauptstadt hat Wilhelm I. zur Vorsicht nicht Skutari erwählt, sondern Durazzo, das immerhin am Meere liegt und per Kriegsschiff nicht nur erreicht, sondern auch verlassen werden kann. Vorsicht schadet nie. Als Alexander von Battenberg in ähnlicher Lage war, und ein Engagement nach Bulgarien annehmen wollte, kam er vorher zu Bismarck und fragte den um Rat. Der erfahrene Kanzler sah sich den strebsamen Fürsten an und meinte dann freundlich: „Gehen Sie ruhig hin. Es wird Ihnen im späteren Leben mal eine hübsche Erinnerung sein.“ — Und so wollen wir denn auch dem frischgebackenen Albanier die herzlichsten Wünsche auf den kronenvollen Weg mitgeben. Heil ihm, dem ersten König von Albanien! Heil ihm, Wilhelm zu Wied auf Wiedersehen!

„Wahlweiber.“ Die Preßköpfe des deutschen Freisinns kriegen jedesmal eine Viechangst, wenn jemand, der über Temperament verfügt, dieselben Ideen vertritt wie sie. Da sind sie nun (besonders für England) die entschiedensten Anhänger des Frauenwahlrechts und müssen erleben, daß die englischen Kämpferinnen für dieses Recht — *horribile dictu!* — den Wi-

derstand der Regierung mit illegalen Mitteln zu brechen suchen. „Wahlweiber!“ stöhnen ihre deutschen Gesinnungsgenossen und die Kinnbacken fallen ihnen hörbar ein (das einzige, was ihnen jemals eingefallen ist).

Ich brauche hier nicht noch einmal zu wiederholen, daß mir das Wahlrecht der Frauen nur deshalb mehr gilt als das der Männer, weil sie es noch nicht haben. Aber diese Entrechtung ist brutal, dumm, gemein und in hohem Maße empörend. Und da sich nun mal die Frauen vor allen wichtigeren Rechten, die ihnen vorenthalten werden, auf dies eine kaprizieren, mag es immerhin als Symbol für die ganze, gerechte Sache der Frauenbewegung anerkannt werden. Ich habe aus meiner Sympathie für die leidenschaftliche Art der englischen Frauen, ihre Ziele zu erzwingen, nie ein Hehl gemacht. Ich sehe mich auch nicht in der Lage, angesichts der Tat des Frl. Richardson, das ein sehr wertvolles Bild der englischen Nationalgalerie (die Venus des Velasquez) schwer beschädigte, meine Ansicht zu revidieren, obwohl ich so gewiß ein Fanatiker der Kunst, wie kein Fanatiker des Parlamentarismus bin.

Seien wir doch einmal vor uns selbst so anständig, folgende Betrachtung anzustellen: Es ist bei dem Wahnwitz des gegenwärtigen Gesellschaftsbetriebes für die Wohlfahrt der Menschen absolut gleichgültig, ob die Venus des Velasquez existiert oder nicht. Kunstwerke haben allgemeinen Wert nur in Zeiten der Kultur. Kultur ist zuerst bedingt durch Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit aber verlangt bei der gesellschaftlichen Konstellation unserer Zeit (die einen Vergleich mit dem alten Griechentum ausschließt) gleiche Rechte der Frauen mit den Männern, da sie auch gleiche Pflichten haben. Hat die englische Bilderstürmerin erreicht, daß ihre Tat bei den wenigen, die in ehrlichem Gefühl, nicht in träger Nachplapperei, Kunst lieben, Erregung und Bestürzung hervorgerufen hat, dann war ihr Beginnen, für das sie langwährende Einkerkierung auf sich nahm, nicht umsonst. Denn für den Preis, daß die geistige Vorhut der Menschen endlich einmal Anteil nähme an dem, was alle angeht, und vermöge ihrer Superiorität Einfluß übe auf die Schaffung kultureller Zustände, — für diesen Preis wäre es um alle Kunstwerke der Welt nicht zu schade. Das sage ich, der ich um ein Bild, eine Skulptur, ein Gedicht trauern könnte wie um eine Geliebte, aus meiner heiligsten Ueberzeugung heraus.

So. Jetzt mögen mich Künstler und Kunstfreunde in allen Zonen für den reaktionärsten Banausen halten. Ich werde es zu tragen suchen.

Die Heinzemännchen. Der bayerische Landtag hat wiederum beraten, hat erkannt, daß die Unsittlichkeit, besonders in München, überhand nimmt und hat einen Antrag angenommen, nach dem den sündigen Trieben der Zeitgenossen weitere Riegel vorgeschoben werden. Na, endlich. Es war höchste Zeit zu solchen Maßregeln,

Zunächst werden einmal die Schaufenster gereinigt werden. Präservativs und Kunstwerke werden den Blicken der Straßenpassanten entzogen. Irrigatoren, Büstenhalter, Strumpfbänder, Gedichte, Nachttöpfe, Korsette, Busenentfalter, Romane,

Suspensorien, Badepuppen, Novellen, Bidets, Dramen und Schwimmhosen werden ihnen folgen. Das einzige, was noch nackt ans Tageslicht darf, werden die Lügen sein, die den Schrei nach der Sitte begründen müssen.

Die neue lex Heinze, mit der der deutsche Reichstag schon wieder dem § 184 Str. G. B. beispringen will, konnte man in Bayern nicht mehr abwarten. Wo es um die Moral geht, ist die blau-weiß-schwarze Trikolore der schwarz-weiß-roten ja immer voraus gewesen. Und so wird auch das Verbot der Reklame für Antikonzeptionsmittel in Bayern viel schneller als im übrigen Reich die Unzucht vermindern und die Zucht erhöhen helfen. Die klugen Gesetzemacher in Berlin und München meinen nämlich, die Verdrängung gewisser Gummiwaren aus dem Inseratenteil der Zeitungen werde dem Geburtenrückgang in Deutschland steuern. Naive Gemüter! Von sozialen und ökonomischen Zusammenhängen im Geschehen der Dinge haben sie keine Ahnung. Man verhindere bloß eine bestimmte Art Annoncen, und die Frauen werden funktionieren wie die Repetiergewehre.

Herrschaften! (Herr Dr. Naumann, M. d. R., passen Sie auf, es geht auch Sie an.) Der Geburtenrückgang, der euch plötzlich so arge Kopfschmerzen macht, hängt eng zusammen mit den schauerhaften, für die Bevölkerung nicht mehr erträglichen Krisen, in die eure blödsinnige Politik das Land hingerissen hat. Der Militarismus, dem euer heiliger Patriotismus die letzte Volkskraft in den Darm stopft, läßt die notwendige Ernährung eines sich im gewohnten Verhältnis steigenden Menschenzuwachses nicht mehr zu. Da könnt ihr verbieten, was ihr mögt, deshalb werdet ihr der Selbsthilfe des Volksinstinkts nicht den geringsten Abbruch tun. Ihr werdet höchstens erreichen, daß sich die Bestrafungen armer Frauen und Mädchen nach dem Abtreibungsparagraphen in entsetzlicher Weise vermehren werden. In diesem Jahre werdet ihr die neue Militärvorlage zum Schutz der Ostgrenze bewilligen. (Sie kommt. Die Dementis sind so heftig, daß nicht mehr gezweifelt werden kann.) Damit werdet ihr dem Volk, das euch die Soldaten stellen soll, von neuem für einige hundert Millionen Mark Blut und Eiweiß abzapfen. Die Wirkung der also verminderten Zeugungskraft und Gebärlust werdet ihr mit banger Sorge um die Wohlfahrt des Landes beobachten, und, um sie abzuschwächen, neue Gesetze erfinden, die an armen Prostituierten ausgehen werden. Aber ihr werdet überaus zufrieden sein mit euch selber, weil ihr so sehr fromm, sittlich und weise seid.

Betragen: lobenswert. Mögen diese Hefte auch dem Kulturhistoriker späterer Tage sonst keine geringste Handhabe zur Beurteilung zeitgeschichtlicher Verhältnisse bieten, — das Verdienst werden sie für sich beanspruchen können, daß aus ihnen allein, bis ihr Papier zerfällt, ein Charakterbild der Münchener Polizei, wie es sich dem unbefangenen und von ihr unabhängigen Beobachter heute darstellt, zu entnehmen sein wird. Ich möchte ja gerne einmal pausieren, mal einen Monat vorübergehen lassen, ohne eine in der Weinstr. ausgebrütete Kuriosität dem Publikum vorzuführen. Aber die Polizei überstürzt sich

mit ihren Seltsamkeiten, sie läßt keine Zeit zum Auspusten, sie ist fruchtbar wie eine Karnickelmama, und wenn ich hier nicht eine oberflächliche Registratur für ihre Absonderlichkeiten eingerichtet hätte. — wo sonst in München Lesepapier bedruckt wird, da wird freundlich lächelnd quittiert, was einen Weltfremdling wie mich staunend erbleichen macht.

Der der Unterbindung großstädtischer Entwicklung der Stadt München gewidmete Apparat beschränkt sich schon nicht mehr auf die Ausübung einer von Sittlichkeit durchtränkten Zensur, er beschäftigt sich neuerdings auch damit, über bereits exekutierte Sittlichkeit Zensuren zu verleihen. Als der moralische Fasching 1914 sein Ende erreicht hatte, wurde einem schreibkundigen Mann des Polizeipräsidiums aufgetragen, einen Brief an die Tageszeitungen zu verfassen, in dem dem Verhalten des Publikums von Obrigkeitwegen die Note: Betragen lobenswert leutselig zugewinkt wurde. Wir erfahren aus dem Schriftstück, das die Gazetten mit ehrpusseligem Ernst und bescheidener Zustimmung wiedergaben, daß die Aufsichtsräte der Münchener Tugend im ganzen recht befriedigt waren von den Fortschritten der Faschings-Sittlichkeit. Die bei Festlichkeiten zur Beobachtung der weiblichen Beine aufgestellten Beamten fanden nur selten Gelegenheit, das Aergernis zu nehmen, das sich später in Strafmandaten zu konkretisieren pflegt. Aber die Veranstalter der Feste, die arrangierenden Künstler, zeigten sich auch sehr entgegenkommend und berieten immer vorher mit den Polizeiorganen, wie der gute Geschmack der Polizei vor das Amüsement der Festgäste gestellt werden könnte. Nur kleine Feste interner Art wußten sich leider noch der Sittlichkeit zu entziehen. Aber im nächsten Jahre will man diese Rudimente einer schamlosen Harmlosigkeit womöglich ganz untersagen.

Eines möchte man nach der Lektüre der polizeilichen Schreibübung gerne erfahren: Was mag das für eine Sorte von Künstlern sein, die sich mit den Organen des öffentlichen Tugenddienstes zusammensetzt, um den selbst veranstalteten Vergnügungen die moralischen Grenzlinien abzustecken? Wie mögen die Leute aussehen, die — als Künstler! — sich bei den Arrangements lustiger Faschingsfeste von der Sittenpolizei beraten lassen? Die hohe Behörde verfolgt bei ihrem Vorgehen den ausgesprochenen Zweck, in Künstlerkreisen das ein wenig brüchig gewordene Gefühl der Scham wieder in Stand zu setzen. Es scheint an der Zeit zu sein, diesem Beginnen von einer anderen Seite her wirksamen Beistand zu leisten.

Studentenfutter. Die „M. N. N.“ überraschten mich am 6. März mit folgender Notiz, aus der ich gerne entnehme, daß ich mit meiner Zeitschrift auch für dieses Organ nunmehr als existierendes Lebewesen anerkannt werde:

„Im Zeitschriftensaal der k. Universitätsbibliothek — so schreibt man uns — ist seit einigen Tagen die von Erich Mühsam herausgegebene Zeitschrift „Kain“ der Studentenschaft entzogen worden. Vom „Anfang“, dessen Art wohl jetzt hinreichend bekannt ist, lag eine Probenummer auf, weitere Hefte kamen nicht mehr. Das erste Heft von „Die

neue Kunst" wurde bald wieder eingezogen und die Zeitschrift im Katalog gestrichen. Es fehlen weiter der „Wiesacker Bote“, ein sehr beachtenswertes parteiloses akademisches Kampforgan, ferner folgende für das literar. Leben der Gegenwart wichtige Zeitschriften: ‚Die Fackel‘, ‚Die Schaubühne‘, ‚Orplid‘, ‚Saturn‘. ‚Die Argonauten‘, ‚Die neuen Blätter‘, ‚Die neue Kunst‘, ‚Die Revolution‘, ‚Der Sturm‘ und ‚Die Aktion‘. In der Zuschrift wird die Vorenthaltung dieser Zeitschriften als eine geistige Bevormundung und als ein Gewissenszwang bezeichnet, wogegen Protest erhoben werden müsse. — Die zuständige Stelle, der wir den Inhalt dieser Zuschrift mitteilten, äußert sich hierzu, wie folgt: Die in der k. Universitäts-Bibliothek München bestehende Lesehalle kann nur eine Auswahl von Zeitschriften bieten, da sie in ihren Mitteln beschränkt ist. Von den erwähnten Zeitschriften werden häufig Probenummern gratis übersandt, die dann zur Einsicht aufgelegt werden. Laufen keine weiteren Nummern ein, so werden nach einiger Zeit die Probenummern wieder entfernt. Die Zeitschrift „Kain“ insbesondere wird nicht mehr öffentlich aufgelegt, da diese von den Studenten regelmäßig als Sprechsaal benützt und mit Randglossen versehen wurde. Auf Verlangen wird jedes Heft dieser Zeitschrift von den Aufsichtsbeamten zur Verfügung gestellt werden. Im übrigen ist die Zahl der erscheinenden Zeitschriften so groß, daß die Vorstandschaft der Bibliothek selbst bei reichlicheren Mitteln nicht alle Wünsche befriedigen könnte; sie muß sich daher immer auf die Anschaffung besonderer Typen beschränken.

Die zuständige Stelle scheint sich da doch von gar zu bürokratischen Grundsätzen leiten zu lassen. Wenn ein Blatt in so hohem Grade das Interesse der Studenten fesselt, daß nach eigenem Ausspruch der Lesehallenverwaltung sein Spiegelrand geradezu als Sprechsaal Verwendung findet, dann sollte man doch seine Anregungen der Diskussion nicht entziehen, sondern womöglich noch Papier zu ihrer Erweiterung zur Verfügung stellen. Der Verlag des „Kain“ (ist diese Zeitschrift übrigens kein besonderer Typus?) hat in dieser Erwägung dem Zeitschriftensaal der k. Universitäts-Bibliothek angeboten, gratis und franko jede gewünschte Anzahl von Exemplaren zum Lese- und Schreibgebrauch regelmäßig einzusenden. Womit denn hoffentlich den Wünschen der Studentenschaft wie denen der Lesehallen-Verwaltung gleichmäßig Rechnung getragen sein dürfte.



Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Im Kainverlage erschienen:

Der Krater

Gedichte von ERICH MÜHSAM

Zweite Auflage.

Preis Mk. 2.—.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.